This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

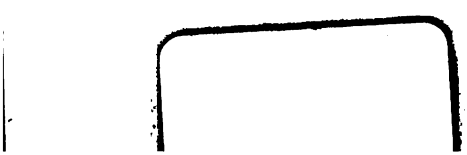
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06667135 9

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Koh
EC1
Digitized by Google

Digitized by Google

Skizzen

aus

Natur- und Völkerleben

von

J. G. Kohl.

Zweiter Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Skizzen

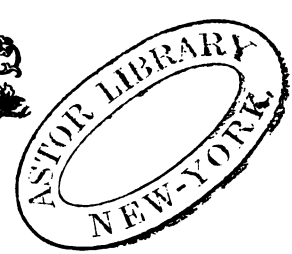
aus

Natur- und Völkerleben

von

J. G. Kohl.

Zweiter Theil.



Dresden,
Rudolf Kuntze.
1851.

Digitized by Google

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.

VII. Eine Moselfahrt von Trier nach Koblenz.

Im Herbste 1849. . . . . 1—42

Mangelhaftigkeit unserer Landkarten. — Die alte Moselbrücke von Trier. — Sonnenaufgang, Monduntergang. Doppellichter. — Weinlese. — Moselnachen. — Große und kleine Weinbergsbesitzer. — Reform der Weinbauwirthschaft. — Die Hebungsmasse der Eifel und des Hundsrücks. — Klimatische Verhältnisse des Moselthales. — Besiedelung und Bevölkerung des Moselthales. — Flußkrümmungen. — Pittoreske Contraste der beiden Uferseiten. — Einfluß der Flußkrümmungen auf die Bodenkultur. — Die „Lohe- oder Rodehecken". — Einwirkung der Flußkrümmungen auf den historischen Charakter und die politische Rolle der Mosel. — Wegebau im Moselthale. — Des Ausonius Mosella. — Die römische und die heutige Mosel. — Die „Moselhalfen". — Der Weinbau im Moselthale. — Die „Wein-Chöre". — Künstliche Weinbergsarchitektur. — Das „Schiefern", das „Rühren". — Außergewöhnliche Winzerarbeiten. — Winzerhäuschen. — Weinproduction. — Einfluß des Zollvereins auf den Moselweinbau. — Bauart der Moselortschaften. — Schloßruinen. — Junkerhäuser. — Mannichfaltigkeit der Moselortschaften. — Ihr Alter. — Die Schöppenstädter des Moselthals. — Die Kochemer. — Androhung eines Protokolles. — Der Theerpinsel. — Stromarbeiten in der Mosel. — Moselschiffer. — Passage bei den Sprengkasten. — Ankunft in Koblenz.

Digitized by Google

Seite.

VIII. **Besuch in den Höhlen der fränkischen Schweiz.**

Im Herbste 1849. . . . . 43—94

Die fränkische Hochebene. — Die Wege zur fränkischen Schweiz. — Forchheim. — Die Forchheimer Sattlermeister und ihre Braunen. — Der „Weißelesberg". — Das Wiesentthal. — Streitberg. — Namen der fränkischen Höhlen. — Verschiedenartigkeit der Höhlen. — Höhlenentdeckerei. — Muggendorf — Das „Barmometer". — Slawisches in den Obermaingegenden. — 1. Die Romüller'sche Höhle. — Aufbruch zu derselben. — „Nebelwulken". — Die „Höhleninspectoren". — Die Illumination. — Die Formen der Stalaktiten. — Steinerne Gardinen und Glocken. — Steinerne Besätze. — Anfänge der Stalaktitenbildung. — Stolomiten. — Die Namen der Stalaktiten. — Das „Allerheiligste". — Die Thiere in den Höhlen. — 2. Die Gailenreuther Höhle. — Die jagenden Bauern. — Mißbräuche und böse Folgen der Jagdfreiheit. — Das ehemalige Plünderungssystem der Höhlen. — Die Thierknochen. — Bergbau auf Knochen. — Die Anhäufung der Thierknochen in den Höhlen. — Die Höhlenbären, Höhlenhyänen. — Einschwemmung der Höhlenknochen durch Wasserfluthen. — 3. Die Sophienhöhle. — Das Freiwasser. — Die „Riesenburg". — Rabeneck. — Die Vorhalle der Sophienhöhle. — Entdeckung der „Höhlenkönigin". — Conservirung der Stalaktiten. — Der entwendete Stalaktit. — Die Perioden der Zutröpfelung. — Ein ausgezeichnet schöner Stalaktit. — Der „Gletscher". — Die versteckt hängenden Stalaktiten. — Eine antidiluvianische Scene. — G'naschige Mäuse. — König Ludwigs Höhle. — Ein vollständiges Skelett. — Toleranz der Protestanten und Katholiken in Franken. — Der Adlerstein. — Rückkehr.

IX. **Slawen und Slawisches in der Umgegend von Dresden** (geschrieben in einem Dorfe am Fuße des Erzgebirges 1845.) . . . . . 95—130

Sachsen und die slawische Frage. — Die Wenden in der Lausitz. — Die wendische Türkei. — Die Erhlande und die Oberlausitz. — Das „wendische Ahneland". — Slawische Ortsnamen. — Slawische Familiennamen. — Slawische Kleidungsstücke. — Die Pikesche. — Der Pelz. — Slawische Hauseinrichtungen. — Slawisches Backwerk. — Die „Bähe". — Die „Blinsen". — Slawisch-deutsche Onomatopoetika. — Slawische Gerichtsdiener. —

Digitized by Google

Seite.

Der Gemeindehammer. — Reihendienste, Reihenämter, Reihenschank. — Slawische Sitten und Gebräuche. — Slawische Feste. — Slawische Kinderspiele. — Wendische Auswanderung. — Wendische Knechte. — Dresden der Hauptort der wendischen Einwanderung. — Vorliebe der Wenden für Dresden. — Wendische Ammen und Kindermädchen. — Ehrlichkeit und Robustheit der Wenden. — Festigkeit und Ausdauer der Wenden. — Wendische Mühlenführer. — „Heimtücke" der Wenden. — Keckheit derselben. — Hinterlistiger Gebrauch des Messers bei den Wenden. — Geringschätzung der Wenden von Seiten der Deutschen. — Der Gesindemarkt bei der katholischen Kirche in Dresden. — Das Deutschlernen der Wenden. — Wendisch-Deutsch. — Ein deutschlesender wendischer Schäfer. — Böhmische Schnitterinnen. — Böhmische Eierweiber, Gemüse- und Wildprethändler. — Versorgung des Erzgebirges mit Victualien aus Böhmen.

X. **Ueber die abergläubischen Meinungen, Sitten und Gebräuche eines deutschen Volksstammes im neunzehnten Jahrhundert** (geschrieben und gesammelt in einem Dorfe am Fuße des Erzgebirges 1845) . 131—196

Aberglauben bei verschiedenen Nationen. — Unbekanntschaft der Gebildeten mit vielen Arten des Aberglaubens. — Bemühungen zu Ausrottung des Aberglaubens. — Verbreitung der abergläubischen Meinungen. — Ursprung der abergläubischen Meinungen. — Abergläubische Wirthschaftsgebräuche. — Abergläubische Gewohnheiten der kleinen Gärtner und Häusler. — Verwandlung des Kappsamens in Kohlrüben. — Die „Fleischspieße". — Sargsplitter. — Prophetische Wetteranzeichen. — Die zwölf ersten Tage des Jahres. — Die Märznebel. — Der Jacobitag. — Die Zeit des wachsenden Mondes. — Lichtmeß und andere meteorologisch wichtige Tage. — Der Johannistag. — Der große und kleine Horn. — Wettersprüchwörter und Wetterregeln. — Aufhängen von Krähen in den Ställen. — Die Einbeeren. — Die drei Kreuze in den Kuh- und Pferdeställen. — Das „Absetzen" der Kälber. — Das Füttern der Hennen zu Fastnacht. — Der Flug der Vögel. — Das Krähen der Hühner. — Das Heulen der Hunde. — Der Alp. — Die Scheechezeit. — Niesen. — Ohrenklingen. — Schlucken. — Sokrates Ideeen über das Niesen. — Traumdeuterei. — Aberglaube bei der Hochzeit. — Schütteln der Birnbäume zu Weihnachten. — Rache eines ver-

Digitized by Google

Seite.

schmähten Liebhabers. — Die Punktirbücher. — Das böse Auge. — Das Aufhängen der Kleider des Täuflings. — Der Zuspruch zum Gelde. — Das „Fallen des Leichenbretes". — Das Rufen des Namens". — Stimmen in der Natur. — Aberglaube bei Beerdigungen. — Späte Blüthen. — Weiße Kohlpflanzen. — Begegnung mit einer alten Frau, einem jungen Mädchen, einem Kinde. — Die Hasen und die Katzen. — Die Spinnen. — Versprechungen gegen Krankheiten, Geschwüre und Wunden. — Zaubermittel und Versprechungsformeln. — Zu verspeisende Zauberformeln. — Abracadabra. — Das Aderlassen. — Das Besprechen der Feuersbrünste. — Die Backöfen bei Feuersbrünsten. — Erbbücher, Erbschlüssel, Erbschränke, Erbkoffer. — Die Hanswurzel. — Der Neumond. — Der Anblick des Neumonds macht hungrig. — Die Kometen. — Der Bund mit dem Bösen. — Der Drache. — Das graue Männlein und der Müller. — Der Bauer und der schreiende Vogel. — Das Abgeben des Drachen. — Das Mätzchen. — Die Ottern in der Mühle. — Die Müller als Drachenfreunde. — Das Salzhäufchensetzen. — Das Schuhwerfen. — Das Bibel- und Gesangbuchaufschlagen. — Das Umwickeln der Bäume. — Der Heckthaler. — Aberglaube am Himmelfahrtstage, Fastnachtstage, Osterfeste. — Das Osterwasser. — „Plapperwasser". — Das Bergesteigen um Ostern. — Umdrehen der Sonne am Ostermorgen.

XI. Bemerkungen über die Küche und Nahrungsweise der Anwohner des Erzgebirges (geschrieben in einem Dorfe am Fuße des Erzgebirges 1845) . . . 197—244

Der Kaffee das sächsische Hauptgetränk. — Kaffeesurrogate. — Kaffeegebrauch früher und jetzt. — Der „sächsische Zulp". — Nachtheile des Zulps und des Kaffeetrinkens. — Thee. — Warmbier. — Mehltrank. — Bierkaltschale. — Wein. — Ursachen des Zurückgehens des Weinbaus. — Völlerei und Mäßigkeit. — Tabackrauchen. — Brot. — Roggen- und Weizenbrot. — Kleberampfchen. — Schlief. — Butterbemmen. — Brädels. — Sächsische Brotarten. — Kuchen. — Eiertschecken. — Blinsen. — Ein Auszughäuschen und seine Bewohner. — Blinsenbacken. — Fastenbrezeln. — Das Brezelbacken. — Striezel. — Bäben. — Mundmehl. — Der „Gemüsemann". — Fleischspeisen. — Das Schwein. — Schweineschlachten. — Wellfleisch. — Rindfleisch. — Ziegenfleisch. — Martinsgänse. — Tauben. — Staar-

Digitized by Google

Seite.

nesten. — Hunde- und Katzenfett. — Hundeschlächter. — Der Hundefleischliebhaber. — Das Hundeschlachten. — Verruf der Hundeschlächter. — Katzenfleisch. — Pferdefleisch. — Fischgerichte. — Karpfenschmäuße. — Kartoffeln. — „Gemeckseltes". — Sauerkraut. — Kraut und Rüben. — Weiß- und Braunkohl. — Gemüse. — „Kerbssuppe". — Tischsitten der Bauern. — Tischgebete.

XII. **Ueber Cretinismus in der Schweiz** (geschrieben zu Interlaken 1847) . . . . . 245—288

Erziehung in der Neuzeit. — Erste Beachtung des Cretinismus. — Merkmale des Cretinismus. — Allmälige Entwickelung desselben. — Normaltypus des Cretinismus. — Vereinigung des Kindes- und des Greisenalters bei den Cretinen. — Herr von Saussure in Villeneuve. — Cretinenhafter Habitus bei gesundem Geiste. — Verschiedene Benennungen der Cretinen. — Verschiedene Arten und Grade des Cretinismus. — Die vornehmsten Sitze desselben. — Cretinismus außerhalb der Alpen. — Ursachen des Cretinismus. — Maßregeln gegen den Cretinismus. — Abnehmen des Cretinismus. — Verfahren der Franzosen gegen die Cretinen in Wallis. — Fortschritt der Aufklärung und Weichen des Cretinismus. — Mittel zur Heilung der Cretinen. — Fromme Stiftungen für Cretinen. — Rudimente und Keime geistigen Lebens bei den Cretinen. — Dr. Guggenbühl. — Reformatoren und Märtyrer. — Isolirtheit der Cretinenanstalt auf dem Abendberge. — Kleiner Anfang derselben. — Schriften über den Abendberg. — Vom Abendberge ausgeschlossene Cretinen. — Ideal einer vollständigen Cretinenanstalt. — Körperliche Behandlung der Cretinen. — Geistige Erziehung derselben. — Einwirkung auf die Sinne. — Religiosität, Friedlichkeit und Fröhlichkeit der Cretinen auf dem Abendberge. — Entlassung geheilter Cretinen. — Die Sache des Cretinismus eine Angelegenheit der ganzen Menschheit. — Aufruf zur Gründung und Unterstützung von Cretinenanstalten.

XIII. **Eigenthümlichkeiten des Deutschen im Berner Oberlande** (geschrieben zu Interlaken im December 1846) 289—316

Hohes Alterthum des Schweizerdialekts. — Härten desselben. — Das schweizerische „Ch". — Eigenthümliche Vorzüge des schweizerischen Deutsch. — Ableitung der Verben von Substantiven und Adjectiven. — Feindschaft der deutschen Schriftsprache und der

Digitized by Google

deutschen Dialekte. — Aehnlichkeit des Schweizerdeutsch mit dem Niederdeutschen, Skandinavischen und Englischen. — Französische Lieblingsworte der Berner. — „Obligé!“ — Italienische Beimischungen. — „Per se“. — „B'hüts“. — Das Hochdeutsche und die Dialekte in Deutschland. — Kampf des Schrift- und Hochdeutschen mit den Dialekten in der Schweiz. — Ursachen der Erhaltung der Schweizerdialekte. — Französisch und Deutsch in der Schweiz. — Schweizer Haupt- und Nebendialekte. — Die Dialekte des „Bödeli“.

Digitized by Google

VII.

Eine Moselfahrt von Trier nach Coblenz.

Im Herbste 1849.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Moselfahrt von Trier nach Coblenz.

Es war Ende October, eine etwas sehr kühle, aber doch sehr heitere Nacht in Trier. Der helle Mond stand am dunkelblauen Himmel und neben ihm die größeren Sterne, die der schwache Lichtstrahl jenes Planeten nicht in den Hintergrund zu drücken vermochte. — Die ganze alte Stadt Trier, die, seitdem weder die römischen Kaiser noch auch die trevirischen Erzbischöfe und Kurfürsten daselbst mehr wohnen, überhaupt sehr ruhigen Charakters ist, war jetzt ganz mäuschenstill und lag in den Armen des Schlafes. Nur hie und da hörte man in den engen Gassen der Stadt, in denen ich, wenn ich sie durchwanderte, stets an Herculanum und Pompeji dachte, die einzigen Fußtritte eines Reisenden, die dem Brückenquai am Flusse, dem allein jetzt schlaflosen und belebten Punkte der Stadt, zueilten, um noch vor 5 Uhr Morgens am Bord des Dampfschiffes zu sein.

Eine Partie dieser schallenden Fußtritte rührte von mir und meinem Gepäckträger her, denn auch ich war einer von Denen, die sich heute die wahre Naturbeschaffenheit jenes vielgewundenen schwarzen Streifens, den sie auf den Landkarten der Rheinlande zwischen Trier und Coblenz längst gesehen und oft betrachtet hatten und der von unseren Kartenzeichnern mit dem Namen der „Mosel" bezeichnet worden ist, deutlich und klar zur Anschauung bringen wollten und die da wünschten, daß Tinte, Wasserfarbe, Druckerschwärze und Papier einmal Fleisch und Bein, Gestalt und Leben vor ihren Augen gewönnen. Seit meiner frühesten Jugend, wo ich zuerst lernte, daß die Mosel ein Fluß sei, der auf dem Westabhange der Vogesen entspringe, sich dann durch die ganze schöne Provinz Lothringen, viele andere Flüsse aufnehmend, ergieße, bei

Digitized by Google

den alten Städten Toul und Metz und in der Nähe von Nancy vorüberfließe, unweit Trier den deutschen Boden beträte und dann in unzähligen Windungen ein reizendes Thal durchströme, bis er sich endlich bei Coblenz mit dem Vater Rhein vereinige, war dieß Alles für mich nicht viel mehr als ein Mährchen, eine hübsche Geschichte geblieben. — Hundert Mal hatte ich zwar auf meinen Landkarten jene vielgewundene Linie betrachtet nnd daneben die schwarzschraffirten Strichelchen, welche Berge und Felsen, und die Pünktchen, welche Bäume und Wälder bedeuten sollten, sowie auch die kleinen sandkorngroßen Kreise und Sterne, welche auf unseren Länderconterfeis statt der Städte und Dörfer, statt der Schlösser und Häuser dienen. Aber die guten Kartenzeichner, so dankbar wir ihnen auch für ihre Länderconterfeis, wenn wir die Urbilder nicht selbst sehen können, sein müssen, sie scheren doch mit ihren Strichelchen, Punkten und Linien die ganze Welt, so zu sagen, mehr oder weniger über einen Kamm, und auf ihren Karten und Atlassen sieht es an der Mosel nicht viel anders aus als am Hoangho oder Orinoco und in Australien fast eben so wie bei uns zu Hause in Deutschland. Striche! Striche! Striche! möchte man da ausrufen. — Ich verachte die Wissenschaft nicht, nein, dieß wäre heillos. Aber ich lobe mir das Leben, ich lobe mir das Reisen. Dieß läßt uns die wahre Beschaffenheit und Wesenheit der Natur und den Charakter und Unterschied der Dinge erkennen. — Da heben sich vor unseren Augen die grauen Schraffirungen zu hohen Bergesgipfeln zum Himmel empor, da füllen sich die schwarzen Linien der Flüsse mit krystallklarem Wasser, da plätschert und sprudelt und Wellen schlägt, da verwandeln sich die kleinen Pünktchen und Figürchen zu Pinien- oder Palmenwäldern, in denen die Affen und Papageien lärmen, oder zu Eichen-, Buchen- und Tannengehölzen, in denen der Wind braust oder die Lichtstrahlen spielen, da wird jedes Wort eine That und jeder Name eine Ortschaft mit steinernen Häusern, Thürmen und Zinnen, deren Anblick mit einem Male mehr von der Geschichte und Bedeutung des Ortes lehrt, als lange Reden und Schilderungen dieß vermögen. — Da nun mit der schönen gepriesenen Mosel diese Umwandlung vor meinen Augen gehen sollte, so pochte mir vor gespannter Erwartung

Digitized by Google

Das Dampfschiff lag ganz nahe bei der uralten Trier'schen Moselbrücke, durch deren Bogen seit 2000 Jahren der klare Strom seine Wellen schüttet und durch deren Wölbungen jetzt auch das sanfte Mondlicht fiel. Sie ist eine der ältesten Brücken in Deutschland. Gewiß ist es, daß ihre Pfeiler schon zu der Römer Zeiten standen. Manche Gelehrte aber suchen den Anfang ihrer Gründung noch vor der römischen Zeit und schreiben ihn den alten Trevirern zu, die schon, bevor die Italiener zu ihnen kamen, eine gewisse Bildung besaßen und im Brücken- und Wegebau nicht unerfahren waren. Der obere Theil der Brücke ist wohl zu wiederholten Malen und zu verschiedenen Zeiten zerstört worden, wie der Gipfel eines Baumes vom Winde. Aber die festen, aus mächtigen übereinander gehäuften Basaltblöcken bestehenden Pfeiler sind uralt, und aus ihnen sind die Bogen und die Decke immer wieder hervorgewachsen, wie die Zweige und das Laubdach eines Baumes aus seiner alten unausrottbaren Wurzel. Auf kleinen Fischernachen mit dem Vergrößerungsglase und mit der Sonde in der Hand haben die Trier'schen Alterthumsforscher häufig diese Brückenpfeiler umfahren und die Beschaffenheit, das Alter und Gefüge ihrer Steine untersucht, um zu entdecken, was daran noch von Cingoterix oder Inducio-mar*), was von Cäsar oder Vipsanius Agrippa**), was etwa von Childerich oder anderen fränkischen Königen herrühren und bis zu welchen Linien dieses Bauwerk von den barbarischen Nationen auf ihren Wanderungen oder von Ludwig XIV. bei seinen Raubzügen nach Deutschland zerstört worden sein möchte. Es sind dieß so schwierige und interessante Untersuchungen, wie die Untersuchungen der Jahresringe eines Baumes. Mein Mondschein aber mit den unbestimmten Schatten und Lichtern, die er über das Ganze hingoß, schmolz mir alle die verschiedenartigen Gefüge in eine einige Masse zusammen und ließ mich keine Spuren von jenen Jahresringen und Linien erkennen.

Auch die nächsten Umgebungen und Thalgelände der Mosel, zwischen denen wir nun, nachdem sich unser Dampfer in Bewegung gesetzt, dahin glitten, zeigte uns der Mond noch mit

*) Alte einheimische trivirische Fürsten.

**) Ein großer römischer Wasser-, Wege- und Brückenbau-Inspector.

Digitized by Google

unbestimmten Umrissen in dunklen und fast gespenstischen Massen, beinahe noch so schwarz und weiß schraffirt, wie sie auf meinem „malerischen Moselpanorama" erschienen, das ich mir in Trier gekauft hatte. Daher auch jene Umwandlung vom schattigen Bilde zur farbenreichen Wirklichkeit, von der ich oben sprach, gleichsam nur allmälig und nach und nach vor sich ging.

Wir kamen bei der Mündung des Kill (eines Nebenflusses der Mosel), bei Biver, Pfalzel, Ehrang und anderen kleinen Fluß- und Thalortschaften vorüber, ohne daß wir viel mehr von ihnen als ihren Schatten gewahrten. — Die guten Landleute ruhten noch überall in den Armen des Frühmorgenschafes. Nur hie und da schimmerte in einem Hause das Licht eines „Early-Risers", wie die Engländer sagen, oder Frühaufstehers. — Endlich erkannte ich an dem ermattenden Spiegelbilde des Mondes im Flusse, das nicht mehr so hell silbern leuchtete, daß der reizende Lichtwechsel, die Vermischung der Sonnen- und Mondstrahlen beginne. Ich blickte zum Himmel auf und sah, daß Diana bereits ihre Hand erhoben hatte, um ihre Nachtlampe auszulöschen, und daß Apollo schon mit einem Auge über die Berge lugte, über die seine Lichtpferde dann bald herbeiflogen, um sich in den Wellen unseres Flusses zu baden. — Anfangs war noch überall am Himmelsgewölbe wie auf dem Wasser das Silber des einen himmlischen Körpers und das Gold des anderen mit einander vermischt, und auf dem Strome tanzten die phosphorescirenden Mondeswellen und die dunkelgelben Sonnenlichter durcheinander wie vermischte Thaler und Ducaten. — Unsere Maler finden bekanntlich ein besonderes Interesse an der Beobachtung und Auffassung dieses Kampfes oder Wetteifers der Sonnen- und Mondstrahlen und stellen die Effecte des Doppellichtes häufig auf ihren Bildern dar. Auf unserer Moselfahrt waren wir gerade in einer besonders günstigen Situation, um jenen Kampf und diese Effecte zu beobachten. Der Hauptsache nach fuhren wir nämlich mit der Mosel nach Norden, also, so zu sagen, gerade zwischen Mond und Sonne durch, von denen diese im Osten zu unserer Rechten aufging, während jener zu unserer Linken im Westen verschwand. Zuerst suchte sich der Mond noch im Besitze des dunklen Westens zu behaupten, während Aurora ihm schon die eine Hälfte des Firmamentes, den ganzen Osten, genommen hatte. Das ganze Himmelsgewölbe theilte sich eine

Digitized by Google

kurze Zeit lang gleichsam in zwei Reiche, in ein West- und Ostreich, wie einst die Römerherrschaft unter den Kaisern Arcadius und Honorius. Die Kirchthürme der Dörfer waren auf der Westseite noch vom Mondenscheine beschimmert, während auf der Ostseite schon die warme Sonne anpochte. An einer Flußstelle sah ich durch einen hochgestellten Schloßruinenbogen noch den Abschied nehmenden Mond hindurchblinzeln, während durch einen ähnlichen hohen Ruinenbogen auf der rechten Seite schon die volle Morgensonne leuchtete. — Endlich siegte, wie in den Schmelztiegeln der Alchymisten und wie überall in der Welt, auch in unserem Moselthale das mächtigere Gold über das schwächere Silber, und bald strahlte die ganze reiche Scenerie der schönen Flußufer im vollen Lichte des Tages, das uns Nachtreisenden zugleich eine recht wohlthuende Wärme brachte.

Wir trafen es so glücklich, daß, trotz der späten Jahreszeit, doch diejenige Beschäftigung, welche für die Moselanwohner die wichtigste ist und welche die ganze Bevölkerung des Thales in die regste und freudigste, jährlich wiederkehrende Bewegung bringt, die Weinlese, noch nicht vorüber war. Der Sommer war nämlich in dem laufenden Jahre (1849) besonders kalt gewesen, die Trauben waren nur sehr langsam gereift, und da ihre Einerntung gewöhnlich zu Anfang October vor sich geht, so war sie dießmal bis ans Ende des Monats aufgeschoben worden. Es entwickelte sich daher mit dem wachsenden Tage allmälig eine äußerst unterhaltende Thätigkeit längs der Ufer des Flusses, und es füllten sich die Bilder der Landschaften, an denen wir vorbeikamen, überall mit einer sehr mannichfaltigen und belebenden Staffage.

Aus den Dörfern zogen ganze Gesellschaften von Winzern, Männer, Weiber und Kinder — bei der Weinlese kann ein Jedes sich nützlich machen, kann jede Kraft gebraucht werden — hervor, mit Körben auf dem Rücken, mit ihren Winzermessern in der Hand, zuweilen in ihrer Mitte ein Ochsen- oder Pferdegespann, das auf einem knarrenden Wagen die Kufe, in der die Trauben getreten werden, schleppte. Bei der Weinlese sind die Leute in der Regel recht munter. Natürlich! denn sie legen nun die Hand an die schöne, unter so vielen Bemühungen und Besorgnissen gereifte Frucht. Jetzt endlich wird man des lange und unter mancherlei Gefahren in der Luft schwebenden Besitzes

Digitized by Google

sicher. Ist auch nicht jede der in die Kufen fallenden Beeren so gut wie ein Groschen im Beutel, so tritt doch nun die Aussicht auf Lohn und Gewinn ganz nahe heran. Der Familienvater kann seine Gedanken auf die Bezahlung einiger ihn schwer drückender Schulden oder auf die Anschaffung irgend eines lange gewünschten Gegenstandes richten. Auch ist die Arbeit selbst nicht so schwierig, wie alle die verschiedenen, diese Ernte vorbereitenden Geschäfte. Zudem ist man dabei mit der ganzen Familie und in großen Gesellschaften bei einander, während der Winzer manche andere Sommer- und Frühlingsarbeiten beim Weinstock ganz allein und einsam verrichten muß. Und selbst wenn die Lese nur unbedeutend zu werden verspricht, wie es dieß Jahr der Fall war, so ist es doch eine alte hergebrachte Sitte, bei der Weinlese zu jubeln, zu schießen, sich zu necken, lustig zu sein und Freunde zu tractiren. Und wenn auch nicht der lachende Anblick der Traubenfülle, so hält dann doch diese Sitte die Munterkeit aufrecht. — Die Wagen mit ihren Kufen und mit ihrem Ochsengespann, das sich im Grase am Ufer des Flusses lagerte oder dort seine Mahlzeit suchte, blieben im Thale stehen, und die Leute vertheilten sich dann in den Felsen und Klüften, um das edle Bergnaß herabzuholen und den gewonnenen Reichthum in den Büttichen am Uferwege, wie zur Parade für uns, auszustellen.

Wie die Festlandufer und Felsen, so belebte sich allmälig auch unser Fluß selbst. Die Moselbewohner haben häufig ihre Weinberge auf der einen Seite des Flusses, während ihr Dorf und ihre kleinen Aecker und Wiesen auf der anderen Seite liegen — ich werde auf diesen Umstand und die Veranlassungen dazu, die in der Thalbeschaffenheit zu suchen sind, unten wieder zurückkommen. — Sie haben daher bei der Weinernte und überhaupt bei allen ihren Weinbergsarbeiten der Schiffe fast noch häufiger nöthig als der Wagen und Ochsen. Fast alle größeren Wirthschaften oder mehre kleinere zusammen haben daher auch ihre eigenen Moselnachen, deren sie sich bei ihren Arbeiten und Weinlesen bedienen und in denen sie Erde oder Dünger oder Trauben hinüber- und herüberschaffen. Zuweilen haben kleinere Dörfer solche, der ganzen Gemeinschaft angehörige Schiffe. Es entsteht daher hier bei der Weinlese eine Thätigkeit auf dem Wasser, die man auf dem Rhein oder anderen Flüssen, welche den

Digitized by Google

Besitz zu beiden Seiten ihrer Ufer mehr auseinander halten als die Mosel, nicht kennt. Im Laufe des Tages sahen wir ganze Nachen voll Arbeiter und später voll Trauben von einem Ufer zum anderen hinübergleiten.

Auch unser Dampfschiff selbst war in Folge der Weinlese belebter, als es wohl sonst zu so später Jahreszeit der Fall gewesen sein möchte. Freilich waren unter unserer Reisegesellschaft, die sich nun allmälig näher trat und im warmen Tagesscheine mit einander zu verkehren anfing, wenige von jener neu- oder wißbegierigen Klasse der Reisenden, die blos des Reisens wegen reisen. Ja ich war fast der Einzige meiner Gattung darunter. Desto mehr Kinder des Landes aber hatten wir unter uns, insbesondere einige wohlhabende Weinbergsbesitzer, die von Trier mit uns aufgebrochen waren oder an einem anderen Uferpunkte sich an uns anschlossen, um ihre Besitzungen, die sie an irgend einem Orte der unteren Mosel hatten, zu besuchen und dort ihre Weinlese zu leiten oder deren Product zu überschauen. Und dieß war mir eine besonders erwünschte Gesellschaft, denn von solchen mit ihrem Lande vertrauten Eingeborenen lernt man immer eine Menge Dinge kennen, die weder auf der Landkarte noch in den geographischen Werken verzeichnet stehen. Die früheren großen Weinbergsbesitzer an der Mosel sind freilich im Laufe der Zeiten alle untergegangen und ausgestorben. Die französische Revolution ist am Ende des vorigen Jahrhunderts wie ein mächtiger Sturm oder wie eine Wasserfluth durch das Moselthal gefahren und hat alle die alten adeligen Rittergeschlechter, welche ehemals dieses ganze Thal erfüllten, vernichtet und ihre Besitzthümer zerstückelt. Ein großer Theil des Moseladels floh damals nach Oestreich, Baiern und zu anderen östlichen Ländern. Man findet heut zu Tage kaum noch das eine oder andere alte historisch bekannte Geschlecht in diesem Thale selbst, das die Wiege so vieler berühmter Familien war. Und die wenigen Reste des Adels, welche es noch giebt, sind ihrer Privilegien und ihres Besitzthums beraubt. Aus ihren zerstückelten Besitzungen gingen viele kleinere Weinbergsbesitzer hervor. Jeder kleine Dorfbewohner, der sonst der abhängige Vasall eines Lehnsherrn war, bekam nun ein kleines Stückchen felsigen Grundes und Bodens für sich. Neben und über diesen kleinen Besitzern hat sich aber dann in neuerer Zeit wieder eine andere Klasse

Digitized by Google

größerer Eigenthümer gebildet, solcher, die ihre Ansprüche zu
nicht auf unvordenklichen Besitz und auf den Inhalt ihrer u
alten Adelsdiplome und Privilegien, desto solider aber auf d
Inhalt ihres Geldbeutels gründeten und die allmälig ganze Be
wände und langgestreckte Gelände und Uferabhänge zusamm
kauften. Natürlich hat sich in Folge aller dieser politischen Um
wälzungen und dieser Veränderungen des Besitzthums auch d
Art und Weise der Betreibung des Weinbaues gänzlich geände
und namentlich haben in dieser Hinsicht wohl jene größe
weinbergbesitzenden Capitalisten wohlthätig reformirend eingewi
Die kleinen Dorfleute haben gewöhnlich nicht Mittel genu
wenn sie auch immer Intelligenz genug besäßen, um alle d
jenigen Verbesserungen und neuen Methoden sich anzueignen, d
Folge deren man die größtmögliche Quantität und die mögl
beste Qualität erzielt. Zu der Anlage eines ganz neuen Wei
bergs oder zu der Umgestaltung eines alten, selbst eines ziem
kleinen, ist oft viel Geld erforderlich, das nur der Capitali
eine Zeit lang in die Schanze schlagen kann. Der Kleine m
sich da oft lange nach Väter Weise behelfen und mit sei
alten angeerbten Hülfsmitteln durchschlagen. Die Capitali
sind daher in gewisser Beziehung, so zu sagen, das Salz d
Moselthales und seiner Weinbauwirthschaft. Sie stehen an d
Spitze, führen alle neuen Methoden ein und leiten die Kle
zur Nachahmung und zum Wetteifer an. — Ich ließ mir un
wegs, so viel als es anging, möglichst viele verschiedene Wei
berge, an denen wir vorüberfuhren und die sich schon in d
äußeren Gestaltung und Lage sehr von einander unterschi
nennen, ihre Besitzer bezeichnen, die Art und Weise ihrer Be
beitung beschreiben, und ich fand in meiner Umgebung m
Kenner, die dieß Alles so ziemlich an den Fingern hatten.

Doch ich kann weder von dem sehr complicirten Bau
bau im Moselthale, noch von der Schifffahrt, dem Ba
nern, dem Klima, der Geschichte oder von sonst irgend e
interessanten Verhältnisse dieses Thales eine lehrreiche Mi
lung machen, ohne von zwei geographischen Verhältnissen,
denen fast Alles bedingt wird, nämlich erstlich von der Tief
Thaleinschnittes der Mosel und zweitens von der Laufrich
des Flusses zu reden.

Die Mosel, die weiter oberhalb in Lothringen im G

Digitized by Google

urch weit flacheres und auch niedrigeres Land fließt, durch-
hneidet auf ihrem Laufe von Trier bis Coblenz eine hohe
Plateau- oder Bergmasse, die eine Abtheilung des sogenannten
heinischen Schiefergebirges ausmacht. Vermuthlich war diese
Bergmasse schon von Anfang herein durch vulkanische Kräfte
twas ausgetieft, und die Gewässer des viele Tausend Jahre strö-
enden Flusses bildeten diese ursprüngliche Austiefung noch zu
inem bestimmteren, schärferen und tieferen Einschnitte aus. Dieser
ordöstlich gerichtete Einschnitt theilt nun die besagte Gebirgs-
asse in zwei Theile, in eine nordwestliche und eine südöstliche;
ne pflegt man die Eifelgebirge, diese die Hundsrückgebirge zu
ennen. Doch werden die Namen Eifel und Hundsrück im
igeren Sinne insbesondere den aus diesen größeren Massen
was höher hervortretenden Hauptrücken des ganzen Plateaus,
e etwas weiter von der Mosel entfernt liegen, beigelegt. Auch
ben mehre einzelne Gruppen oder Rücken der Eifel und des
undsrücks wieder besondere Namen, so z. B. im Südosten der
osel der „Hochwald", das „Idargebirge" ꝛc.

Bevor die Gewässer der Mosel und ihrer Nebenflüsse die
zeichnete Hebungsmasse der Eifel und des Hundsrücks zersägten,
sspülten und stellenweise erniedrigten, mochten sie im Ganzen
chweg eine Höhe von 1500 bis 2500 Fuß haben. Auch jetzt
ch kann man wohl 1500 Fuß als die mittlere Höhe des
nzen weiten Landes annehmen. Nicht nur zahllose Spitzen,
dern auch einzelne lange Bergrücken und ganze ziemlich große
chflächenabschnitte heben sich noch heutiges Tages bis zu der
prünglichen Höhe von 2000 bis 2500 Fuß.

In einer solchen Höhe herrscht unter dem Breitengrade der
felgegenden noch eine ziemlich kalte Luft. Die hohen Länder-
he zu den Seiten der Mosel haben in Folge dessen ein sehr
hes Klima, sind auch wenig reich an mannichfaltigen Pro-
ten und ziemlich unfruchtbar, insbesondere die eigentlichen
ralen Hochrücken der Eifel, des Hundsrücks, des Hochwaldes
des Idargebirges. Dort sind Wälder und öde Haidestriche
herrschend, die Stürme kalt und heftig, dort ist der Winter
, der Anbau gering, die Bevölkerung dünn gesäet.

In diese hohe, zum Theil höchst unfruchtbare, rauhe Berg-
e ist nun das Moselthal sehr tief eingeschnitten, und zwar
Art, daß die Thalsohle, so zu sagen, bis auf die unterste

Digitized by Google

Basis des Plateaus hinabgeht und die nächsten Uferstriche n viel höher als das Niveau des Meeres liegen, während die du schnittenen Bergmassen mit ihrer ursprünglichen Höhe ganz n herzutreten und überall lange, mehr oder weniger unterbroch schroffe Ufergelände von 1500 bis 2000 Fuß Meeres- u Thalhöhe bilden.

In Folge dessen steht in Bezug auf Temperatur u Klima dieser Thaleinschnitt in sehr scharfem und auffallend Contraste mit den Ländern zu seiner Seite. Die Flußstriche s von allen Seiten her gegen die rauhen Berglüfte geschützt. D Sonnenstrahlen fangen sich in dem tiefen Einschnitte, wer von den Felsen zurückgeworfen und von den vielen Thalbuch und den vom Flusse ausgearbeiteten Gebirgsbusen zusamm gehalten. Der Sommer ist daher hier viel wärmer und lä als in den Hochlandschaften zur Seite, der Winter bedeut kürzer und milder. Wenn man im März oder April aus d Hundsrück- oder Eifelgegenden zur Mosel heranreist, so fi man oft oben noch im Schlitten und hüllt sich wie in Sibi in Pelze, während, wenn man sich dann in das schöne Mo thal hinabläßt, man hier Alles grünend und blühend fi von warmen Frühlingslüften begrüßt wird und die Bevölker schon in Sommerkleidung wandeln sieht. — Während auf j Höhen nur die Tanne, die Buche und die Eiche wachsen, u Hafer- und Roggenbau möglich ist, gedeihen im Moselthale möglichen Sorten schöner Fruchtbäume und vor allen Di der Weinstock, dessen Reben überall längs des Flusses und l der Gelände des Thales sich hinziehen.

Wo der Fluß innerhalb seines Thaleinschnittes ein nied Stückchen Land gefunden hat, das er zu Zeiten überschwem konnte, da hat er dasselbe mit einer sehr fruchtbaren Ackerkrum deckt, und es sind die schönsten Wiesen und die ergiebigsten der darauf entstanden, sowie in Folge der Wärme selbst die Haus aus nackten Felsen für den Weinbau nutzbar ge werden konnten. Daher hat sich denn auch die dichteste völkerung dieser Gegenden in das schöne Moselthal gew wozu sie auch durch die Schiffbarkeit des Flusses, der ohne tarakten, Wirbel und Felsen ziemlich ruhig dahinfließt, eine Veranlassung fand.

Während es in den Eifel- und Hundsrückgegenden

Digitized by Google

große öde, schwach bevölkerte Landstriche giebt und die Städte und Ortschaften dort sehr dünn gesäet sind, ist der Kranz der Dörfer, Flecken und Städte an dem Moselfaden, der sie wie Perlen dicht aneinanderreiht, fast ununterbrochen. Die Schiffer und Handelsleute kamen und bauten längs des fahrbaren Stroms ihre Schifferdörfer und Verkehrsplätze. Die Ackerbauer, Gärtner und Winzer ließen sich hier in Menge nieder und klebten ihre Dörfer an die Felsen und in die Einschnitte der Berge, wie die Schwalben ihre Nester. Die Ritter und der Adel schlossen sich ihnen an und errichteten auf den Vorgebirgen und Felsenvorsprüngen ihre Schlösser und Burgen hart an den Seiten des Stromes, der dem Starken reichen Gewinn aller Art verhieß. Auch die Mönche und Geistlichen ließen sich vor allen Dingen in das liebliche, warme Flußthal hinab, wo der Himmel seine Gaben und seinen Segen so reichlich spendete, und stifteten auf den Höhen Kirchen, Kapellen oder Klöster.

Man kann das Moselthal von Trier bis Coblenz als einen sehr langen und sehr schmalen Landstreifen betrachten, der — die Krümmungen des Flusses natürlich nicht mit eingerechnet — etwa 13 Meilen lang und dabei im Durchschnitt von der von Thaluferhöhe zur anderen, so weit zu beiden Seiten der Weinbau geht, etwa eine Meile breit ist. Das Ganze hat also etwa einen Flächenraum von 13 Quadratmeilen. Und auf diesem Streifen giebt es wenigstens 200 menschliche Wohnorte, Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Schlösser, Klöster, deren Gesammtbevölkerung (Coblenz und Trier eingerechnet) man wohl mindestens auf 130,000 Menschen anschlagen kann. Demnach kämen hier im Moselthale auf jede Quadratmeile etwa 10,000 Seelen, eine Bevölkerungsdichtigkeit, wie man sie zu beiden Seiten des bezeichneten Striches weit und breit nicht mehr findet.

Der Rhein von Bingen bis Bonn durchbricht das rheinische Schiefergebirge in einer Richtung, welche mit den Schichten des Gebirges parallel geht, oder in einem sogenannten Längenthale. Sein Thal und Lauf sind in Folge dessen ziemlich gerade gerichtet. Die Mosel dagegen durchbricht die Schichten dieses Gebirges von der Seite her oder der Quere nach in einem sogenannten Querthale. Ihr Lauf ist daher wie der Lauf aller in Querthälern strömenden Flüsse sehr vielfach gewunden und gekrümmt, und zwar vermuthlich in höherem Grade als der irgend

Digitized by Google

eines anderen der größeren Flüsse Deutschlands. — Die Krümmungen des Flusses sind so groß, daß, während die direkte Entfernung von Trier nach Coblenz, wie gesagt, nur 13 Meilen beträgt, die Distanz auf dem Flusse selbst sich verdoppelt, indem man bei einer Messung längs der Ufer des Flusses eine Linie von 50 Stunden Länge gewinnt. Während der Fluß im Ganzen nach Nordosten fließt, wirft er sich stellenweise dermaßen herum, daß er auf einzelnen Strecken geradezu in entgegengesetzter Richtung strömt. Es scheint zuweilen, als wolle er wie eine Schlange die sich in den Schwanz beißt, wieder zu seiner Quelle zurück. Die meisten dieser Krümmungen sind sehr kurz, und fast immer kehrt der Fluß sehr bald in eine andere Richtung zurück. Sein Lauf erscheint daher wie ein vielgewundenes Band. Vermittelst dieser Krümmungen schneidet er aus dem Festlandkörper eine Menge von Halbinseln von sehr mannichfaltigen Figuren heraus, die sich zum Theil als sehr lange, meistens als breitköpfige Landzungen zwischen dem Gewässer des Flusses darstellen. Zuweilen haben diese Halbinseln einen Umfang, der längs des Flußufers sechs Mal größer ist als die Basis, durch die sie mit dem Festlande zusammenhängen. Diese Halbinselbasen bilden also schmale Isthmen, auf denen man, wenn man sie zu Fuße durchschneidet, sehr schnell von einem oberen Flußpunkte zu einem unteren gelangen kann, während man auf dem Flusse selbst weite, oft sechs Mal größere Umwege machen muß.

Daß diese vielfachen Flußwindungen dazu beitragen müssen, das Interesse einer Moselfahrt vielfach zu erhöhen, daß in Folge dieser Krümmungen die Scenerie am Flusse, eben so wie auf einem vielgewundenen Bergpfade, sehr viel mannichfaltiger wechseln muß als z. B. an einem geradeauslaufenden holländischen Kanalgewässer oder an einer schnurgeradegerichteten französischen Poststraußchaussee, leuchtet Jedem auf den ersten Blick ein. Der Fluß wird dadurch gleichsam in eine Menge Stücke zerschnitten. Ist der Abschnitt so klein und sind die Enden desselben hinter Bergen so versteckt, daß man bei einer Wendung glaubt, man sei in einen Sack gerathen, man befinde sich auf einem kleinen, stillsamen Bergsee, fern und abgelegen von aller Welt, oder sieht, der Fluß möchte sich dort bei jener Felsenwand in einem Erdschlunde verlieren, wie die Rhone bei ihrer berühmten „Perte du Rhone“, bis dann auf einmal bei einer neuen Wendung

Digitized by Google

höne Silberfaden gerettet hervortaucht, weit hinaus sichtbar
ortläuft und der Zusammenhang mit der übrigen Welt sich
ieder herstellt. — In dem inneren Busen jener Krümmungen ist
er Fluß gewöhnlich mit voller Gewalt gegen die Felsen
estürzt, welche ihn zur Umkehr zwangen, und hat sie an-
nagt. Sein Bett ist hier daher tief ausgehöhlt, die Thal-
ände sind schroff und steil abgeschliffen, während die gegenüber-
egende Halbinsel, von welcher sich der Fluß zurückzog, niedriger
nd flacher ist, mit gelinde absteigenden Uferlanden gegen den
luß ausläuft und oft den fruchtbarsten Wiesenboden rings um
ch herum angesetzt hat. Es bieten sich in Folge dessen auf
iden Uferseiten der Krümmungen immer die reizendsten Gegen-
ze dar, auf der einen hochaufgetempelte und vielfach terrassirte
lsengelände, von oben bis unten entweder mit dunkler Busch-
aldung oder mit zahllosen Weingärtchen besetzt, dann und
ann auf einem besonders schroffen Vorsprunge eine alte Burg-
ine und auf der anderen Seite die flachere Halbinsel mit
ünem Wiesenbesatz, mit weidendem Vieh, mit kleinen Aeckern
nd rings am Saume des niedrigen Flußufers die Flecken oder
örfer.

Diese Einwirkung der Flußkrümmungen auf die Vervielfachung des landschaftlichen Schmuckes der Gegend wird Jeder gleich erwartet haben. Allein es sind jene Krümmungen auch ch von sehr großem Einflusse auf die klimatischen, auf die erbaulichen und überhaupt auf alle wirthschaftlichen und Rechtsrhältnisse des Moselthales gewesen. Ja man kann sogar sagen, ß die ganze Geschichte, die ganze historische Bedeutung des oselthales mit diesen Krümmungen eine ganz andere gewesen , als sie es ohne dieselben bei einer mehr geradelaufigen Rich-ng des Flusses gewesen sein würde, und man kann daher radezu diese Krümmungen als das wichtigste und beachtenswer-ste Phänomen und Verhältniß, als das, was der Mosel ihren gen Charakter gab, bezeichnen. — Solches zuzugeben, wird n sich nicht sogleich genaigt fühlen, und es bedarf dieß daher ger Auseinandersetzung.

Ich will mit dem Einfacheren und Handgreiflicheren, mit Einwirkung der Krümmungen auf Klima und Weinbau, rst beginnen und dann zu dem Complicirteren, ihrer Einwirkung die historische Rolle, welche der Fluß spielte, fortgehen. —

Digitized by Google

Hätte die Mosel von Trier bis Coblenz einen völlig g
linigen Thaleinschnitt, wie ein holländischer Kanal gemacht,
würde bei der nordöstlichen Richtung des Flusses ein linkes
ufer entstanden sein, das durchweg nach Südosten der S
zugewendet gewesen wäre, und dann ein rechtes Flußufer, d
Gelände sich durchweg nach Nordwesten der Sonne abge
hätte. Wir würden dann wahrscheinlich den Hauptanbau,
mentlich den Weinbau im ganzen Thale auf jener linken
Sonnenseite finden, und auf der rechten oder Schatten
würde vermuthlich eine andere Bodencultur begründet, über
weniger Leben entstanden sein. Der ganze Anbau des Th
würde sich sehr einförmig darstellen. Wald-, Wiesen-, Ack
und Viehzucht auf der einen Seite, Garten-, Gemüse-, Obst-
Weinbau auf der anderen Seite. Die vielfachen Krümmun
des Flusses bewirken nun aber eine äußerst mannichfaltige
lung der Ufergelände zur Sonne und bringen fast jeden
Abschnitt des Flusses und Thales in andere klimatische Ver
nisse. Hier ist ein kleiner, eine oder zwei Stunden langer
sen, dessen Abhänge ganz nach Süden gekehrt sind, in d
Felsengeklüfte die Sonnenstrahlen heiß reflectirend zusammensch
und der für den Wärme verlangenden Wein ganz vorzüglich
legen ist. An diesen Abhängen ist dann jedes Fleckchen für
Weinbau in Anspruch genommen und mit Reben besetzt.
ist ein solcher Busen auf der rechten Seite des Flusses,
wenn dieser eine seiner capriciösen Windungen ausführte,
der auf der linken. Solche ganz dem Süden zugekehrte
erzeugen dann die schönsten Weine, und hier strebt Jede
kleines Gebiet zu gewinnen. Es giebt andere Felsenwände,
mehr nach Südosten oder Osten, oder nach Südwesten und
gerichtet sind, und welche die Strahlen der Sonne im Laufe
Jahres unter sehr mannichfaltigen Winkeln empfangen. S
zeugen die mittleren Weinsorten. Endlich giebt es auch
hänge, die ganz dem Süden abgekehrt und geradeswegs dem
pol zugewendet sind. Diese liegen entweder ganz oder doch
großen Theil des Tages und Jahres im Schatten. Sie
kalt und dem Weinbaue ganz unzugänglich. An solchen n
gerichteten Abhängen findet man fast nur die Producte, die
turen und die Vegetation des Hundsrücks und der hohen Eifel.
sind mit den sogenamten „Lohhecken" oder „Rodehecken"

Digitized by Google

d. h. mit niedrigem Eichengebüsch, das die Moselaner, wie die Hundsrückbewohner schälen, um die Rinde an die Lohgerber zu verhandeln. Fünfzehn Jahre lassen sie die Gebüsche wachsen, dann hauen sie sie um, benutzen das gewonnene Holz zu Stäben ꝛc. bei ihrem Weinbaue und verbrennen den Rest, indem aus der Asche und aus den alten Wurzelstöcken die Zweige dann wieder um so kräftiger hervortreiben. Die Lohe oder Eichenrinde dieser Gegenden wird weit und breit verschifft, im Hundsrück giebt es bekanntlich große und berühmte Ledergerbereien, und die Lohe- oder Rodehecken *) des Moselthales bilden daher eine nicht unwichtige Branche der Landwirthschaft der Thalbewohner. Manche Dörfer lösen jährlich für 20,000 — 30,000 Thaler an Lohe und Holz aus ihren Rodehecken. Auch diese nach Norden gerichteten Busenabschnitte sind bald auf der linken, bald auf der rechten Seite des Flusses, und die dunkeln Rodeheckengelände mit ihren wilden Gebüschen wechseln daher überall in kurzen Distanzen mit den lachenden geordneten und cultivirten Weinrebenpartieen anmuthig ab. Da, wie ich sagte, der Fluß immer wieder und wieder gegen die schroffen Felsgelände angestürmt und immer wieder und wieder von ihm zurück- und hin- und hergeworfen worden ist, so liegt in der Regel einem schroffen Ufer ein flacheres und niedrigeres gegenüber. Auf diesem sind dann die Wiesen und Aecker, sowie auch die Häuser und Dörfer, auf jenem bleibt für diese neben dem Alles in Anspruch nehmenden Weinbau kein Platz. Die Leute haben daher gewöhnlich ihre Wohnungen und Dörfer auf der einen Seite des Flusses, ihre Weingärten oder Rodehecken auf der anderen, und es ist daraus eine außerordentliche Verwebung der Besitzthümer auf beiden Seiten des Flusses entstanden. Jeder Weingartenbesitzer muß doch zugleich auch ein Bißchen Wiese und Graswuchs für sein Vieh haben, wo möglich auch etwas Acker und Garten oder Waldland, und da er beides immer auf den beiden entgegengesetzten Seiten des Thales zu suchen hat, so muß er daher auch auf beiden Seiten des Flusses besitzlich werden. Demzufolge giebt es keine Dorfgemeinde, kein größeres Gut, ja auch kein allerkleinstes Grundeigenthum im Moselthale,

*) Man spricht dieß hier zu Lande wie „Rothhecken". Allein die richtige Benennung ist wohl die oben gegebene, die wahrscheinlich von dem in gewissen Zeitabschnitten wiederkehrenden Verbrennen oder Ausroden der Gebüsche herrührt.

Digitized by Google

dessen Complex nicht von der Mosel durchschnitten würde. Alle Anwohner sind zugleich Cis- und Transmoselaner und haben den einen Fuß so zu sagen auf dieser, den anderen auf der entgegengesetzten Flußseite. Und eben daher ist denn hier, wie ich oben schon sagte, auch in jeder Wirthschaft ein Nachen fast so nöthig wie anderswo ein Wagen, um bei der Ernte die Trauben, oder das Heu, oder die Lohe, oder das Getreide hinüber- und herüberzutransportiren.

Und nun wird man denn auch schon die Wahrheit dessen, was ich oben von dem Einflusse der Krümmungen auf den historischen Charakter und auf die politische Rolle, welche die Mosel stets in der Geschichte behauptete, besser erkennen. Ein gerade gerichteter Fluß macht immer einen viel schärferen Abschnitt zwischen den gegenseitigen Uferbewohnern, er verflechtet ihre Verhältnisse nicht so sehr, hält sie vielmehr auseinander. Er ist daher in höherem Grade ein Völkerscheider. Er läßt sich auch als militärischer Grenz- und Vertheidigungsgraben leichter festhalten und ist daher dienlicher zur Scheidung der Staaten und Provinzen von einander. Ein vielgekrümmter Fluß, wie die Mosel, dagegen figurirt selten oder gar nicht als Staaten-, Provinzen- und Völkerscheider Seine vielen Busen und Krümmungen, die zahlreichen Vorsprünge und sich in einander verzahnenden und verkettenden Halbinseln sind gleichsam als eben so viele Glieder einer fortlaufenden Kette anzusehn, die sich untereinander verweben, und welche die Berührungen und Beziehungen des Diesseits und Jenseits untereinander vervielfachen. Es schmilzt daraus ein schwer zu trennendes Ganze hervor, ein Volk, ein Staat, eine Provinz. Bei dem Moselthale finden wir diese Behauptung zu allen Zeiten seiner Geschichte bestätigt. Die Mosel hat nie, wie etwa z. B. die sehr geradeaus laufende Iller oder der Lech, zwei verschiedene Völkerstämme von einander getrennt. Vielmehr wohnten stets zu beiden Seiten des Flusses ganz dieselben Racen von demselben Stamme mit derselben Sprache. Auch hat die Mosel nie zur Begrenzung eines Staates oder einer Provinz gedient, wie z. B. der Rhein oder hundert andere minder gekrümmte Flüsse. Vielmehr haben diejenigen Staaten und Nationen, welche in das Moselthal vorrückten, immer das ganze Moselthal zu beiden Seiten des Flusses ihrem Gebiete einverleibt. Es gab nie ein Cis- und Transmoselanien, wie es cis- und transda-

Digitized by Google

nubische, cis- und transrhenanische, cis- und transalbingische Districte gab. Die alten Trevirer herrschten zu beiden Seiten der Mosel von Trier abwärts bis Coblenz. Die Römer rechneten das Moselthal zu beiden Seiten des Flusses ebenfalls zu einer und derselben Provinz und theilten nicht etwa durch diesen Flußfaden zwei verschiedene Provinzen ab. Die deutschen Moselgaue lagen ebenfalls zu beiden Seiten des Flusses. Auch die Kurfürsten von Trier beherrschten wie die alten Trevirer beide Flußufer bis nach Coblenz, indem sie die Unterabtheilung ihres Staates in Unterstift und Oberstift nicht nach dem Diesseits und Jenseits des Flusses, sondern nach dem Oberhalb und Unterhalb seines Laufes machten. Dieselbe Abtheilungsweise bestand unter dem französischen Kaiserreiche, in welchem die Mosel wiederum nicht als Departementsscheidegrenze wie der Rhein an so vielen Stellen seines Laufes erschien. Auch die Preußen haben das ganze Moselthal auf einmal ergriffen und beide Flußseiten zusammen bei denselben Regierungsbezirken gelassen. Selbst die Unterabtheilungen in kleinere Provinzen, Kreise, Bürgermeistereien und Gerichtsbezirke springen an der Mosel immer auf beiden Seiten des Flusses hinüber und gliedern sich blos nach dem Unten und Oben ab. Es würde auch, wie aus dem Obigen zur Genüge hervorgeht, eine Zerreißung aller Lebensverhältnisse, alles Besitzstandes, aller Dorfgemeinden, aller Gütercomplexe, mit einem Worte alles von Natur- und Menschenhand Vereinigten und Verschmolzenen sein, wenn etwa ein Machthaber es sich je einfallen lassen wollte, die linke von der rechten Moselseite politisch zu trennen. Nur unter den größten Leiden der Bevölkerung und zum Nachtheile aller Verhältnisse würde sich eine solche Trennung bewerkstelligen lassen.

Die vielen mäandrischen Windungen der Mosel sind endlich in Verbindung mit der felsigen und gebirgigen Beschaffenheit der benachbarten Flußufer, mit der Schroffheit, Unzugänglichkeit und Zerrissenheit der beiden Flußseiten die Veranlassung zu derjenigen Ausbildung des Wegebaues an der Mosel gewesen, welche man dort findet, und sie haben auch hierdurch auf die Eigenthümlichkeit und den Charakter der Moselkande, sowie auf ihre Schicksale einen mächtigen Einfluß geübt. Die Felsen und schroffen Berggelände ziehen sich oft stundenweit in mächtigen Abhängen längs des Moselufers hin, so daß dort gar

Digitized by Google

kein Platz für eine breite Fahr- und Kunststraße bleibt, oder daß eine solche doch nur mit dem größten Aufwande von Mühe und Kosten durch diese Felsenlabyrinthe gesprengt werden könnte. Wollte man mit einer solchen Kunststraße überall längs des Flusses bleiben und alle die vielen Windungen des Flusses begleiten, so würde man oft meilenlange Wege anbahnen müssen, um Ortschaften mit einander zu verbinden, die nur einige tausend Schritte auseinander liegen. Wollte man aber überall die Isthmen der Halbinseln in den kürzesten Richtungen quer durchschneiden, so würde man genöthigt sein, auf vielen eben so kostspieligen Brücken die Straße bald diesseits, bald jenseits hinüberzuführen. Ein Weg von Trier nach Coblenz längs der Mosel würde entweder doppelt so lang sein als die directe Distanz dieser beiden Städte, oder er hätte etwa 20 solche Riesenbauten nöthig, wie es die Brücke bei Trier ist. Es sind daher auch zu keiner Zeit künstliche Fahr- und Steinstraßen längs der Mosel geführt worden, vielmehr hat man die Verbindungsstraßen zwischen der Moselmündung (Coblenz) und der oberen Mosel (Trier) immer in einiger Entfernung vom Flusse, entweder auf den hohen und ebenen Plateaus der Eifel auf der nordwestlichen Seite des Flusses oder an dem Rücken des Hundsrücks hin auf der südöstlichen Seite fortgeführt. Die Hauptstraße ging fast immer auf der Eifelseite. Dieß war schon zu der Römer Zeiten der Fall und ist es noch heutiges Tages. Diese Hochstraße konnte auf dem Gebirgskamme viel gerader laufen als in der Thalrinne und ließ sich auch mit weniger Kosten herstellen. Sie zieht sich in einer Entfernung von vier Stunden neben der Mosel hin. Auf ihr bewegten sich in der Regel die Heere, die Reisenden, die Waarenzüge von der Obermosel zum Rheine. Das Moselthal selbst verlor daher als eine Völkerpassage, als ein Handelskanal, als ein Theater der Völkerschlachten und Kämpfe, für die der Schauplatz auf den benachbarten Bergrücken war, an Bedeutung. Auch der Werth des Moselfadens selbst als einer Schifffahrtsstraße wurde für entfernte Distanzen durch die vielen Krümmungen sehr vermindert, der Kostenaufwand des Transportes verdoppelt. Und viele Waaren mochten daher stets den directen Landweg dem Wasserwege vorziehen, die sonst wohl diesen eingeschlagen hätten, wenn er gerade und minder langwierig gewesen wäre. Das Moselthal mußte also an Bevölkerung und Leben auf der einen Seite wieder einbüßen, was

Digitized by Google

es auf der anderen Seite durch seine klimatischen, dem Wein- und Gartenbau günstigen Verhältnisse gewann.

Selbst noch heutiges Tages giebt es im Moselthale weder eine Eisenbahn, noch auch nur eine Alles verbindende Chaussee. Nur auf sehr kurzen und oft unterbrochenen Distanzen giebt es ordentliche Fahrwege längs der Ufer von einem Punkte zum anderen. So viele Versuche man auch schon dazu gemacht hat, eine zusammenhängende Chaussee im Thale zu Stande zu bringen, so sind diese Versuche doch immer an den vielen Hindernissen und Schwierigkeiten gescheitert. Die Gemeinden, Ortschaften und Städte haben ein viel näher liegendes Interesse, mit den gegenüberliegenden Uferstrichen als mit den unter- oder oberwärts liegenden, mit denen sie nicht so innig zusammenhängen, zu verkehren, und fühlen sich daher nicht geneigt, zu den Kosten einer solchen Chaussee beizusteuern, und die Gesammtheit (der Staat) findet es, wie gesagt, vortheilhafter, seine großen Heerstraßen außerhalb des eingekasteten Moseleinschnittes zu ziehen. Größere Transporte und Reisen von einem entfernteren Punkte zum anderen lassen sich nur ausführen entweder auf dem Wasser, oder so, daß man aus dem Moselthale hinaus auf den Rücken der Eifel hinauffährt, hier die längs desselben ziehende Kunststraße benutzt und dann von ihm wieder ins Moselthal zu dem Ziele der Reise hinabsteigt. Die Eifelstraße setzt sich daher auch durch mehre Nebenchausseeen und Straßenzweige mit dem Moselthale in Verbindung. Die meisten Wege im Moselthale sind bloße Ackerwege, oder Reit- und Fußpfade, die sich zum Theil längs der Ufer hinziehen, zum Theil über die Rücken und Isthmen der Halbinseln und Vorgebirge quer übersetzen. Diese Wege kann man oft nur auf ganz kurzen Distanzen benutzen, da gleich wieder der Fluß, den man überall im Wege findet, dazwischen tritt. Die Krümmungen desselben sind so mannichfaltig, daß es hie und da z. B. Dörfer giebt, die nur eine oder zwei Stunden auseinander liegen, und bei denen man auf dem Wege von einem zum anderen sich dreimal über den Fluß setzen lassen und dreimal Vorgebirge und Isthmusrücken übersteigen muß. Der ganze Charakter der Moselanwohnerschaft ist daher Isolirung und Zerstückelung. Die Moselanwohner leben gleichsam in lauter Winkeln und Verstecken und wie an verschiedenen kleinen Gewässern oder an einer Reihe von Gebirgsseeen. Erst die neuetablirte Dampfschifffahrt hat sie mehr mit einander

Digitized by Google

in Berührung gebracht. Daher erklärt es sich denn auch, daß die Mosel im Ganzen von Fremden verhältnißmäßig so wenig besucht wurde, und daß sie lange Zeit hindurch in Deutschland fast unbekannt war. Selbst auch jetzt wird sie häufiger von belgischen, französischen und englischen Touristen bereis't als von Naturfreunden aus dem Inneren von Deutschland, da doch ihre Naturschönheiten so wie die historischen Monumente, mit denen ihre Ufer geschmückt sind, so hohes Interesse gewähren, daß man sie mit Perlen des reinsten Wassers vergleichen möchte, und daß man dreist behaupten kann, daß es in unserem ganzen großen Vaterlande weit und breit nichts Reizenderes, nichts in allen Hinsichten Befriedigenderes giebt als die Mosel.

Auch den Alten schon, die doch sonst für die Naturschönheiten unseres deutschen Vaterlandes nicht eben sehr empfänglich waren, erschien die Mosel so frappant schön, daß einer ihrer Dichter, Ausonius, der Erzieher Gratians und Valentinians des Jüngeren, sie in einem sehr bekannten epischen Gedichte besang. Es ist dieß eines der besten Gedichte aus der Zeit der bereits gesunkenen Classicität, und es giebt keinen zweiten deutschen Fluß, dem eine gleiche Ehre von einem römischen Poeten zu Theil geworden wäre. Ich hatte auf meiner Dampffahrt dieses Gedicht bei mir und blickte zu Zeiten hinein, um den alten Zustand des Stromes, wie er in des Ausonius Worten gemalt war, mit dem jetzigen Zustande, wie er uns vorlag, zu vergleichen. Kein Moselreisender sollte es versäumen, mit Hülfe dieser Dichtung sich den Genuß der Gegenwart zu verdoppeln. Was mich am meisten bei dem Vergleiche jenes vor 1500 Jahren *) entworfenen Bildes und des Originals, das sich jetzt im Jahre 1840 vor mir entfaltete, frappirte, war die große Aehnlichkeit zwischen beiden. Es sind seit Ausonius so viele Jahrhunderte durch das Moselthal gezogen, die Hunnen, die Franken, die Normannen, die Franzosen und die Eisfluthen von 1500 Wintern haben es zerstörend durchstürmt, der Wechsel der Zeiten, der Moden, der Gewohnheiten, der Herrscher war so mannichfaltig, und doch ist fast kein Pinselstrich und Zug in dem von Ausonius aufgestellten Bilde, der nicht noch heutiges Tages mit einigen Modificationen paßt. Er lobt die vielen Ortschaften, die Zahl der Villen, Landsitze,

*) Ausonius lebte am Ende des vierten Jahrhunderts.

Digitized by Google

Schlösser und Tempel, welche die Ufer des Flusses schmücken. Sie sind noch heute in derselben Fülle vorhanden, die Dörfer haben vermuthlich noch ganz dasselbe Ansehn wie damals, in den Villen und Schlössern mag ein etwas anderer Styl herrschen, und die Tempel sind in christliche Kirchen verwandelt. Ausonius spricht von den zahlreichen mächtigen Vesten und Schlössern, deren Masse zur Vertheidigung des Stromes „vereinte Legionenkraft hauste". In diesen römischen Vesten und Burgen richteten sich später die Geschlechter des fränkischen Adels ein, bauten sie nach ihren Bedürfnissen etwas aus, und so liegen denn noch heutiges Tages ganz ähnliche Burgen zum Theil noch auf denselben Flecken, wo Ausonius sie sah, zum Theil wenigstens in ähnlichen Situationen. Auch die reichen Rebengestade bestanden schon damals zu Ausonius Zeiten wie heute:

„Sei, Mosella! gegrüßt, durch Boden und Pflanzer gepriesen,
„Längs dem Rebengestade umblüht von duftendem Weinlaub!

Auch die Wiesen,

„Schimmernd im hellen Grün des uferbedeckenden Rasens,"

mischten sich schon damals, wie heute, zur Abwechselung unter die Gärten und Weinberge. Die Wiesen an der Mosel, die Ausonius preist, wurden auch mir schon in der Ferne als ein eigenthümlicher Schmuck des Thales bezeichnet.

Auch beschifft war schon damals die Mosel, vermuthlich von ähnlichen Schiffen und auf ähnliche Weise wie heute.

„Sieh, es wallet vorbei mit spielenden Wellen die Mosel,
„Tragend, was Schönes erzeugt der Boden entlegener Länder!

Ganz ähnliche Dinge fallen dem Ausonius an der Mosel auf, wie dem heute dort Reisenden, und er verfällt auf ganz ähnliche Ideeen und Bilder, wie dieser. Wie es uns auf unserem Dampfschiffe mit den weiten Krümmungen des Flusses ging, so ging es auch ihm.

„Oefters bewunderst du selbst zur früheren Stelle die Rückkunft,
„Glaubst zu säumen, obwohl mit geregelter Schnelle du fortströmst.

Und wie ich oben sagte, daß man an der Mosel oft sich auf einsamen rings umher isolirten Seeen zu befinden glaube, während doch das Ganze ein zusammenhängender Flußfaden sei, so gedenkt auch Ausonius dieses Gegensatzes, wenn er von dem Moselgewässer sagt:

Digitized by Google

„— — — gleich Flüssen wallend nach unten
„Leuchtet, Spiegel des See's, der Gewässer krystallene Klarheit.

„Sie glauben nicht, wie mich einmal im Frühling eines längst verflossenen Jahres die Anmuth und Schönheit des Moselthales überraschte, als ich, in Pelze gehüllt, aus den wilden und waldigen Gegenden des Hundsrücks hierher gelangte und von oben herab auf den herrlichen, reizend belebten Fluß hinabblickte, auf sein saftiges Grün, auf seinen lieblichen Anbau. Ich glaubte in ein ganz anderes Land zu kommen. Oben auf dem Hundsrück war es so nebelig und kalt. Hier war die Luft sanft und hell, Licht und warmer Sonnenschein in allen Winkeln des Thales. Sie müssen einmal im Frühling hierher kommen, um das zu erleben."

So erzählte mir einer meiner Dampfschiffgefährten. Ich blickte in meinen Ausonius, sah da ungefähr dieselbe Schilderung gedruckt vor mir, die jener mir ins Ohr lispelte. Auch Ausonius reiste von der Hundsrückseite her zur Mosel hinan, und zwar sah er zuerst bei Noviomagus, dem heutigen Neumagen, den schönen Fluß unerwartet erblickt haben. Entzückt wie mein Gefährte ruft er, die Mosella begrüßend, aus:

„Reiner wehet die Luft, und Phöbus, strahlend in heiterm
„Glanze, enthüllet verklärt das purpurne Himmelsgewölbe,
„Denn kein dichtes Gewäld' in einander geschlungener Aeste
„Wehret zu schauen hinab in das Dunkel schattiger Grüne.
„Klar durchsichtiges Licht und rosenfarbener Aether
„Schimmern entgegen dem Blick aus hellem, flüssigen Raume.

Und dort am Rande des krystallenen Wassers steht auch noch „der Fischer mit der Angelruthe", wie Ausonius ihn beschreibt, und uns wie ihm rufen die munteren Winzer, „die muthwilligen Burschen und Mädchen, von ihrer Arbeit aufblickend, scherzhafte Neckereien zu und halten uns wie ihm spöttisch verlockend die Trinkkrüge entgegen".

Selbst auch das, was Ausonius von der Wohlfeilheit des Moselweines sagt, — er erzählt, daß man, in einer Moseltaverne ausruhend, selbst für die kleinste Silbermünze einen ganzen Humpen guten Traubensaftes, sogar „Consular-Getränk", erhalten könne, paßt noch heutiges Tages. Der Wein, und selbst guter Wein, ist an der Mosel billiger als an irgend einem anderen, Weinbau nährenden Strome Deutschlands. Einige Moselschiffer, mit den

Digitized by Google

ich sprach, erzählten mir, daß jeder ihrer „Halfen" — so nennt man hier die Schiffszieher — nach einer alten Gewohnheit täglich drei Quart Wein bekäme, und zwar Wein von derjenigen Qualität, welche die Wirthe in den Tabernen jedes Orts als Landwein den Leuten gewöhnlich auszuschenken pflegen. Außer diesen gesetzmäßigen drei Quart Wein bekämen sie aber dann noch vom Schiffer ein Quart extra, als Trinkgeld, zur Aufmunterung oder Belohnung. Das macht vier Quart per Mann und per Tag, und darin ist nicht mitgerechnet, was sie sich noch sonst aus eigener Tasche gönnen. Man kann hieraus wohl schließen, daß die Weine an der Mosel seit Ausonius Zeiten nicht viel theuerer geworden sein können, und vielleicht stammen jene gesetzmäßigen drei Quart in den Tabernen noch aus seinem Zeitalter her.

„Ich sah in meinem ganzen Leben nichts Schöneres!" ist eine sehr gewöhnliche Redensart, welche manche Menschen, z. B. die Engländer, hundert Mal in einem Reisetage wiederholen.

Diese Redensart bedeutet daher in der Regel nicht viel. Aber auf der Mosel ist dieß anders, da glaube ich es Jedem, der so spricht, auf sein Wort, und wir wenigen Fremden, die wir heute diesen Fluß zum ersten Male sahen, bedienten uns jener Redensart fast um die Wette und vergaßen die ganze übrige Welt darüber. Eine Reihe solcher wundervoller Landschaftsbilder, wie die Mosel sie darbietet, genießt sich herrlich. Das Auge saugt das Ganze auf einmal in sich. Man schlürft sie ein wie eine Musik. Es ist wie ein wundervoller Rausch. A priori versteht man dieß leicht. Aber in der Darstellung, in dem Wiedergeben und in dem Studium und der Zerlegung der Elemente liegt die Schwierigkeit, wenn man sich der Gründe und der Anlaß gebenden Ursachen des Zaubers selber bewußt werden und Andere bewußt machen will. — Divide et impera, lehrten die Römer in Bezug auf ihre Feinde. Wir müssen diese Lehre auch in Bezug auf die unserem Pinsel und Griffel vorliegenden Themata, die uns in gewisser Hinsicht wie Feinde gegenüberstehen, im Auge haben. — Und ich will daher die Mosellandschaft, die doch am Ende nur aus einer gewissen Summe von Elementen und Gegenständen, aus Felsen, Bäumen, Häusern, Weingärten, Thälern und Flüssen, besteht, in ihre Theile zerlegen und jeden einzelnen dieser Theile für sich ins Auge fassen. — Die Rolle, welche der

Digitized by Google

Fluß selbst als ein Theil der Moselandschaften spielt, stellte ich schon oben einigermaßen dar. Ich will nun zunächst die Weingärten beachten und in ihren mannichfaltigen Phasen verfolgen.

Ich kenne keine Gegend, der der Weinbau einen solchen Reiz wie dem Moselthale mittheilte, wo er zu so großartigen Bauten und Anstrengungen Veranlassung gäbe, wo er sich so pittoresk darstellte, wie hier. In den Ebenen der Lombardei sieht ein Weingarten frappant aus wie der andere. Am Rhein auch hat man sich oft beklagt, daß die unabsehbaren Weingelände, die stets sich wiederholenden Querstriche und einförmigen Schattirungen der, wie die Soldaten in ihren Compagnieen, aufgesteckten, gleich hohen, gleich weit auseinanderstehenden Rebstöcke die ursprüngliche Mannichfaltigkeit der Bergformen ganz verdürben und wie die großen Kornfelder in Norddeutschland am Ende eine förmliche Culturwüste herstellten. An der Mosel kann man eine ähnliche Klage nicht führen. Denn abgesehen davon, daß die Weingelände beständig, wie ich schon sagte, von Waldpartieen, von Wiesenland ꝛc. unterbrochen werden und sich dann und wann einmal höchstens eine oder anderthalb Stunden weit in ununterbrochener Masse forterstrecken, so bieten sie auch schon in sich selbst eine ganz außerordentliche und überraschende Mannichfaltigkeit der Gruppirungen und landschaftlichen Scenen dar. Die Bergabhänge, an denen sie liegen, sind viel höher als am Rhein oder an irgend einem anderen deutschen Flusse und auch viel bunter gestaltet. Da gehen Stufen über Stufen, Terrassen über Terrassen hinaus, und selbst die höchsten, zum Himmelsfirmamente emporgebäumten Spitzen bieten noch Reben dar und erscheinen wie Himmelstische, auf denen schöne Trauben servirt sind. Die Bergpfade, welche vom Ufer des Flusses zu diesen hochgelegenen Terrassen hinaufführen, erfordern oft über eine Stunde mühsamen Ansteigens, und wenn ich die Leute von daher mit den Trauben herunterkommen sah, gedachte ich der Senner und Aelpler in der Schweiz, welche ihre Milch kaum weiter herabholen als diese Winzer der Mosel ihren Traubensaft. — Wenn man bedenkt, daß auch die Erde und der Dünger, in denen die Stöcke wachsen sollen, vom Fluß aus eben so hoch in die Felsenbrüche hinaufgeschafft werden müssen, so erscheint Einem die Kühnheit dieser Weingärtner wahrhaft großartig. Sie legen die

Digitized by Google

Wurzeln ihrer Rebenstöcke auf Felsenspitzen, auf denen es nur dem Adler bestimmt zu sein schien, seine Eier ins Nest zu legen, und sie trotzen da dem unwirthbaren Gestein noch süße goldene Früchte ab, wo die Natur kaum für Heidelbeeren, Schlehdornen und anderes Gestrüpp ein Plätzchen bereitet zu haben scheint. — Wir glaubten schon bei Bremm die höchsten Weingebirge, „Weinalpen" möchte ich fast sagen, gesehen zu haben. Aber bei Millingen erblickten wir höhere, und an manchen Stellen an den unteren Mosel schienen sie sich noch weiter hinaufzutempeln, so daß ich nicht zu bestimmen wage, wo wir die allerhöchsten zu sehen bekamen. Einmal zählte ich nicht weniger als 30 „Chöre", eines über dem anderen, von denen sich die äußersten in den Wolken verlieren zu wollen schienen. „Chöre" nennt man hier die verschiedenen mit Reben besetzten Stufen oder Terrassen eines Weinbergs.

Diese Chöre sind auf die mannichfaltigste Weise angelegt, gerichtet und geformt, je nach der Gestaltung des Bodenterrains und je nach der Laune oder den Ansichten der Besitzer. Fast jeder Besitzer hat bei der Anlage und Cultur seiner Weinberge sein eigenes System. Und ein Weinbaukenner, der mich begleitete, konnte im Vorüberfahren schon aus dem bloßen Anblick der Chöre, so wie aus der Stellung der Rebstöcke auf ihnen mir mit Bestimmtheit Vieles von der Eigenthümlichkeit der Cultur jeder Abtheilung sagen. — Die Bergabhänge sind von Natur so rauh, so zackig und zerklüftet als nur möglich. Da giebt es Höhlen und Grotten, Felsenspalten aller Art. Die Wände sind zuweilen mehr oder weniger schräg, zuweilen äußerst schroff abgedacht, zuweilen stehen ganz steile Felsenpyramiden wie Zähne hervor. — Da hat man nun sehr mannichfaltige Anstalten treffen, vielfache, oft ganz großartige Bauten unternehmen müssen, um so viel flach geneigtes Terrain zu gewinnen, auf dem etwas Erde und die Wurzeln der Pflanzen haften könnten. Zuweilen sind die Felsenköpfe durch hochschwebende Brücken mit der Hauptmasse des Berges verbunden, damit man das schmale Terrain, das die Scheitel der Felsen darbieten, noch zum Weinbau benutzen könne. Ueberall sieht man große Gewölbe auf langen hoch emporragenden Pfeilern gebaut, auf deren Decke dann das flache Chor oder der Weingarten geordnet wurde. Auf solchen Gewölben wird hier an hundert Stellen der Wein, wie auf Aquäducten das Wasser,

Digitized by Google

an den steilen Felsen herumgeführt, damit er das warme Sonnenlicht einsauge, das an ihren Wänden zurückprallt. — Man hat die hängenden Gärten der Semiramis vielfach bewundert. Aber wenn man in Gedanken Alles zusammensummirt, was im Laufe der Zeiten die Weinbauer hier im Moselthale an hängenden Gärten geschaffen haben, so kommt dabei ein viel größeres Wunderwerk der Welt heraus. — Der Raum ist überall sehr eng und beschränkt und oft, wo in einem Winkel die Lage und die klimatischen Verhältnisse besonders günstig sind, sehr kostspielig und werthvoll. Da jede Situation eine andere ist, so ist es auf einer Moselfahrt eine unversiegliche Quelle der Unterhaltung, zu beobachten, wie sich der Mensch unter allen den verschiedenen Umständen zu helfen wußte, und wie er bald auf dieses, bald auf jenes Auskunftsmittel verfiel. Zuweilen steht ein Gewölbe dem anderen über dem Kopfe, oft springen die Verbindungswege auf hohen Brückenbogen über die Weingärten, die unter ihnen grünen, weg, damit für die Wege kein Boden verloren gehe. Häufig hat man dem alternden Gerippe des Berges selber nachgeholfen und die Risse und Spalten eines Felsen, der den Zusammensturz drohte, mit Mauerwerk geflickt und ausgefüllt, oder mit stützenden Pfeilern versehen. Und da scheint denn nicht selten das ganze Gebirge aus solcher künstlichen Weinbergsarchitektur zu bestehen, und es ist dabei zuweilen wenig von der natürlichen Gestaltung der Felsen übrig geblieben. — Die meisten dieser Weingebirge sind wahrhafte Labyrinthe von natürlichen Felsen und von übereinander getempelten künstlichen Brücken, Pfeilern, Gewölben und Terrassen, an denen die Geschlechter der Moselanwohner seit des Ausonius Zeiten emsig bauten und schafften, wie die Bienen an ihrem Wachszellengewebe — So ein Moselweinbergsgelände von einer Stunde Länge und Höhe hängt da wie ein gigantisches Spitzenklöppelwerk aus Stein, und es steckt oft mehr Arbeit und Mauerwerk darin als in einem gothischen Dombau.

Da erkennt man denn zu seinem Schrecken, welche unselige Mühe auch dieß edle Erzeugniß dem Menschen macht, das die Dichter ein Geschenk des Bacchus zu nennen pflegen, das sie aber besser als ein mühsames Product vielfachen menschlichen Fleißes und Schweißes bezeichnen könnten. In Griechenland mag es anders sein, aber hier in Deutschland wenigstens schenkt Bacchus

Digitized by Google

nicht viel dabei; ein Stückchen Fels und ein Wurzelknollen, das ist Alles. Daß der Knollen treibt und süße Früchte bringt, daß diese Früchte nicht nur einen genießbaren, sondern auch einen die Seele des Weinkenners entzückenden und den Geist des Dichters berauschenden Saft geben, das Alles ist ein Ergebniß der Kunst und des Raffinements. Den ganzen Winter über muß der Bacchuspriester, ich meine den Winzer, an der Mosel „schiefern", d. h. er muß die Schiefersteine aus den Felsen hervorkratzen, zerhacken und in den Weinbergen zerstreuen. Denn diese Schiefersteine des Moselgebirges haben eine gewisse frische, jungfräuliche Kraft, die sie dem Weinstock mittheilen. Sie halten den Boden feucht, und verwitternd düngen sie ihn, und sie sind daher beständig zu erneuern. Zugleich müssen im Winter, wenn es die Witterung gestattet, die Mauern in den Weinbergen reparirt und ausgebessert, die Felsen geflickt und gestützt werden. Dann im Frühling müssen die Winzer die Stöcke aufstellen, den Boden lockern, umgraben und düngen. Und hierbei bei dem Düngen fährt man nicht etwa, wie wohl unsere Bauern thun, mit einem vierspännigen großen Düngerwagen aufs Feld hinaus, sondern jede Mistgabel von Dünger muß, so zu sagen, besonders auf dem Rücken der Leute oft, wie ich zeigte, stundenweit in die Berge hinaufgetragen werden. Die Kornäcker, wenn sie einmal geackert, gedüngt und bestellt sind, und wenn die Körner dem Boden anvertraut wurden, sind fertig, und der Landmann hat dann im Sommer nur zuzuschauen, wie die Aehren ihm in den Schooß reifen. Beim Weinbau ist dieß anders. Der Winzer darf seine Stecklinge fast das ganze Jahr hindurch nicht außer Acht lassen. Von der heurigen bis zur nächsten Ernte geht die Kette von Arbeiten fast ohne abzubrechen fort. Gleich nach dem Stöckeaufstellen und nach dem Graben muß im Frühjahr auch das alte Holz ausgehauen werden. Der Boden ist immer locker zu halten, wie die Poren unserer Haut, damit er Licht, Wärme und Wasser stets willig in sich aufnehme. Die Winzer müssen ihn daher, damit sich keine dichte Gras- und Unkrautnarbe bilde, im Sommer abermals graben oder, wie man hier sagt, „rühren". Und ebenfalls muß abermals im Sommer das überflüssige Holz ausgehauen werden, und zwar dießmal das frischgewachsene, damit die Stöcke nicht ihre Kraft in der Ausbildung geiler, unfruchtbarer Zweige vergeuden. — Dieß sind aber nur die großen

Digitized by Google

und regelmäßig wiederkehrenden Arbeiten, die kleinere Mühe u
Noth, das Anbinden der losgerissenen Zweige, das Jäten ꝛc. u
die außerordentlichen Anstrengungen, zu welchen die Zerstörung
von Wind und Wasser Veranlassung geben, gehen noch imm
zwischen durch. Der Regen, namentlich bei heftigen Ergüss
richtet zuweilen in diesen hohen Weinbergen der Mosel die h
betrübendsten Verwüstungen an. Weil diese so hoch und sch
sind, erlangen die Regenbäche oft eine unwiderstehliche Kraft u
Mächtigkeit und sammeln sich zu wilden Strömen, die Alles
sich fortführen. Die Leute haben zwar in ihren Bergen auch
anstaltungen getroffen, den überflüssigen Regen unschädlich ab
führen, Kanäle gebaut und Rinnen ausgemauert, aber g
außergewöhnlich heftige Ergüsse sind diese Anstalten zuweilen n
ausreichend. Manchmal hat man wohl auch einen Weinberg,
doch einen Felsenabhang nicht unbenutzt zu lassen, etwas zu
angelegt, oder vielleicht ist es eine ganz neue Anlage, die
ist frisch hinaufgebracht und noch nicht gehörig auf ihrem
damente befestigt, und da schüttet sich dann auf einmal in
Nacht ein unbarmherziger Wolkenbruch darauf herab, und
anderen Morgen finden die bedauernswerthen Leute alle
mühselig hergeschleppten, zerhackten und sorgfältig ausgebrei
Erdklöße, ihren ganzen Acker von oben herabgeführt und mit
Erdreich ihrer Nachbarn am Fuße des Berges zu einer w
Schlammlawine vermischt. Man sieht zwar in den Alpen
Schweiz solche Schlammlawinen in noch großartigerem Maß
aber dort ist es dann nur wildes Erdreich, nutzloses Ge
verwittertes Felsgetrümmer, das stets nur ein Spielzeug
Naturelemente war. Aber hier in den Weinbergen hatte
jedes Schieferstück seine Bestimmung, an jeden Kloß knüpfte
eine Berechnung, an jede Schaufel von Erdreich oder G
welche nun die wilden schmuzigen Gewässer zerstreuen und
sich entführen, war eine Menge von Mühe verschwendet.
sahen im Vorüberfahren noch die Spuren mehrer solcher u
voller Ereignisse, deren traurige Geschichte uns unsere Reisebe
erzählten.

Um das beständige Hin- und Herschleppen der Geräthsch
und Werkzeuge, die ihnen bei ihren mancherlei Arbeiten
sind, zu vermeiden, und um auch sonst noch andere nöthige
bergen und aufbewahren zu können, haben die Leute sich

Digitized by Google

Weinbergen hie und da kleine Winzerhäuschen gebaut, die dann
n der Zeit der Traubenreife als Wachthäuser und Wächterposten
ienen. Auch diese Winzer- und Wächterhäuschen sind oft der
rt, daß sie einen Maler entzücken müssen. Zuweilen sind es
eugebaute kleine Häuschen, das eine in diesem, das andere in
nem Geschmack. Zuweilen hat man irgend ein altes Mauer-
erk, einen von den Rittern des Mittelalters oder vielleicht gar
ch von den Römern gebauten Wartthurm dazu benutzt. Zu-
eilen hat man blos die Felsengrotten und die Höhlen in den
ergabhängen mit verschließbaren Thüren und Eingängen versehen.
or diesen Höhlen sitzen die Wächter des Abends beim Feuer,
er die Arbeiter während der Mittagssonne im kühlen Schatten,
h mit Trank und Speise labend. Es giebt da so hübsche
ruppirungen und Scenen, wie man sie nur bei den Hirten
n Arkadien finden kann.

Der Weinbau ist den Moselanern Alles. Er ist ihre ein-
e Cultur, ihre alleinige Industrie. Kornfelder besitzen sie fast
r nicht. Ihre Wiesen, ihr Vieh haben sie nur des Weinbaus
gen. Man sagt, daß es einzelne Dörfer giebt, die 1000 bis
00 Fuder Wein (das Fuder zu 6 Ohm) in guten Jahren er-
gen. Das ganze Moselthal von Trier bis Coblenz soll in
onders guten Jahren 100,000 Fuder (600,000 Ohm) Wein
ugen, in gewöhnlichen 70,000 bis 80,000 und herab bis auf
000, was sie dann schon ein sehr mittelmäßiges Jahr nennen.
der neueren Zeit, wo die Statistik, die sich mehr mit den
len und Quantitäten als mit dem inneren Werthe der Dinge
thun macht, so modig geworden, haben die Leute oft mehr
uf gesehen, daß sie recht vielen, als darauf, daß sie recht
n Wein erzeugen, und daher zuweilen ihre alten edlen Reb-
e vernachlässigt und statt dessen solche angepflanzt, die recht
„Brühe" bringen. Dieß hat zum Verfall manches gu-
und berühmten alten Weinbaus Anlaß gegeben. Doch
man in allerneuester Zeit wieder bessere Wege betreten. —
Meinungen meiner Moselleute über die Frage, ob der Wein-
im Allgemeinen jetzt vorschreite oder nicht, fand ich sehr
ieden. Einige meinten, das Moselthal sei seit dem Zoll-
nde völlig ruinirt, indem es dadurch und zwar in Folge der
reieren Concurrenz mit anderen Weinländern, mit den Rhein-,
r-, Main-Gegenden, viele Millionen. — sie nannten die

Digitized by Google

runde Summe von 50 Millionen Franken — weniger wo
geworden, und es gingen jetzt mehr alte Weinberge ein, als n
angelegt würden. Andere jedoch wollten in dieſe Klagen ni
entſchieden eingehen, ſie meinten, daß der Zollverein allerdin
zunächſt den angedeuteten lähmenden Effect auf die Moſel
habt habe, daß dieſer Effect aber kein tödtlicher ſein würde, u
vielmehr die Moſelaner ſich erholen, daß ſie auf neue Mit
und Anſtrengungen bedacht ſein würden, und daß die Weinb
tur an der Moſel ſich ändern und reformiren, vielleicht beſſe
aber in keinem Falle untergehen würde. — Einer dieſer m
der ſchwarzſehenden Moſelweinbergsbeſitzer, der ein großer K
ner zu ſein ſchien, holte mich alle Augenblicke herbei, um m
irgend eine neue ſchöne Anlage oder einen beſonders vortreffli
Weinſtand zu zeigen. Obgleich ich dann gewöhnlich an ei
ſolchen Stücke Landes nichts Beſonderes erkennen konnte, ſo la
er doch ſein Auge daran, wie ein Pferdekenner an dem Gliedera
eines ſchönen Vollbluthengſtes. Er ſchmunzelte mit dem ga
Geſichte und ſtrich ſich das Kinn dabei wie ein Gemäldeliebha
der prüfend ein ſchönes Bild beſieht. Zuweilen, wenn ich et
Außerordentliches zu entdecken glaubte, fragte ich: „Iſt das dort
auch ein beſonders ſchöner Weinſtand?“ — „Das glaube i
erwiderte er dann, „das iſt etwas Vortreffliches — hmm!“
Dieß Hmm brummte er ſtets mit dröhnender Stimme und
es lang aus, wie Einer, der eben einen ſchönen Wein get
hat, und dabei ſteckte er beide Hände in die Taſchen, als erwa
er ſchon das Geld darin zu finden, das ein ſo wundervoll
legenes Stückchen Erde einbringen könne.

Von den vielen reizenden Dörfern und Ortſchaften, welch
Laufe des Tages am Ufer bei uns vorüberſchwebten, ſind die bek
teſten und vorzüglichſten Pfalzel, Neumagen, Berncaſtel, Trar
Zell, Bremm, Kochem, Treis, Winningen. Dieſe und die and
Moſelorte, die ich nicht alle nennen kann, haben ſo viel Ei
thümliches und Maleriſches wie die Felſengelände und Weinb
und mir ſchien es, daß ich nirgend etwas Aehnliches ge
hätte. Es iſt eine außerordentliche Mannichfaltigkeit in
Bauart und Gruppirung, und es erſcheint darin das Alterthü
und Neue in viel bunterer Miſchung als in den Ortſchaften
Rheins. Ich glaube, es muß an der Moſel eine ganz beſo
Bauart geherrſcht haben. Auch glaube ich, hat ſich hier

Digitized by Google

römische, Gothische und Mittelalterliche deßwegen in größerer Fülle
rhalten, weil das versteckte und abgelegene Moselthal von feind-
chen Heeren, wenn auch häufig genug, doch nicht so häufig wie
as Rheinthal und andere Thäler verwüstend durchzogen wurde.
n Trier selbst giebt es bekanntlich noch reichere Römerrui-
en als in irgend einer anderen Stadt Deutschlands. Längs
r Mosel bezeichnen die Localschriftsteller viele Wege und
hausseestücke, auf denen noch heutiges Tages die Ackerwagen
uf- und abknarren, als Römerwerke, besonders in den Seiten-
älern der Mosel. Auch die Ruinenhaufen auf den Burg- und
chloßbergen der Mosel erschienen mir reichlicher und voller be-
zt von noch aufrecht stehenden Thürmen, Schloßgiebeln, Erkern
d Söllern als in anderen Theilen Deutschlands. Selten findet
an, außer in Heidelberg, selbst in unserem an Ritterburgen so
chen Vaterlande solche malerische Trümmerberge, wie es die
inen der Burg Veldenz, der Gräfenburg, der Schlösser von
erncastel, Zeltingen, Kochem, der Wunneburg, des Beilsteins, der
urgen bei Treis, der Stammburg der Grafen Elz, der Ehren-
rg ꝛc. im Moselthale sind. Alle diese Burgen gewähren einen
ßerordentlich verschiedenen Anblick und scheinen von Haus aus
einem ganz verschiedenen Style nach ganz verschiedenen Plänen
aut zu sein. Es schien mir, daß jede einer besonderen Be-
gung und Untersuchung werth gewesen wäre.

So groß wie der Reichthum der Schlösser, eben so groß
auch der der Kirchen in den kleinen Orten. Es giebt darunter
le sehr alte, durch ihren Baustyl und ihre Kunstschätze ausge-
hnete, und die hundert Moseldörfer leisten auch in dieser
ziehung unvergleichlich viel mehr als tausend Dörfer in unserem
dlichen Deutschland. Auch unter den gewöhnlichen Wohn-
sern der Dörfer selber gewahrt man überall nicht wenige, die
durch ihre Architektur hervorthun. In dieser Beziehung
enen mir alle Moseldörfer lauter kleine Nürnbergs zu sein.
t in jedem sah ich noch wohlerhaltene, wie es schien, uralte
ıfer, die in gothischem Style gebaut waren, mit Ausbauten,
ern, Thürmchen und sonstigen an den neumodigen Gebäuden
ßt abgestreiften Zierathen auf gar bunte Weise ausgeschmückt.
sind dieß, wie die Leute hier sagen, alte „Burghäuser" oder
häuser" oder „Junkerhäuser", die zum Theil vielleicht von
lleuten und Rittern herrühren, welche in der Stadt wohnten,

Digitized by Google

und die ihren Felsenschloßbaustyl in die Städte einführten. Obwohl gleiche Erwerbsquellen, gleiches Klima und gleiche Gewohnheiten eine gewisse Verwandtschaftsähnlichkeit in den Einrichtungen und dem Anblick aller Moselorte hervorgebracht haben, so sind doch die Abweichungen von dieser Aehnlichkeit und die Eigenthümlichkeiten eines jeden Ortes vielleicht noch viel größer. Die Häusergruppen, aus denen sie gebildet werden, erscheinen in der That so bunt wie die Windungen des Flusses, die Thaleinschnitte und die Localitäten an ihm selbst. Bald liegt der Ort breit und gemächlich hingestreckt längs des Flusses auf einem bequemen flachen Uferländchen, bald ist er ganz zwischen den engen Spalten eines Felsenthales eingeklemmt, oder zwischen dem Gebirge und dem Flusse zusammengequetscht, und ein jedes Haus nimmt für sich eine so malerische Lage ein, wie eine der alten Burgen. Hier krönt ein Ort mit seinen zahlreichen Kirchen und Spitzen, mit seinen Gärten und hübschen Bäumen das äußerste Ende einer flach auslaufenden Halbinsel; dort zieht sich ein anderer ganz in den Hintergrund eines von der Seite zur Mosel hervorbrechenden Nebenthales zurück. Hier liegt Alles hart am Flusse, und die Häuser stehen mit einem Fuße fast mitten in den Wellen, dort winken die Gebäude auf einmal von der schwindelnden Höhe einer 500 Fuß hohen Felswand, die vielleicht nur der äußerste Rand eines oben fruchtbaren und flurenreichen Plateaus ist, herab. Man erblickt nur die blinkenden Fenster der dicht am Abhange liegenden Häuserreihe, von den übrigen blos die Giebel und Spitzen. Es sieht aus, als luge der Ort aus einem oberen jenseitigen, sonnigen Lande ins dunkle Moselthal hinüber, und er führt unsere Phantasie zu sich hinauf und scheint uns sagen zu wollen: auch auf dieser Seite grünt und lebt und schafft es noch. — Diese Seitengelände und jene Nebenthäler der Mosel, die Thäler der Sauer, der Kill, der Sulm, der Lieser, der Alf und Elz, sollen noch eine überschwängliche Menge von Naturschönheiten und von historischen und künstlerischen Schätzen und Reizen bergen. Ein flüchtig vorbeieilender Dampfschiffpassagier gewahrt zwar von diesem Reichthume, der in den Nebenspalten steckt, wenig, aber er erfreut sich doch der Idee, in der Mitte der Fülle eines so reich begabten Landes dahin zu fahren.

Die Geschichte vieler Moselortschaften, selbst zuweilen der kleinsten Dörfer, ragt hoch in das dunkelste Alterthum hinauf,

Digitized by Google

und es giebt ihrer viele, die entweder noch in ihren heutigen Namen ihren römischen oder celtischen Ursprung verrathen (so Neumagen, Pfalzel, Conz ꝛc.) oder seit den ältesten Zeiten ihres Weines wegen bei allen Deutschen berühmt sind (so Braunberg, Piesport, Schwarzberg ꝛc.), oder von Kaisern und Königen ausgezeichnet wurden, um die sich viele interessante politische Verwickelungen drehen, oder an die sich irgend eine Erinnerung an Valentinian II., oder an Karl den Großen, oder einen deutschen Kaiser, oder an eine fürstlich Metternich'sche Familie, oder an sonst etwas Ausgezeichnetes knüpft. — Die Natur hat hier diejenigen Plätze, wo der Mensch seine Hütte bauen kann, so scharf bezeichnet und auf so enge Räume beschränkt, daß da wenig Willkür und Wechsel möglich war. Es konnten hier die Dörfer nicht wie in unseren Ebenen oder wie in weitläufigen Thälern bald hierhin, bald dorthin verlegt werden. Und es giebt im Moselthale keine solche alte und ältere, junge und jüngere Colonieen, keine solche deutsche, slawische, flandrische ꝛc. Stiftungen wie z. B. in den preußischen Ebenen. Vielmehr ist hier Alles uralt. Wo einmal auf einer Halbinsel oder aus einem Thalmunde ein Dorf hervorblühte, da blühte es, so oft es auch zerstört wurde, immer wieder hervor. Man lese nur die bändereichen Werke von Stramberg, Klein ꝛc. über die Mosel nach, in welchen jene Schriftsteller auf die Darstellung der Geschichte aller dieser Piesports, Reinsports, Hatzenports, dieser Conds, Conz, Ensch, Güls, Sirks ꝛc. näher eingehen. Fast jede dieser authentischen Dorfgeschichten beginnt, wo nicht mit Romulus und Remus, doch mit dem heiligen Martinus oder Karolus, mit Kaiser Konrad oder Heinrich, oder gar mit Ausonius und seinen beiden kaiserlichen Schülern. — Die Trierer rühmen sich bekanntlich, daß ihre Stadt noch viel älter sei als Rom. Sie haben sogar unter ihren Dörfern an der Mosel ein Rom und wo nicht ein Constantinopel, doch auch ein Kühstantinopel.

Wie ihr Rom und Kühstantinopel, so hat die Mosel auch ihr besonderes Schilda oder Schöppenstadt für sich. Diese Rolle ist der kleinen Moselstadt Kochem zu Theil geworden. Ein Bürger von Zell, den wir am Bord unseres Schiffes hatten, war unerschöpflich in Auftischung kleiner Geschichtchen und Schwänke, wie sie an der Mosel von Kochem erzählt werden. Einige dieser Geschichtchen sind charakteristisch für die Moselzustände,

Digitized by Google

für die Bauart und Beschaffenheit der Moselorte. So z. B. wird von Kochem erzählt, daß seine zwischen Fluß und Felsen eingeklemmten Straßen so eng seien, daß, wenn ein Scheerenschleifer, der mit seinem Karren in das eine Thor der Stadt einfährt, um den schönen Kochemer Bürgerinnen ihre Scheeren und Messer zu schleifen, dann auch in eine andere Straße einlenken will, um auch dort sein Geschäft zu betreiben, er nicht Platz genug in der Stadt findet, um umzuwenden. Er muß seinen Karren erst in gerader Linie durch die Stadt durchführen ins Freie hinaus, ihn hier umkehren und dann so in die zweite Straße einlenken. — Auf die armen Bürgermeister und Rathshäupter von Kochem scheint man es bei diesen Schöppenstädtischen Schwänken besonders abgesehen zu haben. Einer von ihnen soll einmal einen Maulwurf, der es gewagt hatte, in dem bürgermeisterlichen Garten die Gurken zu benagen, zum Lebendigbegrabenwerden verurtheilt haben. — Als einmal große Kriegsnoth über Kochem kam, wollten die Kochemer vor allen Dingen gern ihre silberne Stadtglocke retten, durch welche die Bürger zu ihren Versammlungen zusammengerufen zu werden pflegten. Sie beschlossen, sie zu größtmöglicher Sicherheit in die Mosel zu versenken, wo sie kein Feind entdecken könne. Sie fuhren daher mit einem Boote in die Mitte der Mosel hinaus, und ihr Bürgermeister verordnete, damit man die rechte Stelle des Verstecks der Glocke wiederfinden könne, an dem Rande des Bootes, gerade über der Glockengruft, eine Kerbe ins Holz zu schneiden. Bei dieser weisen Verordnung beruhigte sich die ganze Bürgerschaft und fuhr nach Versenkung der Glocke frohen Muthes nach Hause. — Wieder einem anderen dieser Väter des Volkes, die, wie in der Oper Zaar und Zimmermann, so gern denken und singen: „Ja, ich bin klug und weise, und mich betrügt man nicht", und denen das Volk so gern ihre Weisheit mit Spöttereien verbittert, wird schuld gegeben, daß er einmal ein Senatusconsult der Kochemer Rathsherren, in welchem beschlossen worden sei, daß unverzüglich das Eis in den Straßen der Stadt aufzuhacken und der Schnee auszukehren sei, ganz vergessen und drei Wochen lang in der Tasche herumgetragen habe, ohne es zu publiciren. Auf einmal entdeckte er es in seinem Staatsrocke wieder und ließ es nun auf der Stelle an allen Straßenecken anschlagen, obwohl unterdessen das warme Frühlingswetter längst alle Spuren von

Digitized by Google

Eis und Schnee weggeschafft und bereits die Blätter und Kirschblüthen ins Leben gerufen hatte. Die guten loyalen Bürger von Kochem kamen in die größte Verlegenheit, wie sie es machen sollten, dem Befehle ihrer Obrigkeit nachzukommen. Glücklicher Weise hatte ein Sturm in der letzten Nacht alle ihre Straßen und Dächer mit einer Decke von weißen Kirschblüthen überzogen, und um das Ansehen ihres Bürgermeisters zu retten, fegten sie nun diese aus allen Winkeln wie Schnee zusammen und warfen sie in die Mosel.

Ein Bürger von Kochem, der diese auf seine und seiner Landsleute Kosten erzählten Histörchen mit anhörte, vertraute mir, daß man in Kochem wieder ganz dieselben Geschichten von Zell erzähle, das nicht weit von Kochem auf der anderen Seite der Mosel liegt.

Die Menschen bleiben sich überall gleich. Auch auf unserem Schiffe passirte im Laufe des Tages mehr als eine Kochemer oder Schöppenstädter Geschichte, so z. B. einmal, als wir um eine Moselecke mit voller Kraft des Schiffslaufes herumkamen und uns da plötzlich bei einer kleinen Moselstadt eine fliegende Brücke oder ein Fährschiff gegenüberstand, das, mit Wagen, Vieh, Passagieren und Waaren aller Art beladen, mitten in unserem Fahrwasser ganz langsam quer über den Fluß ruderte, und von dem es einige Augenblicke schien, daß es bei einem Zusammenstoße mit unserem Dampfer unfehlbar von uns in den Grund gebohrt werden müsse. Bei den vielen plötzlichen Wendungen der Mosel, wo man oft nur eine ganz kurze Strecke weit sehen kann, was auf dem Wasser passirt, sind solche Ueberraschungen und Zusammenstöße ziemlich häufig, und namentlich die rapiden, bergabfahrenden Dampfschiffe haben Noth, sich davor zu hüten. — Obgleich bei Erkennung der Gefahr auf Commando des Capitäns sofort gehemmt, schoß doch unser Dampfschiff, von der Kraft des eigenen Schwunges und von der Strömung fortgeschnellt, so rasch dahin und so gerade auf das Fährschiff los, daß wir Passagiere kaum hinzublicken wagten, da wir jeden Augenblick das letztere mit allen seinen lebendigen und todten Gegenständen in die Wellen hinabgedrückt zu sehen fürchteten. Auf unserem Dampfer wie auf dem Fährschiffe war es für einige Augenblicke ganz mäuschenstill. Man hörte nur das Geräusch der Ruderstangen der Fährleute, die auf die Seite zu kommen

Digitized by Google

trachteten, und unserer Schiffsmannschaft, die alles Mögliche that, den Dampfer in seinem Fluge zu hemmen. Kaum aber war die Gefahr vorüber, kaum schaukelte das Fährschiff mit seinem blökenden Vieh und seinen geängsteten Passagieren uns zur Seite auf den Wellen, welche bei Annäherung der Schiffe erregt waren, so that unser Capitän einen tiefen Athemzug, wie Jemand, dem ein schwerer Stein von der Brust gefallen, und fing nun von seiner hohen Position an, auf die unglücklichen Führer des Fährschiffes herabzuwettern und zu fluchen, als wenn er das Ganze nun noch nachträglich in Grund und Boden bohren wollte. Dabei standen ihm der Conducteur des Dampfschiffes, der Steuermann und die ganze Mannschaft redlich bei. Während sie zuvor, wie gesagt, im Augenblicke der Gefahr ganz mäuschenstill gewesen waren, — was gewiß sehr richtig war, — rangen sie nun, statt Gott im Stillen mit einem Gebete dafür zu danken, daß er die Gefahr glücklich abgewendet, — was gewiß wieder sehr richtig gewesen wäre, — die Hände und liefen mit verstörten Gesichtern und flammenden Blicken untereinander herum, als wäre das Unglück wirklich eingetreten. Sie behaupteten, der Commandant der Moselfähre habe die größte Verantwortung auf sein Haupt geladen. Denn schon von Weitem sei ihm vom Dampfschiffe aus das in solchen Fällen übliche Zeichen gegeben worden, mit der Fähre am Lande zu bleiben, und er habe höchst pflichtwidrig mit schmählicher und frecher Hintansetzung aller Moselordnungen diesen Wink unbeachtet gelassen, wie er übrigens auch schon mehre Male bei anderen Gelegenheiten probirt habe. Dießmal solle er aber nicht der gerechten Strafe entgehen, es solle auf der Stelle in dem nächsten Stationshafen ein „Protocoll" darüber aufgenommen werden, und dabei solle es ihm übel genug ergehen. — Von dieser Protocollaufnahme hallte unser ganzes Verdeck wieder. Die Brühe von Schelt- und Fluchworten, in welche diese Protocollandrohung eingetaucht dem Fährschifführer von oben herab zugeschleudert wurde, war dermaßen kräftig und energisch, daß die Schicklichkeit mir verbietet, sie hier in ihre Elemente aufzulösen. — Die Ansichten von Schuld und Nichtschuld waren natürlich an Bord des Fährschiffes ganz andere als bei uns, der Führer desselben ließ es in dem Processe, der von unserem Bord aus gegen ihn anhängig gemacht worden war, nicht an einer Replik fehlen. Er stellte sich auf den höchsten Waarenballen-

Digitized by Google

haufen, den er in seinem Fährschiffe finden konnte, und erklärte hier vor Gott und aller Welt, daß er alle Verantwortung für das Ereigniß auf das Haupt des Dampfschiffscapitäns und seines Steuermanns zurückwerfe und daß er sich aus ihrem „Protocolle" nicht — so! viel! — mache. Und dann gab er mit seinen Leuten jedem ihnen von uns zugeworfenen Fluche und Schimpfworte ein Echo, dem die holde Nymphe des Wiederhalles, die in den Uferfelsen der Mosel residirt, gewiß nur sehr widerwillig zum Träger diente. Je weiter die Parteien auseinanderkamen, desto höher erhoben sich die Stimmen, desto kühner schienen die Aeußerungen von beiden Seiten zu werden. Zuletzt — als sie ganz weit auseinander waren — ereiferten sie sich so, obgleich Keiner von des Anderen Gegengründen Notiz nahm, daß ich glaube, sie hätten sich einander nun erst recht gern in den Mastleinen ihrer respectiven Schiffe baumeln sehen. Dieß Alles, sage ich, war ziemlich Schöppenstädtisch und wenigstens eben so unzweckmäßig wie das Verfahren des Kochemer Bürgermeisters bei Publication des Schneeausräumungsedicts drei Wochen nach der Schneeschmelze. — Endlich hatte uns die raschfließende Mosel so weit von einander gebracht, daß ihre Demonstrationen aus der Ferne den Leuten nun auch selbst überflüssig und lächerlich erscheinen mochten, und es trat allmälig wieder Ruhe und heiterer Himmel ein. — Wir hatten einen merkwürdigen kleinen Grollableiter an Bord, den ich schon den ganzen Tag über beobachtet hatte. Auf dem Vorderdeck unseres Schiffes war nämlich rund um den Fuß des Schornsteines der Vordercajüte neues Eisenblech herumgeschlagen, das von Zeit zu Zeit mit Theer überstrichen wurde. Es stand zu diesem Behufe ein Theertopf mit einem langstieligen Pinsel dabei, und in müßigen Augenblicken, besonders nach solchen überstandenen Aufregungen, deren im Laufe eines Tages an Bord eines Schiffes immer mehre vorkommen, sah ich dann den Capitän zu diesem Theertopf laufen und das frische Eisen sowie auch das ringsumher etwas abgehobelte Holz des Deckes fleißig bestreichen. Es fielen mir dabei die Haushähne ein, die, nachdem sie gekräht und gezankt haben, den Boden fleißig kratzen. Die Sonne trocknete den Theer immer sehr bald wieder weg, und man konnte daher alle Augenblicke eine frische Lage Theer auflegen. — Zuweilen kam auch der Steuermann, wenn ihm der Capitän etwas Mißliebiges gesagt hatte, manchmal auch der Conducteur, wenn ihm in seinem

Digitized by Google

Geschäfte etwas nicht nach Wunsch gegangen war, oder sonst Einer gelaufen, ergriff den Theerpinsel, den Alle im Auge zu haben schienen, und strich eifrig darauf los. — Jetzt nach jenem eigentlich mehr glücklichen als unheilvollen Vorfalle sah ich mehre von ihnen zugleich beim Theertopfe stehen. Ich hörte sie erst noch vom „Protocolle" brummen, dann sagte der Conducteur zum Capitän, indem er auf eine trockene Stelle des Eisenblechs hinwies, er solle hier noch ein paar Mal überstreichen. Er war ihm dabei behülflich und schob ihm den Theertopf hin, und so neigte sich allmälig diese Geschichte und Aufregung ihrem Ende zu.

Auch außer den besagten schroffen Krümmungen, welche Zusammenstöße veranlassen, hat die Moselschifffahrt noch manche andere Hindernisse. Wie in ihrer Richtung, so wechselt die Mosel auch außerordentlich in ihren Tiefenverhältnissen. — Hie und da zwischen den engen Felsenwänden hat sie fast die Tiefe eines Schweizeralpensees, bewegt sich dann auch so wenig, daß man fast kaum die Strömung gewahren kann. Dann aber an anderen Stellen verflacht sie sich wieder in hohem Grade, bildet Inseln und Sandbänke und hat hier auch streckenweise ein sehr reißendes Gefälle. In neuester Zeit unter der preußischen Regierung hat man viel für die Verbesserung der Moselschifffahrt gethan, Correcturen des Fahrwassers veranlaßt, Dämme und Buhnen zur Einengung und Vertiefung des Flußbettes gebaut. Ein Moselschiffer sagte mir darüber, daß er und alle seine Amtsgenossen mit diesen Vorrichtungen zuerst sehr unzufrieden gewesen wären. Dieselben hätten anfangs mehr Störung als Regelung in den Ablauf des Wassers gebracht. Jetzt aber hätte sich Alles ins Gleichgewicht gesetzt. Das Wasser wäre wirklich regulirt. Seitdem alle Werke vollendet, griffen sie gut ineinander, unterstützten sich gegenseitig, und es wäre seitdem auf der ganzen Mosel durchweg wenigstens ein halber Fuß mehr Fahrwasser gewonnen, stellenweise vielleicht auch wohl ein ganzer Fuß. Die Schiffer hätten nun auch alle das Gute von der Sache eingesehen und sich an manche Unbequemlichkeiten gewöhnt, welche die Flußcorrecturarbeiten, so lange sie nicht fertig, anfänglich für sie gehabt haben mochten. — Ich freute mich des Triumphes unserer neueren Wasserbaukunst und erinnerte mich dabei an mehre andere deutsche Ströme, auf denen der Verlauf der Dinge, der Arbeiten und der herrschenden Meinungen über sie ein ganz

Digitized by Google

ähnlicher gewesen war. — Auch sind die Leinpfade und die gute Einrichtung des ganzen Schiffszieher- oder, wie sie hier sagen, „Halfen"-Wesens nirgends ein größeres Bedürfniß als an der Mosel, und auf keinem Flusse kann das von der Natur gelieferte Gespann, die Winde, von geringerem Nutzen sein, weil man der zahllosen Flußkrümmungen wegen fast bei jeder Meile Weges ein Dutzend verschiedener Winde zum Fortkommen nöthig hätte. — Die deutschen Moselschiffer gehen von Coblenz und Trier bis nach Metz, Thionville und Nancy oder, wie man hier allgemein sagt, nach Didenhofen und Nanzig hinauf, und man kann die Schifffahrt auf der Mosel und die Schiffsbevölkerung auf dem ganzen Flusse der Hauptsache nach als deutsch bezeichnen. „Auch die französischen Schiffer oben", so sagte man mir, „sprechen alle deutsch." Nach den Versicherungen der Leute muß ich glauben, daß das deutsche Wesen auf dem Wasserfaden selbst weiter hinaufgeht als auf dem Festlande. — Einige der schlimmsten Stellen hat die Mosel noch ganz unten vor ihrer Verbindung mit dem Rheine nahe bei Coblenz. Wie bei den meisten Gebirgsthälern der Alpen kurz vor dem Uebergange in ein größeres Thal noch einmal eine Verengung statt hat, so scheinen auch hier bei der Mosel die Gebirgsmassen der Eifel und des Hundsrücks zum Schlusse sich noch einmal recht massenhaft zu erheben und zu nähern. Ehemals verschmolzen sie hier ganz ineinander, und die Mosel mag sich in einem hohen Wasserfalle über die Felsen ins Rheinthal hinabgestürzt haben. Und selbst noch jetzt ist das Bette des Flusses hier, namentlich eine Stunde oberhalb Coblenz bei dem Dorfe Lay, durch Felsen von beiden Seiten her mehr beengt als sonst irgendwo. Das Flußbett ist hier so schmal, daß diese Stelle häufig von den Armeebefehlshabern als Uebergangspunkt für ihre Heere gewählt wurde. — Auch giebt diese Enge noch heutiges Tages häufig zu Wasseraufstauungen und Ueberschwemmungen Veranlassung, namentlich wenn sich beim Eisgange die Eisschollen hier festsetzen und sich zu einem sogenannten „Schutze" oder Eisdamm zusammenlegen. — Es giebt hier auch noch jetzt einige Felsen in der Nähe des Fahrwassers, die der Schifffahrt gefährlich sind und mit deren Wegsprengung man noch am Ende des Jahres 1849 nicht zu Stande gekommen war. — Wir langten an dieser Stelle nach einem höchst genußvollen Tage spät Abends an. Da die Sprengarbeiten, die bei den Felsen befestigten Schiffe mit „Sprengkasten", einen ziem-

Digitized by Google

lichen Raum in dem engen Fahrwasser einnahmen, so waren wir ungewiß, ob es möglich sei, dabei in der Dunkelheit der Nacht mit Sicherheit vorüberzukommen. Einige Leute, die schon eine Stunde oberhalb der gefürchteten Stelle an Bord kamen, sollten uns Nachrichten über die Sprengarbeiten bringen und uns vergewissern, ob die Passage gesperrt sei oder nicht. Allein bei dem mit ihnen angestellten Examen erschienen sie so wenig gut unterrichtet und setzten mit ihren ungenügenden Berichten die Führer unseres Schiffes in solche üble Laune, daß, wenn die Sonne noch geschienen hätte, gewiß wieder der schmierige Theerpinsel zur Beruhigung und Abkühlung sich hätte in Thätigkeit setzen müssen. Auf den Fall, daß man nicht jene Sprengkasten und jene Felsen passiren könnte, sollten wir Passagiere bei einem kleinen Dorfe ausgesetzt und von da zu Wagen über Land bis Coblenz transportirt werden. Man konnte auch nicht in Erfahrung bringen, ob die dazu nöthigen Omnibusse und Wagen an Ort und Stelle vorhanden seien. — In ziemlicher Ungewißheit über unser Schicksal schwankten wir indeß flußabwärts, und auf einmal huschte auf dem Wasser ein helles Laternenlicht dicht an dem Kiele unseres Schiffes vorüber. Es war die Laterne, welche man zur Warnung auf den Sprengkasten und an den Felsen befestigt hatte. Wir waren glücklich vorbeigekommen und liefen nun auch glücklich an den Quai von Coblenz an, wo mitten aus der Dunkelheit, die auf diesem Quai herrschte, einige Arme hervorgriffen, welche, ohne mich zu fragen, meine Reiseeffecten auf sich luden. Mir schwebte dabei eine Frage auf den Lippen. Allein eine ebenfalls aus der Finsterniß hervordringende Stimme sagte: „Gehen Sie nur ruhig nach Hause in Ihr Hotel. Ich bin Ihnen ja für Ihre Reiseeffecten verantwortlich.“ — Ich wollte noch weiter fragen: „Aber kenne ich Dich denn, Du Bürgschaft leistender und Verantwortlichkeit übernehmender Finsterling?“ Allein es war schon zu spät. Meine Effecten waren verschwunden, tauchten aber nach einiger Zeit ganz richtig wieder in dem Hotel auf, in das ich mich unterdeß begeben hatte und in welchem ich eben auf meinem Zimmer mit zugeschlossenen Augen saß, um die wundervollen Moselbilder, die ich auf meiner heutigen Fahrt geschaut hatte, noch einmal an meinem inneren Auge vorübergehen zu lassen.

Digitized by Google

VIII.

Besuch in den Höhlen der fränkischen Schweiz.

Im Herbste 1849.

I. Die Rosenmüller'sche Höhle. II. Die Gailenreuther Höhle.
III. Die Sophien Höhle.

Digitized by Google

Digitized by Google

Besuch in den Höhlen der fränkischen Schweiz.

Im Nordosten des jetzigen Königreichs Baiern, im ehemaligen fränkischen Kreise, am Fuße des Fichtelgebirges und des Böhmerwaldes, haben die Naturgewalten, welche die Oberfläche unserer Erde gestalteten, ein Gebirgsplateau aufgeworfen, das man die fränkische Hochebene nennt.

Es besteht dieses Plateau aus mehren übereinander gelagerten, 10 — 20 Fuß dicken Schichten einer Art Kalksteins, die von den Geologen Höhlen- oder Jurakalkstein genannt wird. Diese Höhlenkalksteinschichten, die wie mächtige Folianten über einander gelagert sind, ruhen unten wieder auf der Basis eines weit reichenden Flötzes von Sandstein. Das ganze Plateau erstreckt sich seiner Hauptlänge nach von Norden nach Süden, von der Mainquelle bis an die Donau bei Regensburg. Im Osten verschmilzt es mit den Vorbergen des Fichtelgebirges und des Böhmerwaldes, im Westen aber hört es mit einem ziemlich schroffen Absatze gegen die fränkischen Ebenen auf, in denen der Donaukanal und die Regnitz fließen, in denen die alten Nürnberg-Bamberger Handelsstraßen von der Donau zum Main und die Centraleisenbahn des Königreichs Baiern vorüberstreichen.

In den vorhistorischen Zeiten waren diese Ebenen, die nicht blos auf der Seite unseres Plateaus, sondern auch ringsumher von Höhen umgeben sind, ohne Zweifel mit Wasser bedeckt und bildeten große Binnenseebecken. In Folge von Naturereignissen und Vorfällen, über die uns Niemand berichtet hat, bildeten sich an den Höhenwänden dieser Binnenseen Durchbrüche und Thore aus, durch welche die gesammelten Gewässer zum Theil nach Süden zur Donau, zum Theil nach Westen zum Rhein hin Abfluß erhielten. Es entstand das Thäler- und Flußsystem der

Digitized by Google

Altmühl, die unweit Regensburg in die Donau geht, und das der Regnitz und des Mains, die dem Rheine zuströmen.

Der westliche Rand unserer fränkischen Hochebene, der früher das Ostufer zweier Binnenseeen gebildet hatte, stellte sich jetzt als ein Höhenzug mitten im Lande, als die Grenze der fränkischen Niederung dar, und die atmosphärischen Gewässer, welche auf dieses Plateau niederschlugen, sowie die Quellen, welche aus ihm hervordrangen, sammelten sich nun in einzelnen Wasserfäden oder Flüssen, welche in die Ebenen hinabstürzten und ihren Inhalt zum Theil in die Regnitz und den Main und zum Theil in die Donau ausschütteten. Anfangs mochten diese Gewässer in reißendem Laufe und mit Bildung vieler Kaskaden von dem Plateau hinabstürzen. Aber je länger sie flossen, desto mehr schnitten sie in den hohen Boden ein, bildeten darin tiefe Thäler und Rillen aus, deren Niveau nun fast eben so niedrig war, wie die Ebenen, denen sie zuströmten. Auf diese Weise wurde denn das Plateau, dessen Anblick anfangs sehr einförmig sein mochte, in eine Menge kleinerer Höhenwürfel, in viele Abtheilungen mit schmalen Ausläufern, Vorgebirgen und einzelnen Höhenmassen zerschnitten.

Die hauptsächlichsten der kleinen Thäler- und Flußsysteme, welche auf diese Weise entstanden, waren im Süden das der Nab, die ebenfalls wie die Altmühl unweit Regensburg in die Donau geht, im Norden das der Wiesent, die bei Forchheim sich mit der Regnitz verbindet, und in der Mitte das der Pegnitz, die bei Nürnberg der Regnitz zuströmt.

Wir wollen uns hier blos mit dem Gewässer- und Thälercomplex des zweiten oder nördlichen Flusses, der Wiesent, beschäftigen, das in neuerer Zeit wegen vieler hier zusammentreffenden Umstände häufiger besucht und durchforscht wurde und das unter dem Namen der „fränkischen Schweiz," den man ihm seiner vielen Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten wegen gab, berühmt geworden ist.

Das ganze von uns bezeichnete Plateau scheint im Norden etwas höher zu sein als im Süden. Die Flußthäler sind daher hier auch tiefer eingeschnitten. Die durch sie gebildeten und ausgeschliffenen Vorgebirge und Felsenpartieen, die entstehenden einzelnen Höhen, Bergspitzen, Steinzacken und Gruppirungen sind höher und eben daher auch mannichfaltiger. Alles ist großartiger und romantischer. Auch die Höhlen, von denen übrigens

Digitized by Google

das ganze Jurakalksteinplateau durchlöchert ist, sind bedeutender und interessanter.

Zwei große deutsche Städte, Bamberg und Baireuth, haben das kleine Flußgebiet der Wiesent, die sogenannte fränkische Schweiz, gleichsam mitten zwischen sich. In der Nähe von Baireuth liegen die Quellen, unweit Bamberg die Mündung des Ganzen. Die meisten Reisenden, welche diesen hübschen Abschnitt unseres deutschen Vaterlandes besuchen, pflegen dahin auch gewöhnlich entweder von Bamberg oder von Baireuth aus jenen einsamen Thälern, Felsen, Bergpartieen und ihren Höhlen zuzueilen. Von Baireuth aus kommt man in die hinteren, engeren und wilden Bergpartieen zuerst und steigt dann mit dem Gewässer zu den lachenden verkehrsreichen Ebenen der Regnitz bergab. Von Bamberg aus aber verläßt man diese lebendigen Straßen, tritt in die weiten, nachher engen und engeren Thäler hinein, reist den Fluthen und Fischen entgegen und verliert sich allmälig in der immer einsamer werdenden Gegend und zwischen den immer wilderen Felsen und Wäldern. Mein Geschick wollte es, daß ich im Herbste des Jahres 1849 diesen letzteren Weg zu jener berühmten Höhlengegend einschlagen sollte, von der ich schon in meiner Jugend so viel Interessantes gelesen hatte und die mir daher seit vielen Jahren als ein Erdfleck im Gedächtnisse lag, zu dem ich noch einmal gelangen mußte und die ich fast schon im Voraus so liebte, wie man einen Menschen liebt, den man zwar nicht kennt, von dem man aber schon längst viel Gutes gehört hat.

Es war zwar schon spät im October, auch wetterte, stürmte und regnete es draußen, und die Aspecten für eine romantische Bergreise waren schlecht. Allein das Wetter und andere ungünstige Umstände ließen uns in der Ausführung eines lange gehegten Planes nicht irren, und dem berühmten Bamberger Reise-Peter*), der so weit gereist sein würde, wenn nicht der fatale Kreuzweg gekommen und wenn es draußen nicht so kalt geworden wäre, wollte ich doch nicht gleichen. Ich nahm daher

*) Das bekannte Gedicht „der Peter auf Reisen" ist im bambergischen (fränkischen) Dialekt geschrieben und stammt, glaube ich, ursprünglich von da her. Jedenfalls nimmt es sich in diesem Dialekte, in welchem ich es einmal vortragen hörte, höchst originell und volksthümlich aus.

Digitized by Google

in meinen Reisemantel gehüllt trotz dem Grolle der Elemente meinen Platz in einem Coupé der Bamberg-Nürnberger Eisenbahn und löste ein Billet für das Städtchen Forchheim, welches gerade an der Mündung der genannten Wiesent in die Regnitz einige Meilen von Bamberg liegt. Unsere Reisemäntel sind jetzt fast alle zu solchen Zauber- und Wünschemänteln geworden, wie sie einst jener Reisende im Mährchen trug. Kaum hat man sich auf der Eisenbahn darein gehüllt und kaum hat man dem Locomotivenkutscher gesagt: ich wünsche nach Berlin, oder nach Leipzig, oder nach Forchheim zu kommen, so ist man auch schon an Ort und Stelle gelangt.

Forchheim, jetzt ein unbedeutendes Städtchen, war ehemals ein sehr bekannter Ort und ist uralt. Es wird schon in den Annalen der alten fränkischen Könige als ein Handels- und Stapelplatz an der großen Regensburger Handelsstraße, die von der Donau zum Main und Rhein führte, erwähnt. Im neunten und zehnten Jahrhundert wurden hier zu wiederholten Malen deutsche Reichstage gehalten. Es war hier ein Königshof oder Kaiserpalast, und viele deutsche Kaiser hielten sich hier mehr oder weniger lange Zeit auf. Zur Zeit des Kaisers Arnulph bewahrte man hier sogar die Reichsinsignien, und man hätte damals denken können, daß aus Forchheim (oder Vorcheim) einmal eine deutsche Hauptstadt wie Frankfurt, Aachen oder Wien werden müßte. Allein die später aufblühenden Städte der Nachbarschaft, Nürnberg und Bamberg, deren geographische Lage günstiger war und deren Bürger sich unternehmender und energischer erwiesen, liefen ihm den Rang ab. Sie wurden groß, volkreich und berühmt. Vorcheim aber mußte seine Reichsinsignien herausgeben, blieb klein und ist jetzt fast vergessen und den meisten Deutschen kaum noch dem Namen nach bekannt. Angethan mit einem Panzer alter, zum Theil jetzt verfallener Festungswerke, welchen ihm die Bischöfe von Bamberg anlegten, und mit seinen grauen Thürmen, kleinen Häusern und winkeligen Gäßchen, sieht die Stadt fast so aus wie eine runzlichte und greise Alte, die etwas abseits steht (sie liegt in einiger Entfernung von der Eisenbahn) und etwas neidisch auf das lebendige und jugendliche Treiben hinblickt, das an ihr vorüberbraust und das sie nicht viel mehr angeht, wohl aber ihren jüngeren Nachbarinnen zu Gute kommt.

Digitized by Google

Unter den 3000 Einwohnern von Forchheim suchte ich blos den Herrn Sattlermeister . . . . . meyer auf, denn ihn hatte man mir als einen Bürger bezeichnet, der für mein Fortkommen sorgen werde, ich meine für meine Weiterreise zu den Höhlen der Wiesentthäler. Wenn er nicht zu Hause wäre, so sollte ich mich an den Sattlermeister . . . . . dorfer wenden. Es scheint nämlich, daß hier zu Lande die Sattlermeister unseren Malern und Künstlern in gewisser Hinsicht nachahmen. Sowie diese in ihren Ateliers eine hölzerne lebensgroße Figur haben, der sie ihre zu malenden Kaiserornate, Faltenwürfe ꝛc. anlegen, so haben jene regelmäßig ein lebendiges Pferd im Stalle, dem sie die fabricirten Sättel und Geschirre anprobiren und mit dem sie dann zugleich den Miethkutschern ins Handwerk pfuschen, vermuthlich um den Leuten praktisch zu zeigen, wozu das Ding gut ist, oder vielleicht um das lederne Zügelwerk, die Stränge und die Peitsche an den beweglichen Tanz auf des Pferdes Nacken zu gewöhnen. Ich fand den Sattlermeister . . . . . meyer glücklicher Weise zu Hause. Er griff gleich sehr bereitwillig zu einer Peitsche und zu einem Pferdegeschirre. Ich war nun ganz beruhigt, denn, wenn man dieß nur erst in Forchheim sieht, da kann man ganz sicher darauf zählen, daß nun auch das ganze natürliche Zubehör solcher Dinge aus Stall und Remise hervorklappern und herausrollen werde, nämlich ein vierbeiniger Brauner und ein Wägelchen. Der Herr Sattlermeister setzte sich vorn auf, und wir befanden uns bald auf der Straße im Osten von Forchheim, welche gerade in das Wiesentthal hineinführt. Die Wege waren zwar nicht sonderlich und vom Octoberwetter mit einer dicken sammetweichen Decke von Schmuz überzogen, das Wägelchen ächzte und quiekte und warf sich hin und her, als ginge es nur widerwillig in den Wind und in die Berge hinaus; aber unser Brauner setzte scharf an, und es mußte — wollend oder nicht — seinem Triumphzuge folgen. Bei diesem Triumphzuge machte der Sturm uns eine imposante Musik, die zahllosen Regentropfen flogen uns mit einer Erbitterung in das Gesicht, wie vom Feinde entsendete Pfeile, und da unser Wägelchen ganz ohne Verdeck war, so gesellte sich auch das von den Rädern und Pferdehufen aufgeregte liebe Erdreich dazu, hing sich an unsere Mäntel und Mützen, und wir — Passagier, Sattlermeister, das Geschirr und Zubehör — sahen, noch ehe wir nur eine der berühmten Höhlen geschaut, sehr bald

Digitized by Google

so aus, als hätten wir Wochen lang in ihnen gehaust. Ich wollte manchmal mit dem Wägelchen stöhnen und klag Doch gedachte ich dann der deutschen Fürsten und Großen, Anno Domini ? ? unter Kaiser Arnulph zu dem Reichstage n Forchheim wohl noch unbequemer hinreisten, und die vielleicht der Beförderungsweise, welche mir das 19. Jahrhundert gend noch viel Beneidenswerthes gefunden hätten.

Von Forchheim aus fähret man noch erst ein Stündchen der großen Ebene fort, hat aber schon den Ostrand jenes mir bezeichneten Hochplateaus vor sich. Da, wo die Wiesent ihr Thal aus dieser hervorkommt, ist ein breites Thor, dessen Seiten zwei höhere Berge, gleichsam wie die Thorwä oder Pfosten, liegen. Der am meisten in die Augen fallend der auf der rechten oder südlichen Seite, eine hübsch gest Bergpyramide, die man weit und breit aus der Regnitzebe blickt. Er trägt einen Namen, den erstaunlich viele Berg allen Ländern haben, in welchen einst Slawen wohnten oder jetzt wohnen. Er wird nämlich vom Volke der „Weibelesberg“ Weiberberg *) genannt. Er hat aber auch andere Namen heißt z. B. Walpurgisberg oder Walperlesberg, auch Ehrenb Wahrscheinlich mochten in den alten heidnischen Zeiten solch die Hochaltäre der Nation hervorragende Berge den Göttern Göttinnen geweiht sein. Als aber bei der Ausbreitung Christenthums der alte Glaube nur noch als Aberglaube bl blieb, als die Götter und Göttinnen vor dem hellen Licht neuen Religion sich in Dämonen und Hexen verwandelten, wurden denn auch die alten Götterberge zu Baba-Gora, Hexen- oder Weibelesbergen, und das Volk, das doch nicht von seinen alten Traditionen lassen wollte, nahm nun in Anleitung seiner neuen christlichen Priester an, daß sich auf d Bergen nicht mehr die Götter, sondern der Böse und Gesindel versammelten. Diese Versammlungen sollen sowohl als auf dem Brocken, als auch auf vielen anderen Berge deutschen und slawischen Länder im Beginn des Frühlings, Zeit der Walpurgisnacht, wo die Alten ihre Frühlingsfeste

*) Im Slawischen Baba-Gora. Nicht nur in Böhmen, in den Kar und verschiedenen Gebirgen Oestreichs, sondern auch in mehren slawischen inzen der Türkei giebt es sehr viele Berge dieses Namens.

Digitized by Google

n, vorzugsweise statt haben. „Um Walpurgis", sagte mein
agenlenker, „da ist der Weibelesberg ganz voll. Da zappelt's
oben schier von Tausenden von ....." „Hexen, die bösen Spuk
iben?" unterbrach ich ihn erschreckt. „Nein, von Tausenden von
enschen, die Bier trinken. Sie kommen dann, Jung und Alt,
ämmer und Weiber, Vornehme und Geringe, von Forchheim,
n Bamberg, von Erlangen und von noch weiter her. Und 's
ier wird von allen Seiten aufi g'schafft. Dann ist da ein
rinken und Essen, das Gott d'erbarm. Sie singen und jubeln
ier den ganzen Tag. Viele bleiben auch die Nacht oben und
legen nach dem Aufgang und Untergang der Sonne." —
m, ein solcher Spuk könnte mir schon gefallen, wenn nur
ht, wie bei allen solchen Gelegenheiten in Baiern, so viel Bier
bei wäre.

Das Wiesentthal erstreckt sich gleich hinter seinem Ausgange
r gerade ins Innere des Gebirges hinauf, und man sieht
ndenweit den schmalen Thalgrund und die Höhen zu den Sei-
n vor sich. So weit ich blicken konnte, bemerkte ich leider
ch immer viel Regenstoff über dem Thale schweben. Die
olken hingen wie zahllose, vom Winde bewegte, graugefärbte
rhänge von oben und von den Seiten her herab, und
äußersten Hintergrunde des Thales war es ganz dunkel-
au und schwarz von den dicht zusammengezogenen Himmels-
rdinen, wie der Eingang einer Höhle. Je weiter wir aber in
s Schwarze hineinkamen, desto weiter wich es zurück, und be-
ndig entwickelte und gestaltete sich irgend etwas Anschauens-
rthes aus dem dunklen Hintergrunde hervor, entweder ein frischer
iesengrund, oder ein friedliches Dorf, oder zur Seite dann bald
ch schon eine malerische Felsenpartie, zuweilen mit den Ruinen
er alten Burg auf ihrem Gipfel. Zuerst Kirchehrenbach, dann
etzfeld, weiter Ebermannsstadt, endlich Streitberg. Auch be-
rkte mein Kutscher zu seiner und meiner Freude, daß „die
ft vom Gebirge hergehe", d. h. daß der Wind aus dem In-
en der fränkischen Schweiz das Thal herabkomme und nicht
s der fränkischen Ebene, wie wir, längs der Wiesent hinauf-
he, und dieß sollte ein gewisses Zeichen sein, daß das Wetter
folgenden Tage umschlagen würde. Die Berge schaffen hier
gutes Wetter, die Ebene bringt Regen.

Bei Streitberg, einem kleinen hübsch gelegenen Dorfe, mit

Digitized by Google

alten Schloßruinen in der Nähe, ist man schon recht mitten die romantische Gegend der fränkischen Schweiz gelangt. I gibt es hier schon Höhlen in den benachbarten Thälern die Brunnstein-, die Schönstein-, die Ludwig-Wunderh wie man denn, wie gesagt, in diesem Höhlen-Kalkstein-Ge fast überall auf so viele Höhlen stößt, wie in einem G gehügel, das Kaninchen durchwühlten. Man hat in n nach Naturgenuß und Naturerkenntniß begieriger Zeit mit paar Dutzend solcher Höhlen in der fränkischen Schweiz zu lich gemacht. Unter den weniger bekannten nenne ich un beispielsweise folgende: Die König-Ludwigs-Höhle, die K steiner Höhle, das Schneiderloch bei Ahornthal, die Allar Höhle, die Rauhenberger Höhle, das Pulverloch, der Ziegen nen, die Hexenküche, das Kuhloch bei Aufseßthal, die Din höhle, das hohle Loch oder den hohlen Berg bei Muggendo Bettelmannsküche bei der Kochermühle, die Emmertshöh Gailenreuth, die Euchenreuther Höhle unweit Gaudorf, die G höhle oder das Klagloch bei Gößweinstein, die Etzdorfer H die Felsengrotte bei der Schaudersmühle, die Reidecker Felsen die Försters- oder Zeuchbachshöhle bei Weischenfeld, die K brennershöhle, die Silber- und Goldsteinhöhle im alten Gra Rabeneck, das Zahnloch, das Zwergloch, das Windloch, das loch, die Wassergrotte, die Todtmarterstein höhle, das Pfaf die Rauhenberger Höhle, das Gaisloch, das Hundeloch, Hungerberger Höhle, das Baderloch. Ein einheimischer Ge steller zählt nicht weniger als 50 bekannte und mit N versehene Höhlen in den verschiedenen Thälern der fränk Schweiz auf.

Diese Höhlen sind von sehr verschiedener Beschaff und Größe und bieten alle ein sehr verschiedenes Interes Einige haben einen großen, hohen und breiten Eingang, w weite Thor eines mächtigen Schlosses. Bei den meisten i Eingang sehr versteckt, eng, hoch gelegen und schwer zu erk Zu dem Grunde von einigen muß man sich an Stricken h lassen. Manche sind nur dem geschickten und kundigen Hö besteiger ohne Gefahr zugänglich. Bei vielen geht erst brunnenartiger, senkrecht abtiefender Schacht in die Felsen h bevor man auf den dunklen Grund der Höhle gelangt. D darf es denn besonderer Anstalten, wie bei einem Berg

Digitized by Google

bicke, Leitern ꝛc., um hineinzukommen. In neuerer Zeit hat
n bei den am meisten besuchten die Eingänge erweitert, bei
igen auch einen eigenen horizontalen Stollen durch die Felsen
Höhle hindurchgesprengt, um jenen gefährlichen brunnenartigen
hacht zu vermeiden, und diesen künstlichen Eingang dann vorn
gemauert und mit einer zu verschließenden Thüre versehen.
anche sind blos wenig tiefe und weite Grotten, andere ziehen
, zuweilen in mehre Gänge und Aeste gespalten, sehr tief und
r bunt durch das innere Geklüft des Berges hindurch. Ihr
den ist sehr rauh und uneben, es geht darin bergauf und
gab; oft erweitern sie sich zu hohen Kammern oder Sälen,
n wieder verengen sie sich zu so knappen Löchern, daß man
allen Vieren durchkriechen muß. In den am meisten besuchten
man die Wege zum Theil geebnet, an den gefährlichen
llen Geländer angebracht und Treppen und Leitern hergestellt.

Auch das Interesse, das diese Höhlen dem Naturforscher
bieten, ist, wie ich sagte, ein sehr verschiedenes. Einige sind
frühreren großen Wasserfluthen, welche über das ganze fränkische
chland noch zu der Zeit hinweggingen, als dasselbe schon von
enden Wesen bevölkert war, mit Schlammpflanzenstoffen und
ierknochen angefüllt worden. Andere haben von diesen Pflanzen
Thierknochen keine Spur. In vielen haben die durch-
pfelnden Gewässer, welche feine Theilchen von dem Kalksteine
Berge auflösten, mit sich führten und beim Verdampfen in
Höhle wieder absetzten, im Laufe der Jahrhunderte eine Menge
n Boden herabhängender Steinsäulen, sogenannter Stalaktiten,
ildet. Manche Höhlen zeichnen sich durch die Größe und
hönheit ihrer Stalaktiten aus. In anderen aber wieder hat
durchtröpfelnde Wasser gar keine Spur von dieser, Stalaktiten
denden Eigenschaft. Sie haben daher nichts als die kahlen
einwände und Steinklüfte und sind bloße nackte Felsenlöcher
ne besonderes Interesse.

Die Eingänge vieler Höhlen, die in uralter und ursprüng-
er Zeit offen daliegen mochten, sind im Laufe der Jahre durch
rlei Ereignisse wieder versteckt und verschlossen worden. Büsche
Bäume sind davorgewachsen. Sie sind mit Erde und Rasen
deckt. Auch sind ihre Thore zuweilen verwittert und einge-
len oder von oben herab durch hereinrollende Steinblöcke ver-
pft. Es ist daher möglich, daß wir bei Weitem noch nicht

Digitized by Google

alle Höhlen des Gebirges kennen, und daß dieses noch nu
naturhistorischen Schatz in seinem Innern verbirgt. Diejni
welche neue Höhlen auffinden oder zugänglich machen, pflegt
als ihre Entdecker zu bezeichnen. In neuerer Zeit ist
Höhlenentdeckerei zu einer wahren Leidenschaft geworden.
allerinteressanteste und schönste Höhle im ganzen Gebirg,
Sophien-Höhle, hat man erst in den letzten Jahren entdeckt
zugänglich gemacht. Manche treiben eine Art Geheimnißkr
mit den Höhlen, die sie kennen. Ich traf einen Mann,
mir sagte, er wisse eine wunderschöne große Höhle im Gai
die Niemand außer ihm kenne, die er allein zuweilen besuch
der der Eingang sehr schwierig sei, in die man sich am Se
zuge herablassen müsse, und in die er nur einmal einen fü
Engländer herabgeführt habe. Als ich ihn bat, auch mir
Höhle zu zeigen, versicherte er, daß dieß nicht so schnell g
und daß wir wenigstens zwei Tage dazu haben müßten, und
konnte ich ihm nicht bewilligen.

Manche Höhlen haben ihren Namen von ihrem erste
decker oder wissenschaftlichen Beschreiber erhalten, andere
vornehmen Personen, welche sie zuerst besuchten und gläu
einweihten. Die meisten haben uralte Namen beim Volk,
selbst jene führen gewöhnlich neben ihrem vornehmen
scientivischen Namen noch einen volksthümlichen, der gem
lich bezeichnender, romantischer und poetischer klingt, und
wie das oben gegebene Verzeichniß lehrt, entweder an die B
und Gewässer erinnert, welche in diesen Höhlen ziehen und fl
oder auf die Zwerge, Hexen, Teufel, Räuber, Kohlenbre
Hunde, Kühe, Pferde ꝛc. hindeutet, welche etwa in den
hätten hausen können, oder wirklich einmal gelegentlich
gehaust haben.

Also bei Streitberg, sage ich, waren wir schon m
in dieses bunte und romantische Höhlengebiet hineingekom
und im Sommer lassen sich viele Naturfreunde in
dortigen freundlichen und anlockenden Gasthofe „zum Lö
nieder, um von da aus ihre Bergtouren und Höhlenf
zu unternehmen. Wir zogen es indessen vor, unser Pf
geschirr-Zubehör — ich meine unseren Braunen — noch
weiter thalaufwärts bis Muggendorf traben zu lassen. Di
dieß ein gefälliger kleiner Ort an der Wiesent, recht mitte

Digitized by Google

im ganzen Thäler- und Höhlengebiete der fränkischen Schweiz. Von hier aus kann man Alles am besten erreichen, daher die ganze fränkische Schweiz auch die „Muggendorfer Gegend“ genannt wird, sowie auch wohl alle ihre Höhlen unter dem Namen der „Muggendorfer Höhlen“ zusammengefaßt werden. Wir fanden hier, Gott sei Dank, einen ganz wasserdichten Gasthof, eß war uns Regendurchnäßten zunächst die Hauptsache, drinnen brigens auch eine recht behagliche Hauswirthschaft und einen undlichen Hauswirth, der uns sogleich mit der angenehmen achricht, daß „das Barmometer hinauf sei“, entgegenkam. Das Barometer ist gestiegen“, wie wir uns ausdrücken, das rstehen die Leute hier nicht, „es ist hinauf“, muß es heißen. uch den Ausdruck „Barmometer“ acceptirte ich für den Rest iseres Tagesgesprächs als einen heilbedeutenden Unglück- und chlechtwettermacher abergläubig und hoffte, der Herr Barmoter würde wohl, wenn ich ihn so landesgemäß titulirte, etwas rbarmen mit uns haben und uns den morgenden Tag gut eiter senden, was denn auch richtig eintraf.

Da es schon ziemlich dunkel geworden war, so konnte man s einstweilen weder Höhlen, nach Stalaktiten, noch antidiluanische Thierknochen, nach denen unser Geist hungerte, auftischen, d wir mußten uns einstweilen mit Lammsknochen nebst dem ratenen Zubehör einer Hammelkeule und mit frisch gefangenen, dem klaren Wasser, in dem sie gelebt, frisch gekochten *), nigens nun auch frisch von uns verspeisten Forellen abfinden sen.

Zu unserem Nachtmahl fanden sich die Herren Nachbarn, r Herr Küster, der Herr Müller und andere Gevattersleute ein. uch saßen die Weiber, Töchter und Mägde des Hauses herum d strickten, nähten und spannen Strümpfe, Hemden und Feierendgespräche, welchem Allen ich seinen Lauf ließ, indem ich mich s Umstandes freute, daß ich zu so später Jahreszeit in diese häler gekommen und daher gar keine gewöhnliche Fremdengesellaft, sondern lauter Landeskinder und natürliche Gebirgsleute sammelt fand. Man hatte mir zwar in Bamberg mit einigen

*) Es ist hier, wie anderswo, ein allgemeiner Glaube der Köchinnen, ß die Forelle nie ganz fein schmecke, wenn sie nicht auch in demselben Flußsser, aus welchem sie komme, gesotten werde.

Digitized by Google

englischen Fischanglern gedroht, die ich wohl in Muggendorf zu überwinden haben würde. Aber auch diese hatten die letzte Wind- und Regentage schon entführt, und so war mir denn ganz freies Feld gelassen.

Jetzt wohnen in diesen Gegenden bis zum Böhmerwald hinauf und sogar bis tief in Böhmen hinein lauter ehrliche — wollte Gott, man könnte den Ausdruck buchstäblich nehmen! — Deutsche. Sehr lange aber haben sowohl hier, als überhaupt in den ganzen oberen Maingegenden bis nach Bamberg (Babenberg, Weiberberg?) hinab, sowie auch in dem ganzen Regnitz- und Pegnitzthale Slawen gehaust und zwar Slawen serbischen Stammes. Die Namen der Flüsse Regnitz und Pegnitz, sowie die Namen vieler anderen kleinen Flüsse, Berge und Ortschaften sind hier noch heutiges Tages slawisch. Auch sollen die jetzigen Einwohner, die sich dem deutschen Stamme der Franken zuzählen, die aber als germanisirte Nachkommen eines aus Deutschen und Slawen entstandenen Völkergemisches anzusehen sind, in ihren Sitten, Meinungen und Gebräuchen noch viel Slawisches haben, was von mir aber natürlich nicht sogleich wahrgenommen werden konnte, da zu solchen Wahrnehmungen eine längere Beobachtung und Erfahrung gehört. Zu Karls des Großen Zeiten hieß man diese ganze Gegend noch mit dem Namen Slavia (Slavenland). Und trotz der vielen Anstrengungen Karls des Großen und seiner Nachfolger und ihrer christlichen Missionäre, sowie trotz der vielen Kriege und Kreuzzüge, welche die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, die Markgrafen von Schweinfurt und andere deutsche Fürsten am Main in diesen oberen Maingegenden unternahmen, soll doch erst im 12. Jahrhundert das Christenthum hier völlig durchgedrungen sein und sich siegreich festgesetzt haben. Etwas mag dazu der Höhlenreichthum dieser Berge beigetragen haben, denn es wird uns gemeldet, daß die slawischen Heiden in diesen Höhlen noch lange ihr Wesen getrieben hätten. Bis zur Reformation gehörte diese ganze Gebirgsgegend zu dem Sprengel des Bisthums von Bamberg. Die Reformation Luther's fand auch hier viel Anhang, und heutiges Tages sind Katholiken und Protestanten hier derartig gemischt, daß nicht nur das eine Dorf katholisch und das Nachbardorf protestantisch ist, sondern daß auch in einem und demselben Dorfe Katholiken und Protestanten und Kinder beider Confessionen neben einander gefunden werden. In un-

Digitized by Google

uggendorfer Abendgesellschaft befand sich sowohl ein katholischer
s ein protestantischer Schullehrer und Küster, und es war mir
teressant, die toleranten und verständigen Aeußerungen dieser
ute über Religionsverschiedenheit zu hören, zu denen sie sich her-
ließen, als ich das Gespräch auf dieses Thema brachte. Ich
rde nachher noch einige Proben davon geben.

---

1. Die Rosenmüller'sche Höhle.

Da ich mir vorgenommen hatte, von den 50 Höhlen der
uggendorfer Gegend die drei größten und merkwürdigsten, näm-
) die sogenannte Rosenmüller-, die Gailenreuther und die
benfteiner oder Sophien-Höhle, zu beschauen, und da die
tfernungen von einer zur anderen zum Theil mehre Meilen
ragen, so hatte ich ein ziemlich bedeutendes Tagewerk vor
r, und ich machte mich früh Morgens dazu auf den Weg. Ich
te mir am Abende zuvor einen hübschen jungen und gesprächi-
Bergbewohner — er hieß Jonas — zum Führer meiner
hritte über Berg und Thal ausgesucht, und mit ihm wanderte
nun zunächst auf dem kleinen Bergpfade, welcher zu der
nem Stationsorte Muggendorf am meisten benachbarten Höhle,
sogenannten Rosenmüller'schen, führte.

Die Sonne hatte auch eben ihr Nachtlager verlassen und
te mit einem etwas blassen und kühlen Angesichte hinter eini-
Gewölke in das hintere Thal hinein. Sie sah, so zu sagen,
as schlaftrunken und angegriffen aus, und als könne sie sich
nicht recht besinnen, ob sie nach der stürmischen Bewegung
gestern wohl ausgeruht habe, und ob die Laune des an-
henden Tages sich heiter gestalten würde. Doch schien es mir,
gehe eine Umwandlung in der Atmosphäre vor und als sei
schöner Tag in der Ausbildung begriffen. Die Winde hatten
ausgeblasen, und die Lüfte waren ganz ruhig und regungslos.
den gelben Blättern der Bäume fielen die Tropfen des
en nächtlichen Regengusses, mit dem das ganze Unwetter ge-
ffen haben mochte, von Zweig zu Zweig auf den Boden
, wo sie sich bald verliefen und wo unser felsiger Fußpfad

Digitized by Google

sehr sichtlich in rascher Abtrocknung begriffen war. Freilich hi
noch überall zerrissene und zerstreute Wolkenfetzen in den Thä
und an den Höhen. Aber Jonas sagte, das wären nur la
„selli Nebelwulken". Allerdings sind selbst auch die Wo
welche Blitz, Donner, Platzregen und weiß Gott was sonst
bergen, bloße Nebelwolken. Mein Begleiter aber wollte
andeuten, wie er nicht glaube, daß diese Wolken mit R
schwanger gingen.

Die Rosenmüller-Höhle ist schon seit uralten Zeiten
Volke in der Umgegend bekannt gewesen und hat sonst
geheißen. Ihren jetzigen Namen aber hat sie von einem Pri
Rosenmüller erhalten, der sie am Ende des vorigen Jahrhun
im Jahre 1793 zuerst bestieg, durchforschte und beschrieb, un
dadurch denn auch den Impuls zur Entdeckung und
suchung anderer Höhlen gab, welche seitdem so weltberühm
worden sind, über deren Versteinerungen und Knochenschä
so interessanter und lehrreicher Streit unter den Gelehrten
stand, über deren Inhalt, Bildung und Bedeutung seitdem
Werke und Bände geschrieben worden sind, und von dene
Cuviers in Paris eben so gut wie die Humboldts in Berli
die Owens in London genaue Notiz genommen haben.

Wenn auch jetzt nicht mehr, wie in den alten heidn
Zeiten, jede Höhle ihre Egeria oder ihre eigene Gottheit h
hat doch jede ihren eigenen Aufseher und Wächter oder, w
hier heißt, ihren „Höhleninspector". Natürlich konnten
Deutschen die hübsche Gelegenheit der Entdeckung dieser
len unmöglich vorübergehen lassen, ohne dabei ein neues
eine neue Würde und einen neuen Titel zu erfinden. Wir
dem Herrn Höhleninspector der Rosenmüller'schen Höhle
weiß nicht einmal, ob der von Muggendorf, der von der
rung angestellt wird, nicht gar „Ober-Höhlen-Inspector"
„Königlich Bairischer Stalaktitenhöhlen-Ober-Inspector" i
im Voraus Nachricht von der Zeit unseres Erscheinens
der Höhle gegeben und fanden ihn daher schon in Erw
unserer Ankunft, wie Odysseus den Polyphem, vor dem Ein
der Höhle sitzen. Er hatte ein junges Männchen bei sich,
dem ich nicht erfahren habe, ob es sein Sohn, oder vielleic
„Königlich Bairischer Ober-Höhlen-Inspector-Adjutant" und
„Hülfe" war.

Digitized by Google

Die Rosenmüller'sche Höhle zeichnet sich besonders durch re Stalaktitenbildungen aus, hat aber keine Thierreste mehr. ie Gailenreuther Höhle hat viele Thierreste und wenig Staktiten. Die Sophien-Höhle endlich hat den schönsten Reichthum beiden Höhlenproducten und übertrifft überhaupt beide vorrgenannte Höhlen in allen Beziehungen an Interesse.

Zu Professor Rosenmüller's Zeit mußte man sich noch durch n senkrecht in die Erde hinabgehendes Loch oder einen solchen chacht, wie ich ihn oben beschrieb, in die Höhle hinablassen. tzt hat man von der Seite her einen solchen horizontalen tollen zu ihr hindurchgesprengt, und man tritt nun ohne Umbequemlichkeit auf flachem Boden hinein. Jeder von uns bekam ten kleinen Talgkerzenstumpel in die Hand, bei dessen glimmendem Flämmchen uns die schwarze Finsterniß im Inneren des hlundes erst recht erkennbar wurde. Mein Höhleninspector d sein Adjutant schleppten aber einen ganzen Kasten voll solr Talgkerzenstumpelchen mit sich. Sie hießen uns dann ein ßchen warten, stellten uns, um uns eine Ueberraschung zu beten, mit dem Gesicht gegen die finstere feuchte Wand der hle und krochen nun flink in allen Theilen der Räume herum, ihre Lichterchen an den bestimmten Stellen aufzustecken. Dann mmandirten sie: „Kehrt Euch", und wir sahen es nun aus en Löchern und Gewölben, sogar noch aus dem entfernten llerheiligsten", der „Wachskammer" und dem „Paradiesgärtlein" benannten Abtheilungen der Höhle) recht weihnachtsmäßig herflimmern. In der Mitte der größeren Gewölbe hingen aus ernen Stäben zusammengenagelte Kronleuchter, alle herabgende Säulen und Säulchen, alle „Tannenzapfen", „Fahnen", ürbisse" und „Schweinsohren" (Namen, welche die Leute gesen, häufig wiederkehrenden Formen der Stalaktiten gegeben en) waren beleuchtet oder wenigstens beschimmert, und die mination lief an den Geländern und Treppen, die man im veren der Höhle angelegt hatte, hinauf und hinab.

Zuerst stiegen wir den „Parnaß" hinauf. Dieß ist eine 30 Fuß hohe felsige Anhöhe, welche auf dem Boden der le ihre Mitte einnimmt, und über welche die Höhle sich selber gewölbt. Auf dem Gipfel dieser Höhe übersieht man das ze sowohl nach dem Eingange zu, als auch in die engeren ergründe hinein am besten. Hier oben ist man überall von

Digitized by Google

den schönsten Tropfsteinbildungen umgeben, die von dem Fe
gewölbe in sehr bunten Gestaltungen herabhängen. Man
es bewundern, wie die Natur durch einen so einfachen Pr
wie es der Tropfenfall und der dadurch bewirkte Ansatz
fester Materie ist, so mannichfaltige Formen zu Wege b
konnte. Das Gewöhnlichste, was dabei entsteht, ist ei
runde perpendiculär herabhängende Säulenform. Wenn de
den oben, von dem die Tropfen herabkommen, ganz hor
flach, glatt wie ein Spiegel wäre, so würde immer nu
Form entstehen. Die Feuchtigkeit würde sich beständig an
Punkten zu Tröpfchen zusammenziehen. Diese Tröpfchen
immer an derselben Stelle abfallend, oben ein feines Ge
Steinmaterial zurücklassen, sowie auch an derselben Stel
ein eben solches Schichtchen hinführen, und es würden so
von unten herauf und von oben herab sich zwei ganz glei
Steinsäulen oder Stämme entgegenwachsen. Der Bod
ist oben sowie unten sehr uneben. Es giebt da eine
kleiner und großer Hervorragungen, Spitzen und Bu
Felsenmassen; auch sind sehr verschieden gestaltete Löcher
vorhanden. Stellenweise ist die Decke horizontal, stellenw
unter den mannichfaltigsten Graden abgeschrägt. Eben so
faltig wie diese unregelmäßigen Hervorragungen und di
der Abdachung der Decke sind auch die darauf entstehen
laktiten. Wo ein mächtiger Felsenzacken herabragt,
natürlich die Tropfen von allen Seiten herzu und t
der Spitze des Zackens ab. Sie lassen dabei auf ih
immer dicker anschwellende Runzeln, die wie Wurzelwerk
zurück, und an der Spitze arbeiten sie entweder an de
einer einzigen dicken Säule oder stellen ein ganzes dic
dünner und mit einander verschmelzender Zapfen her.
irgendwo eine lange, scharfe und geradlinige Felsenka
so laufen sie alle dieser Kante zu, an deren äußerstem
herabfallen. Dann entsteht längs der Kante eine
von Zapfen, die sich oft ebenfalls so nähern, daß sie
ander verschmelzen und dann gewissermaßen das G
runzlichten Wand bilden. Da, wo Klüfte und sch
oder Löcher im Felsengewölbe sind, stürzen natürlich
her besonders viele steinbildende Gewässer herbei, un
Material, welches sie im Laufe der Jahre oder Jahrhu

Digitized by Google

zurücklassen und anhäufen, quillt dann aus den Spalten und Löchern wie ein zum Stillstand gebrachter und gefrorener oder versteinerter Wasserfall hervor. — Die Säulenform ist indeß aus sehr natürlichen Gründen diejenige, welche sich am häufigsten wiederholt. Die hübscheste und interessanteste ist aber diejenige, bei der sich oft ganz dünne und durchsichtige steinerne Tücher, Vorhänge und Gewande herstellen. Es sind dieß Stalaktitengebilde, die ganz frappant den Vorhängen, Quasten und Faltenwürfen an unseren Fenstergardinen ähnlich sehen, und zwar so genau ähnlich, daß man sich oft kaum überredet, daß es nicht wirklich versteinerte Vorhänge seien und daß ein Maler die Gesetze des Faltenwurfes hier eben so gut studiren könnte, wie an einem Theatervorhange selber. Zuweilen fehlt nichts daran, weder die Quasten oder das äußerste Ende einer herabhängenden Zeuchmasse, noch die Pauschen und Wallungen der Falten, noch auch die Garnituren und Besätze an den Rändern.

Um sich die Entstehung dieser steinernen Gardinen zu erklären, denke man sich unter dem Boden des Gewölbes eine hohe, flach abgeschrägte Abdachungsfläche. Der herausschwitzende oder aus dem Inneren auf diese Fläche hervortretende Tropfen wird sich noch eine Zeit lang auf der Fläche halten, er wird unentschieden und schwankend daran hingleiten und einen Zickzack- oder Schlangenweg darauf beschreiben. Auf diesem Schlangenwege wird er überall bis zu dem Punkte, wo die Abdachung aufhört und wo er also, ohne Anhaltepunkt bleibend, abfällt, etwas Steinmaterial zurücklassen. Ist einmal eine solche Linie angedeutet oder hergestellt, so werden alle nachfolgenden Tropfen auch auf ihr hinschwanken, ebenfalls etwas Material zurücklassen, und es muß dann wohl endlich auf diese Weise eine dünne, vielfach gebogene Wand oder ein faltiges Steintuch entstehen. Manchmal bleibt es nicht bei den geradefortlaufenden Zickzack- oder Schlangenlinien. Zuweilen drehen sich die Tropfen, bevor sie abfallen, an dem Gewölbe in Kreis- oder Spirallinien um sich selber herum, und aus einer solchen Bewegung müssen dann, wie Jeder sich leicht denken kann, zusammengedrehte Steintücher, oft wie Glocken oder wie Papiertüten gestaltet, entstehen. Die Wände dieser steinernen Tüten oder Glocken sind so dünn, daß sie das Licht durchschimmern lassen. Meine Höhlenführer hielten in einige ihre auf Stöcken befestigten Talgkerzen hinein, und die

Digitized by Google

Glocken strahlten dann in die Höhlenfinsterniß Licht aus, wie die Mondscheinlampen in unsere Stuben. Auch geben diese Steinglocken, wenn man sie mit einem Schlüssel oder einem anderen harten Gegenstande anschlägt, Klänge von sich. Sie tönen ganz frappant so, wie die altmodigen, aus Eisenblech geschmiedeten großen Kuhglocken, welche man noch heutiges Tages zuweilen auf den Alpen der Schweiz am Halse der Leitkühe hängen sieht.

Ich sagte, auch Fransen oder regelmäßige, zierlich gestaltete Besätze findet man an den stalaktitischen Vorhängen. Diese Besätze sind augenscheinlich eine andere Arbeit als die Vorhänge selbst, sie sind nicht glatt, sondern gereffelt und gleichsam mit einer Reffelmaschine, wie unsere Hemdenkragen, gekräuselt. Sie sind auch anders, meistens heller gefärbt als die Vorhänge selbst. Die Entstehung dieser gekräuselten Besätze habe ich mir, nach einer Unterhaltung mit meinen Höhlenkennern — und ich glaube richtig — so erklärt. Die das Steinmaterial mit sich führenden stalaktitischen Gewässer können eine lange Zeit, oft Jahrhunderte lang, auf demselben Wege zu denselben Stellen des Gewölbes herabgeführt werden. So lange geht dann die Bildung und das Wachsthum derjenigen Steingestalten, Säulen oder Tücher, an denen sie arbeiten und weben, stets fort. Zuweilen aber können sich oben gewisse Wege oder Risse verstopfen, die Gewässer ganz abgeleitet oder anderswohin geführt werden. Dann geräth das Wachsthum unten ins Stocken. Der Vorhang vergrößert sich nicht mehr, veraltet und nimmt im Laufe der Zeiten eine dunklere, alternde Farbe an, da er anfangs eine frische Färbung, etwa wie nicht völlig weißes Wachs, hatte. Nun kommt es aber zuweilen, daß die verstopften Kanäle oben im Laufe der Zeiten sich wieder von Neuem eröffnen und daß die Feuchtigkeit wieder an dieselbe Stelle geführt wird. Doch wird nun die Art und Weise ihres Fortschrittes längs des Randes des Steintuches eine andere sein. Früher, als die Bahn längs dieses Randes durch die beständig sich folgenden Tropfen stets naß war, glitten sie ohne Unterbrechung daran hin. Jetzt ist der Weg trocken. Sie nehmen daher statt einer glatten, eine zitternde Bewegung an, sie hüpfen gleichsam etwas mühselig von Punkt zu Punkt, setzen daher auch ihr Steinmaterial nicht mehr auf eine ununterbrochene Linie, sondern auf eine Reihe von Punkten ab,

Digitized by Google

und da nun jeder folgende Tropfen genau die Bewegung der vorhergehenden macht, so entsteht daraus anstatt der früheren glatten Tücherfalten eine gereffelte oder tressenartige Kante, und diese unterscheidet sich auch wie ein anders gefärbter Besatz in der Farbe von dem Hauptvorhange, der dunkler gefärbt ist, während der neue Anwuchs hell und rein wie Wachs glänzt.

Hie und da konnte ich der Decke der Höhle so nahe kommen, daß es möglich war, die ersten Anfänge neuer Säulen und Stalaktitenbildungen genau zu betrachten. Ich bemerkte zu meiner Verwunderung, daß das Ganze nicht eigentlich gleich mit einer vollen und compacten Masse, sondern vielmehr zunächst mit einem kleinen Röhrchen beginne. Wenigstens sah ich hie und da eine Menge kleiner dünner, sehr zerbrechlicher Röhrchen nebeneinander sitzen, welche mir mein Führer als die Anfänge neuer Säulen bezeichnete. Mit Mühe und Vorsicht gelang es mir, einige dieser Röhrchen abzubrechen und heil herunterzubringen. Sie waren nicht ganz einen Zoll lang, hatten etwa 1½ bis 2 Linien im Durchmesser und sehr dünne Wände, und an der geöffneten Spitze einer jeden saß ein frischer Tropfen. Da, wo dieser Tropfen ansaß, waren die steinernen Wände der Röhren noch besonders dünn, zerbrechlich und wie halbflüssig. Hartes und Flüssiges schien sich hier fast zu vermischen. Diese Röhrenbildung kann man sich nur daraus erklären, daß man annimmt, der erste Tropfen habe, bevor er abgefallen, eine Zeit lang am Boden festgesessen und einen kleinen feinen Steinring um sich herum abgesetzt, indem an seinem Rande die Verdunstung und folglich auch der Steinniederschlag schneller vor sich gegangen als in seinem Inneren, wo Alles, von der Luft geschieden, mehr flüssig geblieben. Der folgende Tropfen setzte diese Ringbildung auf derselben Stelle fort, und so entstand eine Röhre. Ob alle Stalaktiten so mit einer kleinen Röhre anfangen, wage ich nicht zu behaupten, denn die Natur — dieß erkennt man hier in dieser Stalaktitenhöhle eben wieder recht deutlich — ist so reich an Mitteln, daß sie fast nichts auf dieselbe Weise anfängt und vollendet. Uebrigens wachsen auch diese Röhrchen in der Folge schnell zu, und das Ganze wird dann eine dichte compacte Masse, die sehr hart ist, die Feuer am Stahl giebt und die auch, wie schon gesagt, in dünnen Wänden wie Metall erklingt.

Digitized by Google

Eben so mannichfaltig wie die Zapfen oder Stalaktiten sind die Stoffablagerungen oder die Stalagmiten unten. Sind diese am Boden stehenden Bildungen im Ganzen zwar nicht so ansprechend, so regelmäßig wie die oben hängenden. Tropfen, die sich oben zusammenhalten, werden unten beim Fallen mehr zerspritzt und breiten sich daher mehr in unförmlichen Massen als in zierlichen und feinen Gebilden aus. Sehr häufig lagern sich blos sehr dicke, runde Haufen der steinernen Masse ab, die wie Hügel oder Berge en miniature oder wie „Monde" oder wie „Gletscher" aussehen, daher sie auch von den Höhlenbesuchern solche Namen erhalten. Zuweilen aber, wenn die Tropfen sehr regelmäßig fallen, entstehen auch ordentliche hohe und dicke Säulen, die mitunter wohl so weit hinauf gehen, daß sie sich mit den von oben herabhängenden Zapfen verbinden und am Ende einen zusammenhängenden Höhlenpfeiler bilden. Während der obere Zapfen (der Stalaktit) gewöhnlich mit einer feinen haarförmigen converen Spitze endigt, so hat das untere Gebilde (das piedestal (der Stolomit) gewöhnlich einen glatten, oder auch einen ausgehöhlten concaven Kopf, in dessen Höhlung die Tropfen hineinschlagen. Man erkennt auch hier gewöhnlich ihren letzten und jüngsten Absatz an der hellen Farbe. Und dieser ist gewöhnlich noch so weich, daß man mit einem Messer etwas — aber nur sehr wenig — davon abschaben kann.

Doch ist auch unten noch das Wasser sehr capriciös und schöpferisch in allerlei Gestaltungen. Da der Boden von Natur aus sehr uneben ist und die Steingebilde selbst ihn noch uneben machen, so fließt das Wasser in allen möglichen Richtungen hin und zusammen. Zuweilen verbreiten sich die Tropfen über die ganze kuppelförmige Fläche eines Felsenkopfes hin und überziehen ihn mit einem Steinmantel. Haben diese Felsenköpfe an einer Seite schroffe Absätze oder plötzlich tief abgehende Abgründe, so ragt dann jener Steinmantel schräg abfallend über den Abgrund hinaus und fällt in die Luft hinab wie ein versteinerter Katarakt. Man kann dann wohl hinter die Stalaktitenmasse zwischen ihr und dem Felsen, von dem sie herabfällt, treten, wie hinter eine große Glocke, oder wie bekanntlich auch hinter die abstehende Wasserwand des Niagarafalles. Eine hohe, malerische würdige und ziemlich großartige Bildung dieser Art befindet sich z. B. in der Rosenmüller'schen Höhle. Zuweilen bleibt das Wasser

Digitized by Google

kleinen Tümpeln und Teichen stehen, aus denen dann breite
d flache Ueberzüge oder Krusten von Stalaktitenmassen nieder-
lagen. Das Merkwürdigste ist, daß diese Tümpel auch oft
den Seiten Wände bilden. Und diese Wände, die nicht selten
n so gewellt und gekräuselt sind wie die Garnituren bei
i Vorhängen oben, laufen dann oft unter mehr oder weniger
hten Winkeln auf dem Boden hin und her und formiren hier
ichsam mehre Abtheilungen oder Kästchen, wie in einer Schub-
de mit mehren Fächern oder Abschnitten. Die Entstehung die-
senkrecht, oft sogar auch schräg und etwas gewölbt auf dem
oden aufstehenden dünnen Wände habe ich mir am wenigsten
klären können.

Für alle Hauptformen der Stalaktiten haben die Leute
zeichnende Namen erfunden. Einige vergleichen sie mit Kirchen-
räthschaften und heißen sie z. B. „den Altar" oder „den
uchter". Die wie Vorhänge aussehenden, die ich beschrieb,
nnen sie meistens „Fahnen", mit denen sie auch die größte
hnlichkeit haben, nämlich mit den Fahnen, wie sie aussehen,
nn sie still und unbewegt von den Wänden eines Kirchen-
wölbes herabhängen. Die weniger entwickelten Vorhänge, die
sammengedrehten Papiertüten gleichen, nennen sie „Schweins-
ren", eine Form, die sehr oft vorkommt. Ein westphälischer
auer würde bei dem Anblicke der vielen Zapfen ohne Zweifel
seinen mit Würsten, Schinken, Speckseiten und anderem
uchfleisch gefüllten Rauchfang gedacht und aus ihm noch
hre Namen und Vergleiche geschöpft haben. Bei den Zapfen-
ndeln, von denen ich sprach, neigen sich die Spitzen, sich unten
hr abrundend, zuweilen alle wieder zusammen, und es entsteht
ne eiförmige Masse, die einer gestreiften Melone ähnlich sieht.
lan hört die Leute daher auch von „Melonen" oder „Kürbissen"
rechen. Kleinere Gestalten nennen sie wohl „Confect" und
ben z. B. einer Menge sehr hübscher Stalaktiten in einer Ab-
eilung der Rosenmüller'schen Höhle und dem „Allerheiligsten"
n Namen „Teufelsconfect" gegeben. In dieß Allerheiligste ist der
ingang, wie gewöhnlich in das Innerste und Beste aller Dinge
f Erden, etwas schwierig. Man kann nicht anders als krie-
end hinein gelangen, und da der Boden keineswegs so glatt ist,
ie eine Schlange, Schnecke oder sonst ein kriechendes Geschöpf
n immer haben möchte, da er vielmehr überall mit Säulen-

Digitized by Google

knäufen und Stalomitenköpfen gespickt ist, wie ein Hasenbraten mit Speck, so wäre diese Operation, wenn sie lange dauert, schlimmer als die ehemalige preußische Lattenstrafe. Als ich hinkroch, huschte eine kleine Maus bei mir vorüber. Diese Thierchen sind in diese Höhlen mit den Menschen eingedrungen, in deren Nähe immer einige Brosämchen für sie abfallen. Hier sind es die zahllosen Talglichtertropfen, welche bei den häufigen Besuchen von den Kerzen des Herrn Höhleninspectors abfallen, und an denen, sowie von seinem Lichterkasten, wenn sie dazu gezwungen können, die Mäuschen im Winter zehren und lecken. Auch hatte mir unterwegs eine Fledermaus in den Haaren hängen, die sie beim Weiterkriechen abgestreift hatte. Diese Thierchen hatten sich schon ihrem Winterschlafe übergeben und hingen an verschiedenen trockenen Stellen des Stalaktitengewölbes. Es that mir auch sehr leid, daß ich die Fledermaus in ihrem sanften, süßen Schlafe so rauh und ungewarnt gestört hatte. Doch tröstete mich bald, da mir einfiel, daß sie noch circa fünf Monate zum Ausschlafen habe. Indem ich meinen kleinen Talgstumpel dicht an das Gewölbe hielt, von dem die Fledermaus heruntergekommen war, sah ich dort noch mehre andere kleine Wesen im ungestörten Genusse der Höhlenruhe sitzen, Motten, kleine Nachtschmetterlinge und andere solche Thierchen. Das Octoberunwetter mochte sie hier hineingetrieben haben. Einige von ihnen, denen ich mit dem Lichte nahe kam, zuckten ein Bißchen mit den Flügeln, versanken dann aber wieder in ihre schätterliche Ruhe. Andere flatterten auf, ließen sich aber in einer Entfernung von einer halben Elle wieder nieder und trieben fort aus dem tiefen Becher des Schlafes, den Morpheus ihnen in diesen laut-, licht- und regungslosen Höhlen darreichte. Einer schien auch meinen Aermel, auf den sie herabfiel und an den sie sich anklammerte, für eine dazu passende Stelle zu halten. Ich aber setzte ich lieber wieder vorsichtig auf einen Stein, da im Vergleich zu meinem unruhigen Arm und Aermel ein Eiderdaunenbett für sie sein mußte.

Ich drang bis in die innersten und hintersten Verstecke der Höhle vor, und hier schloß sich vor meinen Augen der Schooß der Erde in einer ganz schmalen Spalte, in die ich kaum einen Arm oder ein Licht hineinbringen konnte, mit steinernen Zähnen, zwischen denen auch noch hie und da einige Stalaktiten hingen.

Digitized by Google

ine hervorragten. Dann machten wir Kehrt und bewegten
3 zum Tageslichte zurück. Vor dem Eingange der Höhle bot
s uns ein schöner Anblick dar, den wir, uns niedersetzend,
en Augenblick genossen. Wir hatten hier eine hübsche Aus-
t ins Muggendorfer Thal. Die Sonne hatte sich indeß ganz
r die Berge hervorgemacht. Sie hatte die „Nebelwolken" zer-
ut und bis auf den letzten Rest aufgezehrt und beschien den
as geschützten Höhleneingang ganz lieblich und warm. Einige
1 den Höhleninsecten, die ganz nahe bei dem Eingange gesessen
en mochten, waren von der Wärme und dem Lichte heraus-
ockt worden und umschwirrten uns ganz geschäftig, wie in an-
thiger Frühlingszeit. Ich war dieser Verwandlung sehr froh,
t einen tiefen Zug — aus dem ganz sanft, milde und
tig wogenden Luftmeer — ließ Jonas auch einen Schluck
men — aus unserer Reiseflasche — und trieb ihn zur Weiter-
e an. Wir mußten mit dem Herrn Höhleninspector zunächst
h Muggendorf zurück, durcheilten den Ort raschen Fußes und
nden uns bald jenseits in dem grünen Thale, das zu der
gend der Gailenreuther Höhle hinaufführt.

---

2. Die Gailenreuther Höhle.

Die Gailenreuther Höhle hat ihren Namen von dem
nen Dorfe Gailenreuth, das hoch oben auf dem Plateau der
ikischen Schweiz über dem tiefen Thale der Wiesent liegt.
i kleiner Bergpfad, der bei einer Mühle im Grunde das Thal
läßt, führt durch die Wälder, welche die Abhänge des Thales
ecken, zum Dorfe hinauf. Auf einem hohen Felsenvorsprunge
es Abhanges liegt ein altes Schloß, das in neuerer Zeit
der in bewohnten Zustand gesetzt worden ist und einem Herrn
Hanek gehört. Nahe beim Schlosse liegt der herrschaftliche
sierhof, dessen Förster neben den Bäumen, den Hasen, Rehen
Füchsen des Forstes auch die Höhlen der Umgegend und
alten Hyänen, Bären, Wölfe, Tiger und Löwen, deren
ippe in ihnen versteckt sind, unter seiner Inspection und

Digitized by Google

Aufsicht hat. Ich mußte daher zunächst diesen Förster aufsuchen, fand ihn und streifte so lange, bis er sich „z'sammengerichtet" hatte, — er mußte seine Kleider wechseln, Talglichterstumpel und Feuerzeug zusammensuchen und Kienholz zu Fackeln spalten lassen, — mit Jonas in den dem Hofe und dem Dorfe benachbarten Feldern herum.

Hier im Felde begegneten uns sechs jagende Bauern, ein alter und fünf junge, mit Jagdflinten auf dem Rücken, die sich das neueste Gesetz über die allgemeine Jagdfreiheit zu Nutze machen wollten und im Begriffe waren, einen lustigen Feldzug gegen die Hasen und Füchse der Umgegend zu unternehmen. Sie hatten zum Theil hohe Lederstiefeln an, dampfende Pfeifen im Munde, Schnaps- oder Weinflaschen in den Taschen, ihre Hüte mit Laub geschmückt und stiefelten unter lauten und munteren Gesprächen recht tapfer darauf los. Die Flinten baumelten ihnen in allen möglichen Richtungen auf dem Rücken, und wir waren ganz froh, als sie glücklich bei uns vorüber waren, ohne daß ein Schuß losgegangen war, der uns eben so gut wie einen Hasen oder Baum hätte treffen können. „Seitdem der König die Jagd freigegeben hat", bemerkte mein Jonas, „läuft hier Alles bei uns ins Feld, um was zu schießen. Man sieht oft noch viel zahlreichere Gesellschaften ausrücken. Sie treiben's mit einem Eifer, als wenn die Hasen und Füchse puren Goldstaub in den Pelzen trügen." „Etwa wie die Californier das Goldgraben?" sagte ich. „Ja, ja, so ist es. Es ist eine wahre Leidenschaft zum Jagen unter die Menschen gekommen. Neulich nahm in einem Dorfe sogar ein Mädel die Flinte auf den Rücken und zog mit den jungen Burschen aus. Es wäre viel besser für sie und uns Alle, an Jeder bliebe daham und beschaffte seine Sache. Mein Vater und viele verständige Bauern in unseren Dörfern sind ganz gegen diese Jagd, sie sagen, die Leute werden liederliche Kunden dabei, gewöhnen sich an das Herumstreifen und Nichtsthun, und das thut nicht gut!" — „Ja, ja", sagte der Förster, der sich unterdessen z'sammengerichtet hatte und zu uns getreten war, und mit dem wir nun den Weg zur Höhle einschlugen, — „da hat wohl der König nichts Gutes gestiftet, daß er den Bauern die Jagd freigegeben hat." (Es fiel mir bei verschiedenen Gelegenheiten auf, daß die Leute hier noch alle so eingefleischt königlich gesinnt sind, daß sie selbst Alles, was

Digitized by Google

Kammern beschlossen haben, oder was der Zeitgeist und die gemeine Bewegung, die Revolution, bewirkt hat, dem Könige n Baiern zuschreiben.) „Jetzt gewöhnen sich alle jungen Leute das liederliche Leben. Sie glauben, daß sie Wunder was ein Privilegium erhalten haben. Und es thut doch Niemann nicht gut. Sie streifen den ganzen Tag im Felde herum, ßen ihre Stiefeln und Jacken z'sammen und kriegen doch nichts. d Abends sitzen sie in den Schänken. Dabei werden die auern einander auffetzig, zanken sich darüber, wie weit eine e Dorfschaft jagen darf, und schlagen sich tüchtig. Neulich ben se gar einen jungen Burschen derschossen, man weiß noch ht recht, aus Versehen oder worum. Und dabei geht die irthschaft und das Hauswesen zu Grunde. Manche glauben h gar als gute Jagdgenossen verpflichtet, das Bißchen, was haben, in der Schänke zu vertrinken und zu verspielen." tiefer wir in den Wald hineinkamen, desto eifriger wurden ein Jonas und mein Förster, mir die Uebelstände, Mißbräuche d bösen Folgen der Jagdfreiheit zu schildern, und ich, der ich nst den privilegirten müßigen deutschen Jagdjunkern ziemlich am gewesen war, fühlte mich am Ende ihnen ganz holdstimmt. Ich dachte mir, jetzt wird am Ende jeder Bauer wie n Jagdjunker, und das Uebel, das sonst einige Klassen wie ift einsaugende Pflanzen allein auf sich trugen, wird nun unter r ganzen Bevölkerung verbreitet. Ich wünschte mir dabei im stillen die alten Jagdjunker, etwa als Blitzableiter, wieder rück.

Doch dem sei, wie ihm wolle, wir waren endlich bei dem ingange unserer Höhle angelangt, und hier gab es denn einstweilen andere Dinge zu bedenken, statt neuer Jagdgesetze uralte aturphänomene, statt launenhafter Bauern und Jagdjunker elsen und Stalaktitensäulen, statt Hasen- und Fuchsbälge Bäund Löwenknochen. Die Gailenreuther Höhle heißt vorugsweise auch die Zoolithenhöhle (die Thiersteinhöhle), weil sie n alten Gerippen und Knochen viel reicher, an Stalaktiten ber ärmer ist als die Rosenmüller'sche oder irgend eine der nderen schon seit längerer Zeit bekannten Höhlen. Das Volk nnt sie nach seiner Weise auch wohl blos „den hohlen Berg". Diese Höhle muß zu allen Zeiten recht zugänglich gewesen sein, enn der Eingang liegt mitten im Walde wie ein hoher Thorweg

Digitized by Google

an einer senkrechten Felsenwand und führt gleich aus dem Wa
ins Innere des Berges hinein. Sie scheint daher auch sch
seit den ältesten Zeiten besucht und benutzt worden zu sein, und m
bemerkt noch heutiges Tages an ihrem Eingange altes Mau
werk, welches darauf hindeutet, daß sie in Kriegszeiten a
Festung und Zufluchtsort gedient habe. Vielleicht verstec
hier die alten Slawen schon ihre Götter und Altäre vor den a
den karolingischen Franken eindringenden christlichen Prie
Sie ist daher auch diejenige Höhle, welche den Gelehr
am längsten bekannt und von ihnen schon seit 1773 untersu
und beschrieben worden ist. Als sie und ihre zahlreichen Th
gerippe zuerst besprochen wurden, erregten sie so viel Aufse
in der gelehrten Welt, daß jeder Naturkundige und jedes M
seum in Europa einige Knochen aus der Gailenreuther Höhle
besitzen wünschten, und es wurden daher zuweilen ganz ho
Preise für solche Knochen bezahlt. Da es damals noch ke
angestellten Höhleninspectoren und keine ordentliche Höhlenaufs
gab, so machten sich dieß die Leute in der Nachbarschaft z
nutze, welche nun anfingen, in ihrer Knochenhöhle wa
Fund- und Goldgruben zu entdecken und diese auf alle, a
sehr ungeschickte, nachtheilige und zerstörende Weise auszubeu
Der damalige Markgraf zu Ansbach, der sich bei den Engländ
einschmeicheln wollte, zahlte viel für einzelne Gerippetheile o
ganze Knochen, für einen vollständig herausgebrachten Bär
schädel z. B. 30 Gulden, und mehr und verschenkte diese dann n
England. Da plünderten nun die Leute die Höhle völlig a
meißelten und sprengten bei Tag und Nacht darin. Da
wurde natürlich Vieles zerstört. Auch später noch, als sch
ein Höhleninspector bestellt und der Eingang mit einer Thü
verschlossen war, wurde diese Thür zu wiederholten Malen i
nächtlicher Weile erbrochen und Schädel und Knochen entwend
Einmal kamen auch zwei reiche Bewohner jenes Landes, das s
seine klingenden Schätze alle Continentalmerkwürdigkeiten auf sei
Inseln schleppen möchte, zwei Engländer, bestachen die Höhle
aufseher und ließen ganze Wagenladungen von Knochen hinau
schaffen, die dann, gleich den Marmorstatuen jenes athenienischen
Tempels, nach England wanderten und dort von dem na
Merkwürdigkeiten dürstenden Ungethüm, dem britischen Muse
verschlungen wurden. In neuerer Zeit ist diesem Unfuge endli

Digitized by Google

steuert und, wie ich unten zeigen werde, bei den später entdeckten Höhlen ein vernünftiges und besseres Verfahren beobachtet worden.

Wie alle größeren Höhlen, so besteht auch die Gailenreuther aus einer Menge mehr oder weniger großen, hohen und unregelmäßigen Kammern und Gewölben, die durch engere Räume mit einander verbunden sind, mehrfache Nebenabtheilungen oder Anhänge haben und zuletzt im Inneren des Berges mit ganz engen Klüften, Rissen und Abgründen enden. Die Stalaktiten, welche einige Abtheilungen der Höhle enthalten, sind ganz denen der oben beschriebenen Rosenmüller'schen Höhle ähnlich, doch nicht so zahlreich, mannichfaltig und interessant als dort. Ich sage einige Abtheilungen, denn merkwürdig genug führt das Wasser, obwohl es überall herabsickert, in einigen Abtheilungen keinen Kalksinter mit sich und setzt dann auch keinen Tropfstein an. Noch sonderbarer aber ist dieß, daß sich zuweilen oben ein Stalaktit bildet, während von unten her kein Stolomit entgegenkommen will, oder auch umgekehrt, daß unten ein Stolomit herauswächst, während oben kein Stalaktit herabhängt. Meine Führer machten mich auf mehre solche Fälle aufmerksam, die wir trachteten, ohne daß wir jedoch eine genügende Erklärung der Erscheinung auffinden konnten.

Die Thierknochen, welche die Gailenreuther-Höhle enthält, hat man anfangs in sehr verschiedenen Zuständen und Lagen gefunden, von denen der jetzige Zustand der Höhle keine Vorstellung mehr giebt. Einige fand man lose und unverdeckt in der Höhle herumliegen. Diese waren zum Theil durch die auf sie herabfallenden Tropfen mit Stalaktitenmasse, mit Kalksinter, überzogen und theilweise dadurch sogar selbst ganz in Stein, in Petrefacten verwandelt. Andere waren in eine dichte und feste Erde, früheren Schlamm, eingehüllt, aus dem man sie leicht hervorarbeiten konnte, und in dessen Umhüllung sie noch ganz ihre alte Knochenmaterie conservirt hatten. An solchen Knochen erkennt man noch ganz deutlich das allen Knochen eigenthümliche Gewebe. Auch enthalten sie noch viel thierisches Fett oder Mark, was man leicht erkennt, wenn man sie ans Feuer bringt, wo sie noch heutiges Tages ganz den eigenthümlichen brenzlichen Geruch verbreiten, den alle Knochen von sich geben, wenn man sie anbrennt. Ich that dieß mit mehren kleinen losen Knochenstücken, die ich fand, und mir

Digitized by Google

schien es dabei, daß ich mir dann die Zeit, in welcher
Knochen noch von Leben und Athem beseelt waren, durch
Geruch viel näher brachte als durch das Ansehen und Be
Es war mir, als wenn ich die alten, längst vor Tausenden
Jahren untergegangenen Löwen und Bären ganz in meiner
röche und wahrnähme.

Andere Knochen endlich, besonders in einer gewissen
sten und tiefsten Abtheilung der Höhle, liegen in einer
welche sich ganz zu Stein verhärtet hat und in welcher
Knochenpetrefacten versteckt sind, wie die Muscheln in
Kalkbrüchen. Ich besuchte auch diese Höhlenabtheilung,
sich die Gänge immer mehr in die Tiefe hinabziehen, und
einen 20 Fuß tiefen und engen Abgrund bildet, in den man
dünnen Leitern hinabsteigt. Wir befanden uns hier in
wahren Loche, gleichsam in dem innersten Sacke der Höhle.
den Wänden rings um uns her starrten zahllose versteinerte
chen, Löwenknochen, Bärenknochen, Hyänenknochen, Vo
beine und Hinterbeine, Schädeltrümmer, Rückenwirbel, dazwi
einzelne blanke Zähne hervor, die zusammen mit dem Ge
das sie umhüllte, eine dichte Masse, eine Knochenbreccie, bild
In der letzten Zeit, als alle leichter lösbaren Knochen
herausgeschafft waren, haben hier die Menschen am steifen
gemeißelt, und wir erkannten überall die Spuren der Häm
und Eisen der Knochenräuber, welche hier thätig waren,
hier einen Bergbau auf Knochen betrieben, und die, wie
leute, welche auf einen reichen Silbergang stießen, beso
jubilirten, wenn ihnen ein ganzer Schädel oder ein vollstän
Gebiß eines Unthieres aus der Wand entgegengrinste, das
dann behutsam und vorsichtig für irgend ein Museum oder
Liebhaber wie Bildhauer herausarbeiteten.

Wie das Gehirn dieser Leute der Geldgewinn, so entflam
natürlich das der Gelehrten die interessante Frage, wie und
welche Naturereignisse diese Knochen hierher gelangten. Und
fast auf alle Fragen, so haben die Gelehrten auch auf diese
verschiedene Antworten gefunden und nicht ganz darüber
werden können.

Ich bin zum Theil nicht vertraut genug mit allen den
über handelnden Schriften, zum Theil auch ist es hier meine
sicht, hauptsächlich nur das zu schildern, was ich auf mei

Digitized by Google

diese selbst sah. Ich kann hier daher nicht auf eine umständliche Darstellung aller jener Hypothesen und der dagegen aufgeführten Einwürfe, wie man sie in den Werken von Rosenmüller, Goldfuß, Hunter, Buckland, Cuvier und anderen Naturforschern finden, eingehen und will zur Belehrung des wißbegierigen Lesers, der in dieser Sache vielleicht noch unkundiger sein sollte als ich, nur etwa Folgendes bemerken.

Die meisten Knochen, die in der Gailenreuther und in den anderen Höhlen bei Muggendorf gefunden wurden, gehören wilden und großen Thieren an, welche jetzt längst nicht mehr in dieser Gegend leben, namentlich mehren Bärengattungen, Löwen, Tigern, Hyänen, Wölfen und wilden Hunden. Der allerkleinste Theil der Knochen rührt von Füchsen, Iltissen und anderen kleinen Fleischfressern her, wie sie noch jetzt hier vorhanden sind. Man hat auch Menschenknochen in diesen Höhlen gefunden. Doch sind diese nicht durch dieselben Ereignisse in die Höhlen gekommen, durch welche die Thierknochen hineinkamen. Sie finden sich mit jenen nicht vermischt, und man hat die zertrümmerten Graburnen dabei entdeckt, in denen sie enthalten waren und in denen sie später, als man die Höhlen, wie die ägyptischen Pyramidenkammern als Grabgewölbe benutzte, beigesetzt wurden. Eben so wenig wie diese späteren Menschenknochen haben auch andere Thierüberreste, mit denen die ganze Steinmasse des fränkischen Jurakalksteinplateaus gefüllt ist, etwas zu schaffen, nämlich die zahllosen Muscheln, Korallen, Wurmgehäuse, Schwammhüllen, Seeigel, die sogenannten Ammoniten, Fungiten, Rädersteine, Sternsteine, Echiniten ꝛc. Diese Wasserthiere schlugen gleich mit der Steinmasse selbst aus dem Urocean nieder und wurden dann in diese eingehüllt, während unsere Höhlenthiere sich blos in den längst vorgebildeten Höhlen finden, nicht in den dichten Massen des Gebirge selbst, und also ohne Zweifel später hineinkamen.

Unter allen den Höhlenthieren sind die vornehmsten und zahlreichsten die Bären, über drei Viertel aller gefundenen Knochen sollen ihnen angehören. Man entdeckt darunter verschiedene Gattungen von Bären, namentlich eine besondere Gattung, die jetzt nicht mehr auf Erden existirt und die man den Höhlenbär (ursus spelaeus) genannt hat, eine andere, die ebenfalls nicht mehr lebt und der man den Namen „Urbär" (ursus priscus) gegeben hat. Von 100 Bärenknochen sollen nahe an 90 allein der

Digitized by Google

Gattung des Höhlenbäres angehören. Dieser Höhlenbär scheint hier also das entschieden vorherrschende Thier gewesen zu sein.

Von dem übrigen Viertel soll nach Cuvier die Hälfte einer ebenfalls jetzt unbekannten Hyänenrace angehören, die man die Höhlenhyäne (hyaena spelaea) genannt hat. Viel kleiner ist die Anzahl der Katzen-, Löwen- und Tiger-, sowie auch der Wolf- und Hundsknochen. Endlich findet man auch einige Knochen und Geweihe von Hirschen und anderen nicht fleischfressenden Thieren.

Manche haben geglaubt, daß diese fremdartigen, einer ganz anderen Zone angehörigen Thiere hier gar nicht gewohnt haben, daß sie vielmehr von einer großen weltumkreisenden Fluth hierher geführt und die Höhlen mit ihnen dann angefüllt worden seien. Dagegen spricht aber die gute Conservirung vieler Knochen. Man hat Schädel gefunden, welche noch alle Zähne enthielten. Auch hat man die Rückenwirbel eines und desselben Thieres oft noch ziemlich nahe bei einander gefunden. Bei einer solchen Weltumkreisung würde aber vermuthlich Alles ganz anders zerrissen, zermalmt und noch mehr durcheinander geworfen worden sein.

Es ist darnach und aus anderen Gründen wahrscheinlich, daß diese Thiere hier einmal gewohnt haben und zwar zu einer Zeit, als die klimatischen Verhältnisse des Erdbodens ganz andere waren, als sie es jetzt sind. Mitten zwischen jenen großen Binnenseeen, von denen ich oben sprach, in der Mitte von Baiern und der fränkischen Niederung und in der Mitte von Böhmen und im Donaubecken, bilden der Böhmerwald und das fränkische Hochland einen trockenen Damm, auf dem diese Thiere hausten. Vermuthlich bei Gelegenheit derselben uns unbekannten Ereignisse, welche die Durchbrechung der die Binnenseeen trennenden Dämme und das Ablaufen dieser Gewässer in Flüssen herbeiführten, wurde zunächst auch dieses belebte und bewohnte fränkische Plateau zuerst noch einmal überfluthet. Alle darauf lebenden Thiere gingen dabei unter, und ihre Knochen wurden von den Gewässern in die Höhlen geführt und dort deponirt.

Einige, welche nicht an diese Ueberfluthung und an diese plötzliche Zerstörung alles Lebens haben glauben wollen, haben nun die Hypothese aufgestellt, daß die wilden Thiere ganz ruhig in jenen Höhlen gelebt und sich dort genährt, daß sie sich untereinander gejagt und gefressen und hier die Knochen

Digitized by Google

ihrer erbeuteten Gegner zusammengeschleppt, daß sich die Knochen verschiedener Thiere hier also allmälig angesammelt hätten. Gegen diese Hypothese spricht aber Mancherlei, erstlich der Umstand, daß man noch nie einen benagten oder von anderen Thiergebissen zermalmten Knochen gefunden hat, dann die außerordentliche Masse von Knochen, besonders wilder Thiere und die äußerst geringe Anzahl von Knochen solcher zahmen Thiere, auf welche die Fleischfresser vorzugsweise Jagd machen. Die Bären, die Löwen, die Hyänen, überhaupt alle wilden Fleischfresser leben gewöhnlich nur paarweise und dulden in derselben Höhle keine größere Gesellschaft von Thieren ihrer Race. Jede Höhle wäre daher ohne Zweifel zur Zeit nur von einem Paare dieser Thiere bewohnt gewesen. Um so viele Thiere aber zu verzehren, als sie sich in einer Höhle bei einander finden, hätte ein solches Paar viele Jahrhunderte gebraucht. Und in einer so langen Periode müßten einige Knochen vom Zahne der Zeit mehr oder weniger zerstört worden sein, und die Knochen der zuletzt verzehrten Thiere sich besser conservirt zeigen. Dieß ist aber nicht der Fall. Vielmehr sind sie alle ganz gleich gut erhalten und scheinen allesammt, wie die Ueberreste von Herculanum und Pompeji durch eine und dieselbe Katastrophe in ihre jetzige Lage gekommen zu sein.

Daß diese Katastrophe eine große, über Thäler und Berge hinströmende Fluth war, wird aus mehr als einem Umstande wahrscheinlich. Erstlich konnte nur strömendes Wasser mit den Thierkörpern, die es mit sich fortschleppte, so leicht in das Innerste der Felsenspalten und Klüfte eindringen. Es mochte diese Thierkörper schon eine Zeit lang in den benachbarten Thälern und Bergen mit sich fortgerissen haben, ehe es sie in jenen Höhlen in eine feste Lage brachte. Diese mochten daher schon mehrfach verstümmelt und zerstückelt sein, und es läßt sich daraus erklären, daß wir so wenige oder fast gar keine ganzen und vollständigen Gerippe beisammen, vielmehr Knochen aller Gattungen und Arten durcheinander finden. Zweitens konnte wiederum nur strömendes Wasser den Schlamm und das Erdreich und die damals weiche, jetzt versteinerte Masse herbeiführen, in welche wir die Knochen heut zu Tage eingehüllt finden. Die meisten Knochen, ganze Knochenbreccielager, liegen gerade in den innersten und versteckteften Winkeln der Höhlen, wo sie gefangen und festgehalten zu sein

Digitized by Google

scheinen, wie die Fische in dem äußersten Zipfel eines Netzes. Auch dieß erklärt sich nur aus dem Eindringen der Knochen mit Hülfe einer Fluth. Die Bären oder Hyänen hätten sich wohl schwerlich die Mühe gegeben, die Knochen ihrer Schlachtopfer in solche ganz entlegene Löcher und Abgründe zu schleppen, um sie erst hier in einer orkusartigen Finsterniß zu verzehren. Ich will zugeben, daß ein Bär bei seinen Mahlzeiten nie einer so reichen Illumination bedarf, wie wir sie bei unserem Besuche in der Höhle genossen. Aber etwas Licht hat doch auch er bei seinem Thun und Treiben, bei seinem Gehen und Kommen in seinem Hause von Nöthen. Wenn ja, wie zu vermuthen ist, wilde Thiere diese Höhlen bewohnten, so thaten sie dieß ohne Zweifel mehr in denjenigen Abtheilungen und Höhlenkammern, welche sich nicht gar zu weit vom Eingange befinden. In jene Löcher und Abgründe, die 400—500 Schritt weit im Inneren sind, und zu denen die Wege und Stege ohne Leitern und Flaschenzüge selbst für einen Bären zuweilen halsbrechend und lebensgefährlich sind, schleppte er gewiß nicht erst mühselig jeden Braten. Das in alle Fugen dringende Wasser dagegen that dieß ganz naturgemäß. Die heftig in die Höhlen brausenden Fluthen mußten sogar die Knochen bis in die hintersten Abtheilungen bringen. Hier mochten Wirbel und Strömungen entstehen, indem das Wasser durch die ganz engen Risse des Berges noch weiter drang und vor ihnen dann die Knochen mit dem Schlamme und auch mit einigen abgerundeten Rollsteinen vermischt deponirte. Diese abgerundeten Steine, die man ebenfalls bei den Thierknochen findet, und die nur durch das Wasser so abgerundet werden konnten, legen ein abermaliges Zeugniß für die Ueberfluthung ab. Man hat endlich auch bemerken wollen, daß nur die gegen Süden geöffneten Höhlen, nie die nördlichen, solche Thierknochen enthalten, und man hat daraus wiederum geschlossen, daß nur eine Wasserfluth und zwar eine in südlicher Richtung strömende die Knochen hierher geführt haben könne. Ich weiß nicht, ob diese Beobachtung wohl begründet ist, und ob sie überall zutrifft. Aber auch wenn sie es wäre, so müßte man sie, däucht mich, aus anderen Umständen erklären, und man könnte nicht gleich daraus auf eine stark aus Süden strömende Fluth einen Schluß machen. So eine große Wasserfluth, wenn sie auch in der Hauptsache eine allgemeine Hauptrichtung haben mag,

Digitized by Google

muß doch auch immer in einem solchen gebirgigen Terrain stets eine Menge Nebenrichtungen annehmen, vielfache Gegenströme erzeugen. Und eine im Ganzen aus Süden kommende Fluth könnte, so scheint es, durch solche Gegenströme und Nebenrichtungen auch selbst nach Norden geöffnete Höhlen eben so gut, wenigstens zum Theil, ausfüllen. Endlich auch scheint es mir, daß man es bei dem obigen Raisonnement mit dem Einführen der Knochen durch das Wasser zu genau nehme. Ich glaube, daß das Wasser nicht alle diese Knochen, nachdem es die Thiere draußen getödtet, in diese Höhlen erst eingeschwemmt habe. Mit einem Theile der Knochen mag dieß der Fall sein. Aber sehr wahrscheinlich ist es, daß die Thiere sich auch schon noch lebend in diesen Höhlen, deren Eingänge fast alle sehr hoch liegen, verkrochen, indem sie sich aus den Thälern vor den eindringenden Fluthen zurückzogen. Das immer ansteigende Wasser überraschte dann die in den Höhlen zahlreich versammelten, ersäufte sie, die durch die Felsenthore und Spalten dringenden Wirbel zerrissen und verwarfen die Leichname und Skelette und brachten sie in diese Unordnung, in der wir sie heute sehen. Wenn man dieß nicht annimmt, so scheint es fast, daß man zu viele Skelette und Knochen als in der Fluth vorhanden annehmen müßte. Die Eingänge zu den Höhlen sind in der Regel nichts weniger als sehr weit, vielmehr meistens enge kleine Löcher. Und wenn die vorüberfließenden Fluthen schon so viele Knochen in diese kleinen Löcher hineinführten und gewissermaßen nur gelegentlich absetzten, so müßte man annehmen, daß sie noch unvergleichlich viel mehr Knochen und Skelette daran vorüberführten und anderswo deponirten. Dieß würde dann einen wahrhaften in Fluß gekommenen unermeßlichen Skelett- und Knochenbrei voraussetzen, und es wäre kaum genug, daß wir uns das fränkische Plateau von Bären, Hyänen und Löwen so bevölkert dächten, wie die Arche Noah. Auch sollte man denken, daß wir dann auch noch in dem Erdreiche der Thäler und anderswo ähnliche Knochen deponirt finden müßten, und doch ist dieß nicht der Fall, da wir sie blos in den höher gelegenen Höhlen entdecken.

Nachdem mir mein guter Förster alle verschiedenen Gewölbe und Kuppeln, auch die hintersten Klüfte und knochenerfüllten Abgründe, die „Eisgrotte" und die anderen Raritäten seiner Höhle mit Fackeln beleuchtet hatte, kehrten wir zu dem Aus-

Digitized by Google

gange dieses unterirdischen Labyrinthes zurück, wo wir Jonas, den ich dort postirt hatte, im schönen warmen Sich sonnend sitzen fanden. Indem wir von unserem Jo Abschied nahmen, machten wir uns nun auf den Weg z Besichtigung der letzten und schönsten Höhle, der sogenan Sophien-Höhle. Allein dazu hatten wir ein paar Meilen zu laufen, erst wieder ins Thal hinab, dann über die Berge nochmals ins Thal hinab, und wieder über die Berge, Moschendorf, über die Toosmühle, bei Rabeneck vorbei Rabenstein.

---

3. Die Sophien-Höhle.

Auf unserer Wanderung zur Sophien-Höhle nahmen wir Interessante mit, was sich uns unterwegs darbot. Dieß w erstlich die hübschen Gründe des Thales der Wiesent selbst, denen wir stundenweit aufwärts unsere Schritte förderten. Wiesen waren noch ganz frisch grün, aber die Bäume, die dem grünen Grunde standen, und welche die Abhänge des A bedeckten, hatten schon hellgelbe Blätter, die im klaren Son schein wie pures Gold schimmerten, und dieß gab meinem Jonas denn zu der Bemerkung, die er selbstgefällig schmun vorbrachte, Veranlassung, ob ich mich nicht wundere übe goldenen Berge, die sich hier überall darböten. — Die A mühle machte ungefähr die Hälfte unseres Weges, und wir ru hier beim Müller ein wenig aus. Sie hat ihren Namen dem Tosen eines benachbarten Wasserfalls, den die Wiesent b Bei diesem Wasserfalle wird ein gewisser Abschnitt des Fl auch das „Freiwasser" genannt. Das Volk erzählt sich, daß Burgfrau einmal ihren Handschuh in das Wasser habe fa lassen, und daß sie, dem von den Wellen entführten Lede nachsehend, dabei bestimmt habe, so weit der Handschuh schwi solle das Wasser Freiwasser, für Jedermann frei zum Fischen zu anderweitiger Benutzung sein. Ich glaube, der Handsch nicht sehr weit geschwommen. Aber wäre damals eine Deutschen wohlwollende Wassernixe zur Hand gewesen, so m

Digitized by Google

sie wohl mit dem Handschuh die ganze Wiesent hinab bis in die Regnitz, die Regnitz hinab bis in den Main, den Main hinab bis in den Rhein und den Rhein hinab bis in den Ocean geschwommen und hätte vielleicht zum Heile unseres Vaterlandes alle diese unter vielfachen Lasten und Ketten schmachtenden Gewässer zu „Freiwässern" gemacht. — Unsere Station bei der Toosmühle benutzte ich auch, um die sogenannte „Riesenburg", eine am Thalabhange liegende sehr wilde Felsenpartie, in der eine Anzahl großer Felsstümpfe der Art durcheinander geworfen ist, daß sie mehre hohe Thorwege, Bögen, Brücken und Grotten bilden, zu besuchen. Die Grafen von Schönborn, wie es scheint, die Förderer und Beschützer alles Schönen in der fränkischen Schweiz, haben diesen Felsen-Irrgarten, der übrigens einen durch Alpenfelspartieen Verwöhnten nicht eben sehr in Verwunderung setzt, angekauft, mit einer Verzäunung umgeben und mit Aus- und Eingangsthüren versehen, zu denen man die Schlüssel beim Toosmüller bekommt. Und da nun das Ganze umzäunt und verschlossen ist, so läuft denn jetzt Alles herbei, um die Riesenburg zu besichtigen, während sonst, als noch die Zugänge frei waren, sich nur Wenige diese Mühe gaben. Da sieht man wieder, wie den Menschen das Verbotene reizt.

Bei dem Schlosse und der Mühle von Rabeneck führte unser Weg aus dem Thale hinaus auf die Höhe des Bergplateaus. Auch dieses Schloß gehört jetzt der Familie der Grafen von Schönborn, welche heutiges Tages die größten Grundbesitzer und Herren der fränkischen Schweiz zu sein scheinen, wie es ehemals die Reichsherren von Schlüsselburg und noch früher die Herzöge von Merau waren. Das Schloß Rabeneck, aus mehren alten und neuen Baulichkeiten bestehend, liegt höchst malerisch auf einer hohen und schroffen Felsenpyramide und bietet eine schöne Aussicht und mancherlei Merkwürdigkeiten dar, die wir besichtigten, mit deren Schilderung ich mich aber hier nicht aufhalten will, um Zeit und Raum für die Sophien-Höhle zu sparen. Die letzte Stunde Weges geht ganz auf dem ebenen Rücken des hohen Plateaus zwischen Aeckern und Feldern fort. Nach allen Seiten hin genießt man hier eine weite Aussicht, schaut über die tief eingeschnittenen Thalgründe hinweg und erblickt ringsumher am Horizont die Thürme hochliegender Dörfer, oder aus der Ferne winkende Burgruinen, Schlösser, Felsen und Bergspitzen.

Digitized by Google

Endlich erreichten wir die Kapelle und das Dörfchen S
benstein, das am Abhange eines neuen in das Plateau ein
furchten Thales liegt, und liefen auf dem Rücken des hohen Felsd
dammes hin, der zu der Spitze des Rabensteins führt, auf dess
äußerstem Ende das alte Schloß gleiches Namens gebaut
Wir zogen die alte Glocke an der Schloßthüre, und der Castell
der zugleich der Sophien-Höhlenwächter ist, trat hervor. Bis
sich „z'sammengerichtet" hatte, besahen wir das Innere des Schlos
das wiederum den Grafen von Schönborn gehört, und die klein
Anlagen und Blumengärtchen, für die man noch mitten zwisch
den Gemäuern und Felsenzacken der knappen Scheitel des Rab
steins Raum ausfindig gemacht hat.

Das Thal, in welches man von der Höhe des Rabenst
hinabblickt, heißt das Eschbachthal, von dem kleinen Flusse E
bach, der wiederum seinen Namen von den vielen Eschen, Ah
Espen oder Aspen haben soll, die hier wachsen. Es ist ein
wilder, felsen- und höhlenreicher Grund, in der Tiefe mit fru
baren Wiesen. Seine Felsenzacken sind die höchsten und schön
in der fränkischen Schweiz, und ebenso sind es seine Höhlen,
alle ganz in der Nähe des Rabensteins liegen.

Gleich der Eingang zu jener oft genannten und nun end
erreichten Sophien-Höhle zeichnet sich aus. Er wird durch
Vorhöhle gebildet, welche die Klaussteiner Höhle heißt. Sc
dieser Eingang entspricht allen Erwartungen, die man von ei
solchen Eingange zu einem großartigen unterirdischen Labyri
haben könnte. Die Felsendecke breitet sich sehr weit wie
großes Dach aus und ist hier und da von dicken Pfeilern
stützt. Der Boden ist ganz flach und bequem zu bewandeln.
besteht aus gelbem, lockeren, mit Mergelerde vermischten Sa
den vermuthlich die Wasserfluthen hineinschlemmten. Tritt
an den Rand dieses Höhlenvorplatzes, der eine hohe Te
bildet, so genießt man von da einen schönen Ausblick in das
Ahorn- oder Eschbachthal hinab, in das es 400 Fuß hinab
und wo auf der anderen Seite die Eingänge zu anderen Hö
der großartigen „König-Ludwigs-Höhle", dem „Schneiderloch
„Schneiderkammer", liegen. Blickt man rückwärts zur Klauss
und Sophien-Höhle hin, so glaubt man die großartige Vo
eines ägyptischen Felsentempels zu gewahren. Die Sonne
lieblich und warm in den finsteren Bergmund. Ihre Str

Digitized by Google

umschlangen hier und dort einen Pfeiler, zeigten deutlich die vorderen Abtheilungen und Grotten, minder deutlich die hinteren, die nur mit schwacher Beleuchtung aus der Finsterniß hervorschimmerten. Diese Klaussteiner Höhle, die aus drei oder vier großen und weiten Abtheilungen besteht, war längst bekannt. Sie hat ihren Namen von der alten Rabensteiner Schloßkapelle Klausstein, die gerade über ihr auf dem Berge liegt. Sie mußte auch ihres weit zu Tage liegenden Eingangs wegen schon den ältesten Bewohnern dieser Gegend bekannt sein und ist wahrscheinlich im Laufe der Zeiten vielfach von ihnen benutzt worden, als Stallung für ihre Heerden, oder als Raum für den Gottesdienst, oder als Grabstätte, oder als Festung und Wohnung für Räuber oder Vaterlandsvertheidiger. Man findet noch im Sande dieser Höhle die Gerippe zahmer Thiere, Urnen; auch wurde mir ein Ritter, Räuber oder Held genannt, der hier gewohnt haben soll.

Als man vor etwa 20 Jahren mit, ich weiß nicht recht welchen, Aufräumungen und Arbeiten beschäftigt war, bemerkte ein Arbeiter, der in dem hintersten Theile der Höhle an die Wand pochte, daß der Felsen dort einen anderen und etwas hohleren Klang von sich gebe als anderswo. Man forschte nach, sprengte weg und kam nach geschehenem Durchbruch in einen ganz neuen, allerinnersten und bisher völlig verschlossenen Höhlengang, der noch über tausend Fuß weiter in die Eingeweide der Erde hineinführte. Man entdeckte beim ersten Anblick die prachtvollsten Stalaktiten, eine große Fülle noch unversehrter und unberührter Thierknochen und Skelette und nannte, über diesen Reichthum erstaunt, die neue Höhle die „Höhlenkönigin", ein Name, der ihr mit dem vollsten Rechte zukam, der aber nachher dem einer schönen Gräfin, Sophie Schönborn, der Schwiegertochter des Eigenthümers, weichen mußte, der zu Ehren sie im Jahre 1833 Sophien-Höhle genannt wurde.

Meine Begleiter hatten mich in der beschriebenen Vorhalle der Sophien-Höhle allein gelassen, die ich auf die besagte Weise zu besichtigen Muße genug hatte, während sie mit Fackeln davon eilten, um mir drinnen mit reicher Illumination ein Weihnachten zu bereiten. Endlich hörte ich in der Ferne ihre Stimmen und Tritte. Ich tappte und tastete mich ihnen entgegen und trat nun in das schönilluminirte Naturheiligthum ein, das auch mich in jeder Beziehung überraschte und befriedigte.

Digitized by Google

Wir kamen zuerst in einen wahren Irrgarten von Stalaktiten und Stolomiten, die alle bis auf den letzten Zacken auf das Schönste conservirt waren. Wie die Baumstumpfe in einem Walde standen sie rings umher und hingen so zahlreich wie die Nägel im Fasse jenes canonisirten Märtyrers von der Felsendecke herab. Obgleich diese Stalaktiten keine Blumen und auch keine lebenden Wesen, sondern bloße Gebilde des todten tröpfelnden Wassers sind, so gewinnt man doch auch selbst für diese Productionen der Natur, wenn man ihrer viele gesehen und untersucht, wenn man wahrgenommen hat, wie künstlich sie innerlich gebaut, wie sie gleich den Bäumen geschichtet und aus einer Menge von Rinden oder Ringen gebildet sind, wenn man dabei denkt, wie sie trotz ihrer scheinbar so unregelmäßigen Gestaltung doch die Erzeugnisse gewisser bestimmter Naturgesetze sind, und wenn man sich dann noch endlich vorstellt, wie sie nur im Laufe vieler Jahrhunderte, gleichsam durch unzählige Bemühungen und durch eine endlose Arbeit der Wassertropfen entstehen konnten, wenn man dieß Alles erwägt, so gewinnt man, sage ich, auch für diese Naturproducte mit der Zeit eine große Achtung und empfindet für sie eine warme Liebe. Und ich lobe mir daher und begreife vollkommen das Verfahren des Grafen Schönborn, des Eigenthümers dieser Höhle, der nicht nur auf die Thiergerippe, sondern auch auf die Stalaktiten der Sophien-Höhle ein strenges Interdict gelegt, der sie unter Schloß und Riegel gebracht hat und auf keine Weise duldet, daß auch nur das Geringste daran geändert oder etwas davon abgebrochen oder für Liebhaber, Museen ꝛc. entwendet werde, und der auch jedem Fremden, der dieß doch im Geheimen thäte, unerbittlich den Proceß machen würde. Dieses Verfahren ist um so uneigennütziger und anerkennenswerther, da, wie ich gleich unten näher zeigen werde, sehr bedeutende Summen aus dieser Höhle gewonnen werden könnten, wenn man mit ihren Stalaktiten und Thiergerippen einen Handel treiben wollte mit den großen Museen Europas, die dieß Alles, wo nicht mit Gold, doch mit Silber aufwiegen würden. Es mag ganz gut sein, daß früher einige Höhlen ausgeplündert worden sind, und daß ihre wissenschaftlichen Schätze sich über den Erdboden zum Frommen der großen Masse, welche nicht reisen kann, verbreitet haben, aber es ist auch gewiß ein sehr glücklicher Umstand, daß wenigstens eine Höhle und zwar gerade die beste, diese

Digitized by Google

„Höhlenkönigin", so spät entdeckt und dann gleich nach ihrer Entdeckung von einem Manne, der die Natur zu würdigen versteht, mit einem heilsamen Interdicte belegt wurde, und daß demnach hier jeder Knochen noch so daliegt, wie ihn vor vielen Jahrtausenden die Fluthen hinlegten, und jeder Stalaktit so dasteht, wie die durchsickernden Gewässer ihn im Laufe der Zeiten hinstellten. Es ist mit den Werken der Natur so wie mit denen der Kunst. Am schönsten und eigenthümlichsten erscheinen sie in ihrer Heimat, und am besten studirt man sie an dem Orte und der Stelle, wo sie erzeugt sind, oder für die sie zunächst geschaffen wurden. Die Gelehrten, welche es ernstlich mit dem Höhlenstudium meinen, können sich dann auch gern die Mühe nehmen, selbst hierher zu reisen, und werden hier an Ort und Stelle, mitten in der Fülle der Naturschöpfungen, vollere Befriedigung finden als bei den isolirten, aus ihrem Zusammenhange gerissenen Bruchstücken, die man ihnen in den Museen vorlegt.

Man hat sogar denjenigen Stalaktiten, welche gelegentlich abhanden kamen, sorgfältig nachgespürt und sie nach ihrer Habhaftwerdung wieder an Ort und Stelle gebracht. So war noch kürzlich vor meiner Anwesenheit in der Höhle so etwas passirt, wovon mir mein Höhleninspector erzählte, als ich eine etwas wackelige und lose Tropfsteinsäule bemerkte. Er hatte eine große Gesellschaft junger Leute, die er nicht alle genau beaufsichtigen konnte, in die Höhle geführt. Nach der Durchwanderung derselben fiel es dem scharfen Auge des Höhlenwächters auf, daß ein Stalaktit fehle und frisch abgebrochen sei. Der ganzen Gesellschaft der jungen Leute wurde nun der Ausgang versperrt, sie mußten sich eine Untersuchung gefallen lassen, und da fand es sich, daß einer derselben seinen wissenschaftlichen Eifer so weit getrieben hatte, einen unbewachten Augenblick zu benutzen, einen großen Zapfen abzubrechen und unter seinem Mantel zu verbergen, aus dem er ihn nun zu seiner Beschämung hervorbringen mußte, um ihn an seinen rechten Ort zurückzustellen. Es wurde zwar darüber zur heilsamen Abschreckung eine kleine Untersuchung angestellt, aber doch am Ende dem jungen Manne die Unannehmlichkeit eines Processes und einer Strafe wegen Diebstahls erlassen.

Ich sagte soeben, daß die Stalaktiten alle nicht nur äußerlich nach gewissen Regeln geformt seien, sondern auch innerlich einen bestimmten künstlichen Bau hätten, daß sie aus feinen regelmäßig

Digitized by Google

abgelagerten Ringen oder Schichten, wie die Bäume, beständen. In der That entdeckt man diese innere Schichtung nicht nur bei den runden Stalaktiten und Säulen, sondern auch bei den gebogenen Vorhängen oder den flachen Krusten, Ueberzügen und Wänden. Alles besteht aus einer Menge dünner Schichten, die oft nicht dicker als Papierbogen sind. Es läßt dieß auf gewisse Unterbrechungen der Stalaktitenbildung schließen, da nur bei solchen Unterbrechungen die Farbe der äußeren Hülle etwas wechseln und die neue Arbeit eine frische Farbe annehmen, in Folge dessen also die Schichtung dem Auge wahrnehmbar werden kann. Ich deutete schon früher auf das Statthaben solcher Unterbrechungen hin, die dann eintreten, wenn etwa einige Vorgänge und Veränderungen der kleinen Tropfenkanäle im Inneren des Berges eine Versiegung der Zutröpfelung und ein späteres Wiederbeginnen derselben veranlaßten. Aber es giebt auch regelmäßigere und in kürzeren Absätzen wiederkehrende, nämlich jährliche Perioden des Zuflusses und Wachsthums. Wie in der ganzen Natur im Winter ein Stillstand alles Wachsthums eintritt, wie die Pflanzen und Bäume ruhen und ihre Säfte stocken, so ist dieß auch in den Stalaktitenhöhlen der Fall. Wenn alle Gewässer oben gefroren sind, so kommen sie auch nicht in die Höhle hinab, und in dieser wird es dann noch regungsloser und stiller, als es hier schon von Haus aus ist. Wie überall, so regt sich aber auch hier im Frühling das größte Leben. Dann schmilzt der Schnee auf den Bergen, dann erwachen und eröffnen sich alle Spalten und Bergklüfte, und dann treiben die Säfte in die steinernen Stalaktiten abwärts, wie draußen aufwärts in die Bäume. Auch mitten im Sommer, in der heißen Jahreszeit, tritt wieder ein kleiner Stillstand ein, und in Folge dessen entstehen dann wohl jene lamellenartigen Schichtungen. Nach dem, was man mir gesagt hat, scheint es aber, daß die Perioden der Zutröpfelung in den verschiedenen Höhlen keineswegs dieselben sind. Wie Alles, mag auch dieß von sehr verschiedenen Umständen abhängen und in dem einen Falle anders sein als in dem anderen. — Wie das Alter der Bäume, so hat man auch wohl versucht, das Alter der Stalaktiten nach ihren Jahresringen zu bestimmen. Doch ist es der Feinheit der Schichten wegen bei diesen viel schwerer als bei jenen zu erkennen, was der eigentliche Absatz eines Jahres sei, oder was einer größeren Periode zugeschrieben werden müsse.

Digitized by Google

Ich kann mich hier natürlich nicht darauf einlassen, alle Scenen, Abtheilungen und Gruppen der großen Sophien-Höhle besonders zu schildern. Sie ist, wie gesagt, eine 1400 Fuß tief in den Berg hineingehende Kluft, mit vielen großen und engen Gemächern, mit Hauptgewölben, mit Nebengängen und Nebenlöchern. Man hat überallhin Fußpfade ausgebahnt, die an den Stellen, wo es nöthig war, Geländer, Brücken und Treppen haben, so daß man sehr bequem bis in die innersten Spaltungen gelangen kann. Die Höhle scheint sich hinten noch weiter in den Berg hinein fortzusetzen, doch ist man, vom Eingange der Klaussteiner Höhle an gerechnet, noch nicht weiter als 1400 Fuß einwärts gelangt. Wenn man die Klüfte hier auch noch wegsprengen und öffnen wollte, so würden sich vielleicht noch andere Verstecke offenbaren. Nur alle diejenigen Gerippe und Stalaktiten, welche in der Richtung jener Fußpfade, Brücken, Treppen und Wege lagen, hat man denn allerdings wegbrechen müssen. Und diese hat man dann zum Theil im Schlosse Rabenstein gesammelt, zum Theil an fremde Museen verschenkt. Alles, was abseits vom Wege lag, ist aber, wie gesagt, conservirt worden. Nur eine der Stalaktitenhöhlen und Gruppen, welche ich hier sah, fand ich so malerisch und schön, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie abzuzeichnen, und ich füge gern hier zum Frommen des Lesers eine genaue Beschreibung derselben bei, weil sie nicht nur die Krone aller Stalaktitenbildung der fränkischen Schweiz, sondern auch ein schönes Exemplar von denjenigen Stalaktiten ist, von denen ich oben sagte, daß sie wie Vorhänge gewunden und gefaltet sind.

Dieser prachtvolle Stalaktit hängt vom Boden einer Abtheilung der Sophien-Höhle aus einem Felsenloche herab, in welches beständig vielen Kalksinter enthaltende Gewässer zugeführt werden. Sie bildet einen dicken freihängenden Zapfen von etwa 9 bis 10 Fuß Länge, der aus einer Menge von kleinen Zapfen und Spitzen zusammengesetzt ist und ein dickes Bündel bildet, das in der Mitte wie eine längliche Melone etwas anschwillt und oben mit einer etwas dünnen, aber doch immer noch sehr starken Wurzel in der Felsenspalte festgeklemmt ist, aus der es wie ein Kronleuchter herabhängt. Das Ganze hat frappant die elegante Form eines gigantischen Tannenzapfens und erinnert auch darin an einen solchen, daß viele der Spitzen der Zapfen, aus denen

Digitized by Google

das Bündel besteht, und die alle dicht an der ganzen Masse anliegen und nach unten gekehrt sind, mehr oder weniger oben oder in der Mitte oder weiter unten endigen und mit den spitzigen Schuppen der Tannzapfenblätter verglichen werden können. Je weiter nach unten, desto mehr wickelt sich aus dem Ganzen ein einziges zusammenhängendes und in mehrfachen Falten sich drehendes Tuch hervor, das zuletzt in einen ganz dünnen und spitzigen Zipfel endigt und lang wie ein glatter Dorn herabhängt.

Dieser unübertreffliche Stalaktit ist in seiner Ausbildung durch keine Nebenstalaktiten gestört. Er hängt ganz für sich und isolirt da, und die Felsenbogen des Gewölbes biegen sich zu ihm heran, als thäten sie es, um ihn einzufassen und ihn zu seinem Vortheile erscheinen zu lassen. In einiger Entfernung aber zu beiden Seiten hängt ein ganzes Troddelwerk, ein ganzer Wald von anderen Tropfsteinen, welche, gleichsam als Trabanten oder Nebenzierathen, die ganze Gruppe completiren und den Anblick noch reizender machen. Meine Begleiter bemühten sich, mir Alles im schönsten Lichte erscheinen zu lassen. Sie setzten, wo es anging, Leitern an und reichten mit ihren Lichtern und Fackeln so hoch als möglich hinter den Riesenzapfen hinauf. Es kam dadurch eine schöne Abwechselung von Licht und Schatten hinein. Das Innere der Höhlung wurde hell erleuchtet, die Kluft, aus der der Stalaktit hervorgewachsen war, erschien ganz dunkel, und er selbst hob sich mit scharfen Umrissen auf dem erhellten Grunde ab. Auch schimmerten hier und da, namentlich unten, seine transparenten dünnen Wände milchweiß wie Alabaster oder gelbliches Wachs.

In gerader Linie unter seiner äußersten Spitze, an der die Wassertröpfchen hinabgleiten, auf dem Boden der Höhle hat der beschriebene Stalaktit einen ebenfalls merkwürdigen Stolomiten ins Dasein gerufen. Diesem Stolomiten haben die Höhlenwächter den Namen „Gletscher" gegeben. Es ist eine etwa 6 bis 7 Fuß hohe, oben abgerundete, unten sich wie der Wurzelstumpf eines Baumes ausbreitende Masse. Sie mag unten vielleicht 30 Fuß im Umfange haben und sieht demnach gerade so aus wie ein Gletscher — nicht wie ein Gletscher in der Wirklichkeit in der Schweiz, sondern wie einer in der Vorstellungsweise dieser Leute. Man hat durch genaue Untersuchung ausfindig gemacht, daß der Fuß dieses aus lauter dünnen Kalksinterschichten bestehenden Gletschers unten nicht an den Felsen festgewachsen ist, sondern auf einem

Digitized by Google

lockeren Fundamente von Lehmerde ruht, auf dessen Oberfläche er sich allmälig ausgebildet hat. Es wäre daher die Möglichkeit vorhanden, ihn in seiner vollständigen Ganzheit vom Boden zu lösen und ihn fortzuschaffen. Ein englischer oder schottischer Lord, der bei dem Grafen Schönborn zum Besuche war, soll auch einmal wirklich diesen Plan gehabt und für dieses Prachtexemplar von einem Stalomiten 5000 Gulden geboten haben, um es auf dem Main und Rhein einzuschiffen und dann in England in seinem Parke aufzustellen. Allein sein Gebot wurde natürlich nicht angenommen. Theils wollte man den schönen Gletscher selbst nicht missen, theils fürchtete man gewiß auch, daß bei seinem Hervorschaffen aus der Höhle noch Manches hätte zerstört und zerbrochen werden können. Endlich hätten sich auch wohl bei dem fernen Transporte über die Berge bis zum Main noch mancherlei ähnliche Schwierigkeiten herausgestellt, wie bei dem Transporte der Obelisken Aegyptens. Doch dem Gelde und der Kühnheit der Engländer scheint nichts unmöglich.

Aehnliche schöne Stalaktitenzapfen wie der beschriebene, wenngleich keine solchen, bei denen auch alle Nebenumstände so günstig gestaltet sind wie bei ihm, hängen auch noch viel höher, zum Theil im Inneren sehr tief hinaufgehender Felsenspalten, so daß wir unsere Lichter an sehr lange Stangen binden mußten, um sie einigermaßen beleuchten und sichtbar machen zu können. Sie kamen mir vor wie Kronleuchter, die ein böhmischer Glaswaarenhändler oben auf dem Boden seines Hauses magazinirt hat. „Auch diese ganz versteckten Stalaktiten sind geschätzt und haben ihren Werth", sagte mir mein Schloß- und Höhlencastellan, „und auch sie würden wir um keinen Preis weggeben."

Es giebt, wie ich schon sagte, bei dem Stalaktitenbilden manche Erscheinungen, die man sich schwer oder gar nicht erklären kann, so z. B. die, daß sich zuweilen unten auf dem Lehmboden der Höhle trotz alles darauf herabtröpfelnden und mit Kalksinter geschwängerten Wassers doch keine Stalaktiten formiren wollen. Zu den auffallenden Erscheinungen dieser Art gehört auch eine, von der sich in der Sophien-Höhle ein Beispiel findet, nämlich diese, daß mitunter manche Lehm- und Stalaktitenschichten abwechselnd übereinanderliegen. Dieß schien dann fast zu der Annahme zu veranlassen, daß diese Höhle mehre Male überschwemmt worden sei, daß das Fluthwasser mehre Male Lehm und

Digitized by Google

Sand eingeführt, die Stalaktitenbildung unterbrochen und dann in den Zwischenräumen ihre Fortbildung wieder gestattet habe.

Die Knochen und Ueberreste von Thieren, welche man in der Sophien-Höhle entdeckt hat, sind fast eben so interessant wie ihre Stalaktiten, in gewisser Hinsicht natürlich noch viel interessanter. Man findet darunter auch Knochen vom Mammuth und von Rennthieren. Man zeigte uns einige große Mammuthknochen, die aus der Kalksintermasse, mit der sie überzogen und an den Boden geheftet waren, wie altes Wurzelwerk aus dem Schlamm hervorragten. Manche solcher Thierknochen sind sehr zertrümmert und ganz mit Steinen und anderen Materialien vermischt. Manche aber liegen recht wohl conservirt da und bilden sogar zuweilen hübsche Gruppen, die uns die Hand eines geschickten Künstlers längst hätte verewigen sollen. Unter einem geneigten und wie ein Dach hervorgezogenen Felsen, unter den ich mit meinem Lichte hinunterkriechen mußte, um Alles nahe zu beleuchten und zu betrachten, fand ich z. B. folgende Knochengruppe. Der Boden unter dem Felsendach war ziemlich flach und bestand oben aus Kalksintermasse, unten wahrscheinlich aus dem von den Fluthen eingeschlemmten Lehm, Mergel und Sand. Aus dieser Masse ragten mehre Knochen in allerlei Stellungen und mit Kalksinter incrustirt hervor. In der Mitte von diesen Knochen sperrte ein großer Bärenschädel sein Maul auf, das zum Theil mit Erde und Kalksinter gefüllt und in den Boden wie eingefroren war, zum Theil aber frei in die Luft hinausragte; Schädel, Stirn, Hinterkopf, Zähne, Alles war incrustirt. Vor dem jetzt so unschädlichen Rachen dieser wilden Bestie lag das sehr große Geweih eines Rennthiers. Auch dieses Geweih war incrustirt und halb in den Boden verwachsen. Es sah ganz so aus, als hätte der Bär diesen schönen Braten unter das Felsenversteck hierhergeschleppt und als habe ihn und seine Beute dann der Ton irgend eines Oberon'schen Zauberhorns mit unbeweglicher Starrheit gefesselt. Er hat seitdem Jahrtausende lang das gehörnte Thier ganz nahe vor seiner Schnauze gehabt, ohne es jedoch erreichen zu können, und müßte Tantalusqualen ausgestanden haben, wenn er in dieser Situation noch seine ihm angeborenen Bärengelüste, wie Tantalus in der Unterwelt seine menschlichen Begierden, bewahrt hätte.

Auch an die alten Skelette und Steinzapfen dieser Höhle

Digitized by Google

hängen sich im Winter zu Zeiten einige Fledermäuse zu ihrer sechsmonatlichen Ruhe in den Hängematten ihrer eigenen Häute und Knochen auf. Auch hier schlüpfen dann kleine Mäuse herum, um von den dahin etwa verschleppten Nahrungsstoffen ihr Leben zu fristen. „Sie sind sehr g'naschig", bemerkte mir einer unserer Höhlenführer von ihnen fast unwillig; „wo sie nur ein Tröpflein Talg g'schpüren, da machen sie Jagd darauf und lecken es ab". — „Mein Bester, habe doch Erbarmen mit den armen kleinen Thierchen", erwiderte ich ihm, „Du schiltst sie naschhaft, weil sie aus purem, barem Hunger auf die Talgtropfen Jagd machen?"

Ich verließ die Sophien-Höhle mit dem wohlthuenden Gefühle vollkommener Befriedigung und mit der angenehmen Ueberzeugung, daß ich etwas gesehen habe, was der Mühe lohnte und was ich schwerlich sonst wo noch besser hätte sehen können. So wie die Sophien-Höhle die interessanteste Höhle ist, so ist das ihr benachbarte und oben erwähnte „Kuhloch" die großartigste Grotte der fränkischen Schweiz. Theils um sie nahe zu beschauen, theils um den Rabensteiner Müller unten im Thale zu besuchen, stieg ich in dieses hinab. Das „Kuhloch", vermuthlich so genannt, weil die Hirten hier zuweilen mit ihren Heerden Schutz finden, liegt mit seiner hohen und breiten Oeffnung, die wie der Schlund eines Bombenmörsers gestaltet ist, auf der anderen Seite des Eschbaches tief unten im Thalboden. Die Felsen wölben sich darüber in einem mächtigen und ziemlich regelmäßigen Bogen, der über 50 Fuß hoch und dessen Basis über 60 Fuß lang ist. Das Sonnenlicht, das in Fülle hineinfällt, erhellt den ganzen inneren Raum, der sich wie ein prächtiger, von der Natur gestalteter Saal darstellt. Hier haben die „naschhaften" Höhlenmäuse einmal einen schönen Tag erlebt, nämlich den 24. Juli 1830, den folgenden Tag nach dem 23. Juli, an welchem der Graf von Schönborn hier dem Könige Ludwig von Baiern ein hübsches Bankett und Festmahl gab. Das Kuhloch ist ganz zu einem solchen Feste geeignet und führt daher seitdem auch den etwas weniger plebejischen Namen „König-Ludwigs-Höhle".

Der Rabensteiner Müller, den ich darnach besuchte, ist eben jener Mann, von dem ich oben sagte, daß er sich rühme, noch eine Höhle zu kennen und zu besuchen, die sonst Niemand

Digitized by Google

beachte. Ich hatte gehört, daß er aus dieser Höhle eine Menge ausgezeichneter Knochen hervorgeschafft habe, die er in seiner Mühle aufbewahre, und daß es ihm auch, was noch Niemand zu Stande gebracht, gelungen sei, ein ganzes und vollständiges Skelett eines Höhlenthieres zusammenzufinden und in seiner Mühle aufzustellen. Ich sah dieses berühmte Prachtskelett. Es war das eines großen Höhlenbären. Dem Auge eines Laien, wie ich, schien es ganz harmonisch gebaut, und weder in den Rückenwirbeln, noch in dem Schwanze, noch am Kopfe, noch an den Tatzen schien etwas Wesentliches zu fehlen. Doch hätte es natürlich einer näher eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung bedurft, um entscheiden zu können, ob alle hier mit Drähten zusammengestückten Knochentheile wirklich nicht nur einer und derselben Thiergattung, sondern auch einem und demselben Individuum angehörten. Der Müller behauptete, es passe Alles (was allerdings auch, wie gesagt, der Augenschein der Hauptsache nach zu bestätigen schien), und er habe alle Elemente und Theile zu dem Ganzen in einer und derselben Abtheilung der Höhle bei bei einander gefunden. Er bot sein Skelett zu dem Preise von 500 Gulden aus, welche es für ein großes Museum gewiß auch werth war, selbst wenn einige Theile des Knochengerüstes nicht zu dem Ganzen gehört hätten. Der Müller hatte auch mehre schöne Bärenköpfe, die er zu 4 und 5 Karolin offerirte, und viele andere interessante Gegenstände, die er alle aus derjenigen Höhle, die er als die seinige betrachtete, hervorgeschafft hatte. Er hatte ferner viele kleinere und billigere Gegenstände zum Verhandeln, und ich mußte mich nur wundern, zu hören, daß dieser Mann bei dem jetzt so allgemeinen Interesse für naturhistorische Merkwürdigkeiten nicht in lebhafterer Verbindung und Correspondenz mit den Naturliebhabern Europas stand. Sollte sich aber etwa einer von meinen Lesern an ihn wenden wollen, so will ich zu seinem Frommen hier des Müllers Adresse hersetzen. Sie lautet: „Herrn Müllermeister Hesch in der neuen Mühle von Rabenstein bei Weischenfeld unweit Baireuth". Unter dieser Adresse würde jeder Brief richtig bestellt werden und auf ihn ein Löwenzahn, ein Bärenkopf, ein antidiluvianisches Hirschgeweih, oder was man sonst dergleichen bestellen sollte, als Antwort und Rücksendung erfolgen.

Digitized by Google

Das Bärenskelett des Müllermeisters Hesch war das Letzte und Vollständigste, was ich von Höhlenproducten in der fränkischen Schweiz zu sehen bekam, und da mein an Ausbeute und Belehrung so reicher Reisetag sich nun seinem Ende nahete, so machte ich mich schnell auf den Rückweg, um noch vor Sonnenuntergang die Spitze des Adlersteines, eine der höchsten Spitzen mit der weitesten Aussicht in der fränkischen Schweiz, zu erreichen und von hier aus dann schnell in mein vom Adlerstein nicht mehr fernes Nachtlager von Muggendorf zu schlüpfen.

Leider mußte ich dazu ganz denselben Weg, den ich gekommen war, über Rabenstein, über den stundenbreiten Plateauabschnitt, nach Rabeneck, ins Thal hinab, zur Toosmühle und auf einen anderen Plateauabschnitt hinauf, auch wieder zurück machen, und dieß ist für einen nach anderen Anschauungen begierigen Reisenden so unangenehm, wie für einen Schüler das ABC-Rückwärtsaufsagen. Da uns die Gegenstände, welchen wir begegneten, nun schon alle bekannt waren und unsere Aufmerksamkeit nicht mehr in Anspruch nahmen, so verfiel ich mit Jonas auf Religionsgespräche und, indem ich das Thema von der gegenseitigen Toleranz der beiden hier im Lande untereinander vermischt wohnenden Confessionen, das uns schon den Abend zuvor beschäftigt hatte, wieder berührte, fragte ich ihn, welcher Confession er sei. „Ich bin ein Katholik", sagte er. „Und ich bin ein Protestant", erwiderte ich ihm, indem ich ihm ins Gesicht blickte, und da ich nicht wahrnahm, daß er sich darüber wunderte oder sonst irgend ein Zeichen des Erstaunens von sich gab, so fragte ich ihn wieder: „Erschrickst Du denn nicht, Jonas, und bekreuzigest Du Dich nicht darüber, daß Du so ganz allein mit einem solchen Ketzer, wie ich, über die Berge gehest?" — „Wie so, mein Herr, warum sollte ich denn? — Was ist denn das ein Ketzer? Das ist wohl eine ganz andere Nation? Sind das etwa Türken? — Protestanten oder Katholiken sind es wenigstens a Mal nicht!" — „O Jonas! willst Du Dich verstellen?" sagte ich. „Haltet Ihr Katholiken uns denn nicht für Ketzer? Glaubt Ihr nicht und sagen Euch Euere Priester das nicht, daß wir Lutherischen der Hölle angehören?" — „Ei, ei, Herr, wie dürften sie denn das? Ich versichere Ihnen, so etwas

Digitized by Google

ist hier zu Lande gänzlich unbekannt. Wo kommen Sie denn her, mein Herr? Wir Katholiken und Protestanten leben hier im Lande im allerschönsten Einklange, und wir denken halt gar nicht an den Unterschied. Sie kommen zu unseren Beerdigungen, und wir gehen zu den ihrigen. Und Niemand thut dem Anderen nichts nicht. Auch heirathen wir oft unter einander, was auch gar nicht zu vermeiden ist, da überall ein protestantischer Bursche einem katholischen Mädchen, oder umgekehrt ein katholischer Bursche einem protestantischen Mädchen in den Garten schaut. Und giebt es bei einer solchen Ehe Kinder, so werden die Mannsbilder wie der Vater und die Weibsbilder wie die Mutter. Dieß ist ein alter Brauch, dem ein Jeder folgt. So sind die Sachen alle ganz schön geordnet". — Ich, der ich so viel von der Unverträglichkeit der Protestanten und Katholiken in Baiern gehört hatte, freute mich zwar im Stillen sehr darüber, daß es schien, als sollte ich wenigstens in diesem fränkischen Theile von Baiern das Gegentheil erfahren, stellte mich aber noch etwas ungläubig. Jonas wollte mich indeß, da seine Vorstellungen nicht zu wirken schienen, durch die Praxis von der allgemein herrschenden Toleranz überzeugen. Wir kamen durch ein protestantisches Dorf Namens Engelhardsberg, in welchem wir einen wohlgekleideten Mann fanden, der in seinem Garten stand und seine Blumen und Gewächse zu betrachten schien. „Schaut's", hob hier Jonas wieder an, „dieß ist ein protestantisches Dorf, in das wir jetzt kommen, und der Mann, der da steht, ist der Herr Lehrer und Küster der protestantischen Kirche. Ich furcht' mich aber nicht a Bißl. Es fallt mir halt im Traam mit ein. Nun schaut's auf, wie ich zu dem Lehrer hingehen und wie ich mit ihm sprechen werde. Ihr werdet dann sehen, daß ein Bruder mir nicht schöner thun kann, als er mir thun wird." — „Ei schönen guten Abend, Herr Lehrer! Wie geht's denn? Beschaut's Ihr Euch enkere Blumen und Gewächse? Ich freue mich, sie steh'n ja noch recht schön für die späte Jahreszeit. Hat ihnen der letzte Sturm nicht geschadet? Nun die Sonne scheint heute noch einmal recht warm wieder." So ging er auf den Lehrer zu und schüttelte ihm die Hand aufs Herzlichste, bekam auch einen recht herzhaften Händedruck wieder und blickte sich dabei verstohlen mit einer lächelnden Miene nach mir um.

Digitized by Google

Dann bat er gar freundlich und höflich den Herrn Küster um ein wenig Feuer für seine Tabackspfeife, und dieser lief schnell ins Haus, um es zu holen. „Nun schaut's, sagt' ich Euch nicht, daß mir ein Bruder nicht schöner thun würde als dieser protestantische Herr Lehrer. Er wird gleich mit dem Tabacksfeuer herausgelaufen kommen und mir die Friedenspfeife anzünden, und das gilt überall in der Welt als ein Freundschaftsdienst. Ich werde ihm dankbar dafür die Hand schütteln, ihm einen schönen guten Abend wünschen, und es wird mir wahrhaftig nicht einfallen, ihm als einem — wie sagtet Ihr doch? — als einem Ketzer das höllische Feuer auf den Hals zu wünschen. O pfui doch! einem lieben Manne!" — Wie Jonas gesagt hatte, so geschah es auch, und wir gelangten nun so mit brennenden Pfeifen und indem ich mich zugleich gegen Jonas ganz beruhigt und zufriedengestellt aussprach, auf dem Adlerstein, der der Schlußstein meiner fränkischen Schweizerreise wurde, an.

Diese Felsenspitze, auf der ehemals die Adler genistet haben mögen, liegt nahe bei Engelhardsberg und auch nicht weit von Muggendorf. Man muß ihren äußersten Gipfel auf Leitern ersteigen, und von da aus hatten wir dann noch eine schöne Uebersicht des ganzen von uns durchwanderten Terrains. Man erkennt hier recht deutlich die Gestaltung der ganzen fränkischen Hochebene, ihrer Plateauabschnitte und Thaleinschnitte. Auch sahen wir bei Sonnenuntergang noch die verschiedenen einzelnen Spitzen dieser Gebirgsmassen, den Gottvaterberg, den Heiligenbühl, den Hohenmirsberg, dann den Warmuthsgesäß, den Trainmeisel, den Rauhenberg, den Spanagles ꝛc., sowie in der Ferne die Spitzen des Fichtelgebirges, die mir Jonas alle zu nennen wußte.

Ich grüßte noch einmal von Weitem meine Höhlen, die Sophien-Höhle, von der ich die über ihr liegende Klaussteiner Kapelle ganz deutlich erkannte, die Gailenreuther Höhle, deren Eingang, im Walde versteckt, mir ganz nahe gegenüber lag, und die Rosenmüller'sche Höhle, zu der vom hohen Adlersteine aus ein naher Feldweg hinabführte, und gedachte dabei dankbar der interessanten Ueberreste einer uralten Vorzeit, die sie uns treu bewahrten, ihrer so hübsch illuminirten Räume, ihrer Bären, Hyänen und Rennthiere, ihrer schlafsüchtigen Nachteulen und

Digitized by Google

„g'naschigen" Mäuse. Und am anderen Tage rollte ich dann mit meinem Pferdegeschirr und einspännigen Zubehör von Muggendorf nach Forchheim zurück und von da rasch auf der Eisenbahn zu anderen Sehenswürdigkeiten unseres lieben deutschen Vaterlandes.

Digitized by Google

IX.

Slawen und Slawiſches in der Umgegend von Dresden.

Geſchrieben in einem Dorfe am Fuße des Erzgebirges 1845.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen für den Ethnographen und Menschenbeobachter ist die bunte Mischung deutscher und slawischer Nationen, welche in den östlichen Gegenden Deutschlands, man kann sagen in dem ganzen weiten Ländergebiete zwischen der Elbe und der Weichsel im Westen und Osten und zwischen den Mündungen der Donau und dem baltischen Meere im Norden und Süden stattgehabt hat.

Es giebt hier Landstriche, in welchen die Bevölkerung deutsch redet, obgleich sie noch größtentheils slawische Sitten hat. Es giebt andere, in welchen sie slawisch spricht, obwohl ihre Sitten, Gebräuche und ihre Bildung schon vielfach durch deutschen Einfluß modificirt sind. In dem größeren Theile dieser Ländergebiete hat der Deutsche die Slawen zu seinen Knechten und Unterthanen gemacht, und selbst in denen, in welchen der Slawe noch Herr seines eigenen Landes geblieben ist, drängt sich der Deutsche durch höhere Bildung und größere Industrie überall an die Spitze und weiß den Slawen auf vielfache Weise in Abhängigkeit zu erhalten. In Ost- und Westpreußen, in Kur- und Livland, in Brandenburg, in Schlesien ist der Deutsche Eigenthümer des Bodens geworden und beherrscht als solcher die Grundbevölkerung, welche noch zum Theil slawisch ist.

In Posen und Galizien gerathen durch nachlässige polnische Wirthschaft viele slawische Besitzungen in Verfall und kommen dann häufig in deutsche Hände. In Böhmen sind die gebildeten Stände des Landes fast ganz deutsch geworden. In Ungarn, das zum großen Theil slawische Bevölkerung hat, spielt der Deutsche eine große Rolle. In Kärnten, Krain und Steiermark ist es zum Theil ähnlich wie in Böhmen, und in Kroatien und Slawonien sind die Verhältnisse den ungarischen gleich. In allen diesen Ländern findet eine ernste und interessante Reibung zwischen den germanischen und slawischen Volkselementen statt.

Digitized by Google

In anderen ehemals slawischen Ländern hat diese Reibung völlig aufgehört, weil in ihnen das Slawenthum seit lange schon ganz und gar in dem Germanenthum aufging. So in Mecklenburg, in Holstein, an den Mündungen der Elbe, der Havel und Spree, durchweg in allen Gegenden westlich von der sächsisch-preußischen Elbe.

Auch Sachsen gehört mit zu dem großen Mischungsgebiete der beiden genannten Nationen; auch für dieses Land haben daher alle slawisch-germanischen Fragen eine nicht geringe Wichtigkeit, und wenn auch für den größten Theil dieses Königreichs, nämlich für den, welcher westlich von der Elbe liegt, die sogenannten sächsischen Erblande, nur ein antiquarisches, doch für den kleineren, jenseits der Elbe gelegenen oder die Oberlausitz auch ein mehr oder weniger praktisches Interesse. Und durch dieses Gebiet, welches noch circa 50,000 reine Slawen enthält, nimmt Sachsen mit Oestreich und Preußen Antheil an der großen in neuerer Zeit so oft besprochenen Frage des Panslawismus. Der Panslawismus hat auch auf das kleine Völkchen der Sorbenwenden, das dort unter dem Schutze der sächsischen Könige wohnt, längst sein weitreichendes Auge gerichtet, und vor etwa 10 Jahren hat, wie uns damals aus den Zeitungen bekannt wurde, ein russischer Professor diese Gegenden im panslawischen Interesse bereist und dort nicht nur Alles zu seiner großen Freude noch rein slawisch gefunden, sondern sogar auch, wie er in seinem Reiseberichte umständlicher auseinander setzt, „bei einer alten, auf dem „Krankenlager ausgestreckten wendischen Frau eine wunderbare „sentimentale Anhänglichkeit an Rußland und an den Zar Niko„laus entdeckt.

Und in der That mag einem Slawen eigen zu Muthe sein, wenn er durch die Lausitz reist und dort mitten in einem fremden Lande Alles so ganz heimathlich gestaltet und zugerichtet findet. Es frappirt diese Aehnlichkeit selbst einen Fremden, der nur eine Zeit lang auch in anderen slawischen Ländern weilte. Die Menschen tragen alle das allgemeine und so weit verbreitete slawische Gepräge zur Schau, in Gesichtsbildung, im Teint, in der ganzen Gestalt und Haltung des Körpers. Der Unterschied zwischen ihnen und den weiter östlichen und südlichen Slawen ist nicht größer als der zwischen den Holländern und Deutschen. Ihre Sprache ist ein Bruderdialekt des Russischen und Böhmi-

Digitized by Google

schen. Die hölzernen Häuser sind ganz nach demselben System gebaut, wie sie von hier bis in die Nachbarschaft des Nordpols und bis in die mongolischen und sibirischen Steppen hin sich finden. Sogar die einförmige Anlage der Dörfer und die Vertheilung der Felder sind ganz und gar nach dem Muster desselben Planes entworfen, welcher an der Donau und an der Wolga üblich ist. Ein Deutscher, der Rußland sah, erschrickt fast über ein so tiefes Hineinragen russisch-slawischer Sitte und Weise in sein Vaterland, sowie ein russisches Herz darüber jubilirt.

Die eigentlich slawischen Lausitzer sind im Ganzen ein zu unbedeutendes und untergeordnetes Völkchen und das Slawenthum ist bei ihnen aus den oberen Ständen zu tief hinabgedrückt, als daß man bei ihnen viel von panslawischer Sympathie zu finden hoffen oder fürchten dürfte.

Zwar hat man in neuerer Zeit auch Manches zur Belebung ihrer Nationalität, zur Hebung ihrer nationalen Literatur und Bildung gethan, auf ähnliche Weise, wie dieß in Böhmen für die Czechen in Oestreich, für die steirischen Wenden, für die Kroaten, Slawonier ꝛc. geschehen ist.

Es sind seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts viele Bücher über sie erschienen, z. B.: „Klagen eines wendischen Patrioten über den Verfall seines Volkes," mehre „Versuche der Geschichte der Wenden." Ihre Volkslieder sind in zwei großen Bänden (von Haupt und Schmaler) gesammelt, ihre Sitten und Gebräuche beschrieben, ihre Antiquitäten durch die lausitzer Gesellschaft in einem bändereichen Magazine eruirt worden. Ihre Sprache hat ihre Bearbeiter gefunden, Lexiken und Grammatiken wurden herausgegeben und Journale begründet, welche das slawische Interesse vertheidigen und mit germanisch gesinnten Journalen in Kampf getreten sind, Alles ganz ebenso wie in anderen slawischen Ländern, und man sagt sogar, daß auch die jetzt so viel besprochene und zuweilen so laut sich regende Czechomanie im Wendenlande ein Echo gefunden habe und daß man schon von einer kleinen, unter der Asche glimmenden Sorbomanie sprechen könne. Ich will dieß dahin gestellt sein lassen. Ausgemachter scheint es aber, daß eine Lusatiomanie wirklich existire, ich meine eine besondere Vorliebe aller slawischen wie deutschen Bewohner der Lausitz für

Digitized by Google

ihre Provinz im Gegensatze mit den übrigen reindeutschen Provinzen Sachsens oder den sogenannten sächsischen Erblanden.

Der deutsche Lausitzer nimmt in der Regel gegen die Sachsen aus den Erblanden die Partie der Wenden, vertheidigt sie, scheint eine gewisse Zärtlichkeit für sie zu hegen und preist auch überhaupt seine ganze halbslawische Lausitz den Erblanden gegenüber hoch an. Er geht darin auf der einen Seite eben soviel über das richtige Maß hinaus, wie auf der anderen Seite dieß der Erbsachse thut, wenn er die Lausitz schon als ein kleines Vorspiel von Polen oder gar von einem noch ärgeren Lande ansieht, indem er sie die „wendische Türkei" schilt.

Die größten lausitzer Patrioten findet man vielleicht unter den Geistlichen des Landes, welche sich zum Theil noch aus den eigentlichen Wenden selbst rekrutiren, weil es den Geistlichen nöthig ist, ihren Landsleuten auch in ihrer eigenen Sprache zu predigen, und weil die Deutschen sich nicht so häufig dazu herablassen, Wendisch zu lernen, als umgekehrt die Wenden Deutsch.

Auch unter den Advokaten und Oekonomen sind viele nationale und zum Theil verdeutschte Wenden. Die Industrie, ich meine die Handwerke und Künste, ist ganz in den Händen der Deutschen. Selbst die Handwerksleute in den Dörfern sind in der Regel keine Wenden, die fast nur Geschick zu den Verrichtungen des Ackerbaus und der Viehzucht haben und in dieser Hinsicht noch ganz ihren Vorfahren und ihren übrigen slawischen Brüdern gleichen. Auch der Adel ist nicht nur jetzt durchweg ganz deutsch und nicht blos als verdeutscht anzusehen, sondern er war größtentheils von Haus aus deutsch, obgleich seine slawischen Namen auf „zitz", „titz", „witz" ꝛc. das Gegentheil anzudeuten scheinen. Der ursprüngliche slawische Adel ging bei der Ueberwältigung der Wenden durch die Deutschen fast ganz verloren und wurde größtentheils depossedirt. Deutsche Familien kamen in den Besitz der Güter, verloren aber bei dieser Gelegenheit oft ihre eigenen deutschen Familiennamen, indem sie von irgend einer slawischen Herrschaft, von irgend einem Dorfe oder Schlosse auf „itz", welches ihre Residenz wurde, den Namen annahmen. Auch dieser Adel ist noch bis auf den heutigen Tag, ich will nicht sagen wendisch, aber lausitzisch und etwas antierbländisch gesinnt. Der lausitzische Adel, sowie überhaupt die ganze Lausitz hatte eine uralte eigenthümliche Verfassung, die schon unter

Digitized by Google

böhmischer Herrschaft ausgebildet war, und die auch blieb, als die Lausitz von Böhmen auf Sachsen überging. Die Erblande und ihre Kurfürsten und Könige haben diese Verfassung zu verschiedenen Zeiten gemodelt, um eine größere Einheit in die Regierung des ganzen Landes zu bringen.

In dem Anfange der dreißiger Jahre verwischte die sächsische Revolution und in ihrem Gefolge die Constitution die letzten Reste dieser Provinzialverfassung fast ganz. Ich sage fast ganz, denn noch bis auf den heutigen Tag hat die Lausitz manche Vorrechte und Besonderheiten vor den Erblanden voraus und besitzt sogar noch seine eigenen Provinziallandtage, deren Wirkungskreise noch manche kleine Zweige der Staatsverwaltung vorbehalten sind. Die Lausitz steht daher im Kleinen in einem ähnlichen Oppositionsverhältnisse gegen die sächsischen Erblande, wie Böhmen gegen Oestreich.

Es wäre interessant genug, einmal von einer kundigen Feder die Frage, in wiefern Sachsen durch die lausitzischen Sorbenwenden mit an den slawischen und panslawischen Verwickelungen Theil nimmt, und dann die Frage, inwiefern und in welchem Grade die Lausitz noch jetzt in einen Gegensatz mit den Erblanden tritt, aus politischen und ethnographischen Gesichtspunkten behandelt zu sehen. Wir verzichten hier auf den Versuch dazu, da wir hier uns nur mehr mit den wendischen Spuren und Ueberresten in den rein deutschen Gegenden zu thun machen wollen und da unsere Frage weniger praktischer und politischer als antiquarischer und ethnographischer Natur ist.

Nach dem eigentlichen inneren Kerne des wendischen Landes zwischen Bautzen und Camenz kommt nach Westen hin zunächst ein Strich Landes, der noch zur Lausitz gehört, obwohl er durchweg von Deutschen bevölkert ist, und der gewissermaßen ein Uebergangsland zwischen den sächsischen Erblanden und jenem lausitzischen Kerne, der spottweise so genannten „wendischen Türkei", bildet.

Die Sachsen nennen dasjenige Erdstück des Ackers, wo der Bauer seine Furchen wegen eines vorstehenden Hindernisses, sei es eines Grabens oder eines Dammes, nicht ganz bis zu Ende ziehen kann und wo er daher genöthigt ist, sie in einer anderen Richtung, d. h. der Quere nach zu legen, das „Anland" oder, wie sie dieß aussprechen, das „Ahneland." Jenes bezeichnete

Digitized by Google

Uebergangsstück der Lausitz, wird daher bei den Deutschen auch wohl das „wendische Ahneland" genannt.

Geht man noch weiter nach Westen, so folgt dann zunächst ein transalbinisches Stück der Erblande und darnach die cisalbinischen großen Erblande selbst. — In diesen ganzen Erblanden diesseits der Elbe sind zwar keine slawisch redenden Menschen als Besitzer des Grundes und Bodens mehr ansässig, allein fast alle Orte, die Dörfer sowohl, als die Städte in diesem Lande bis über Leipzig hinaus, bis ins Altenburgische hinein, scheinen ursprünglich von Slawen erbaut worden zu sein, und die Bewohner haben noch immer in ihrer Kleidung und Sitte, in ihrer Lebens- und Nahrungsweise Manches, was sie einst von ihren slawischen Vorgängern überkamen, und so kann man denn sagen, daß noch jetzt viel Slawisches in diesem Lande lebt und webt.

Die Namen der meisten Dörfer und Städte in dem bezeichneten Striche sind zum Theil rein slawische, zum Theil verdeutschte slawische Namen. Es giebt freilich überall auch Städte und Dörfer mit rein deutschen Namen darunter verstreut, und wahrscheinlich lauter solche Orte sind, welche die deutschen Colonisten als Burgen, Festungen oder Klöster zur Aufrechthaltung ihrer Herrschaft und des Christenthumes im heidnischen Wendenlande stifteten. Unter jenen slawischen Ortsnamen finden sich ganz dieselben, wie sie in Polen, in Rußland und anderen slawischen Ländern vorkommen. Es giebt hier Chemnitze und Camenze (d. i. zu deutsch „Felsenstadt"), wie es dergleichen Kamenienze in Podolien und vielen anderen entfernten slawischen Provinzen giebt. Es giebt hier Leipzigs und Pirnas, wie im weiten Osten Lipowitze und Brnas. Es giebt hier Zwonitz, Loßnitze, Lößnitze, Lockwitze, wie in Polen eine Menge ebenso solcher Namen auf „nitz" und „witz."

Die Flüsse, Bäche und Berge des Landes haben überall meistentheils eben solche slawische Namen, eben so wie in den meisten Ländern der östreichischen Monarchie und wie in fast allen Ländern der europäischen Türkei. Doch ist es bemerkenswerth, daß dieß fast nur von den kleinen Flüssen und von den niedrigen Bergen gilt. Die bedeutenderen Flüsse, die Neiße, Spree, Elster und Mulde, sind fast alle deutsch benannt. Die höchsten Spitzen auf den höchsten Kämmen des Erzgebirges haben alle entschieden deutsche Namen, so der Spitzberg, der Adelsberg, der Schnee-

Digitized by Google

berg, der Wieselstein, der Fichtelberg, was wahrscheinlich darauf hindeutet, daß in den Bergen die deutsche Bevölkerung von den Slawen nie verdrängt wurde.

Eine ähnliche Mischung slawischer und deutscher Wörter findet bei den Familiennamen der Bewohner ebenso statt, wie bei ihren Ortschaften, Flüssen und Bergen. Ich glaube, man kann wohl annehmen, daß beinahe ein Drittel der Bevölkerung Sachsens diesseits der Elbe slawische Namen trägt.

Auf den Kirchhöfen, in den Communregistern und in den Trau- und Taufbüchern der sächsischen Dörfer, überall, wohin man sieht, wimmelt es von slawischen Namen, und allenthalben steht ein „Palitsch" neben einem „Adler", ein „Noak" neben einem „Starke", ein „Rokusch" neben einem „Klein" oder „Groß", ein „Boscholl" neben einem „Bach" oder „Wald", ein „Bartowitz" neben einem „Eisler", ein „Maukisch" neben einem „Kaiser". — Diese slawischen Familiennamen deuten darauf hin, daß die alten slawischen Familienstämme noch jetzt unter den deutschen versteckt vorhanden sind, und daß die Bewohner zum großen Theil nur als umgewandelte Slawen zu betrachten sind. Höchstwahrscheinlich sind nur sehr wenige dieser Familien später aus dem jetzigen Wendenlande von jenseits der Elbe eingewandert, und die meisten davon sind die directen Nachkommen der alten Sorbenwenden, welche einst auch die cisalbinischen Districte inne hatten. Wahrscheinlich könnte man hierzu auch noch einen großen Theil derer rechnen, welche deutsche Namen tragen. Denn ohne Zweifel war immer weit mehr Aufforderung da, den slawischen Namen mit einem deutschen, als umgekehrt den deutschen mit einem slawischen zu vertauschen. Und nehmen wir nun dieß an, so hätten wir dann in der sächsischen Bevölkerung eine Masse von Leuten, die vielleicht zur Hälfte oder wenigstens zum Drittel von ihren Urvätern her slawisches Blut in sich haben.

Natürlicher Weise hat dieser Umstand einer solchen slawisch-germanischen Blutvermischung auf den Zustand der Bewohner durchaus nicht ohne Nachhall und Einfluß bleiben können. Und wir sehen daher auch noch heutiges Tages eine Menge Dinge bei den hiesigen Deutschen in ihren Sitten und Gebräuchen, welche uns an die Slawen erinnern, und welche sie von Slawen beibehalten zu haben scheinen.

Ich will hier Alles, was ich Slawisches an der deutschen

Digitized by Google

Bevölkerung Sachsens, in ihrer Kleidung, Sitte, Nahrungsweise und ihrem ganzen Wesen und Charakter, habe entdecken können, zusammenstellen.

In der Kleidung der Sachsen im Westen der Elbe scheint mir vorerst die sogenannte Pikesche als des Slawismus verdächtig. Diese Pikesche ist ein kurzer Rock aus grünem Tuche, der ganz slawischen Schnitt hat und nach polnischer Weise mit einer Menge Litzen und sonstigen Verzierungen von Troddeln geschmückt ist. Sie wird in der Lausitz und in der Gegend um Dresden und Meißen ziemlich allgemein getragen, im hohen Erzgebirge, wo auch die Namen der großen Berge deutsch sind, dagegen nicht. Statt ihrer herrscht dort die sogenannte „Leinkutte", d. h. ein langer Kittel aus grober Leinwand nach deutschem Schnitt.

Wie alles Eigenthümliche, was die Menschen im Aeußern oder Inneren von einander unterscheidet, so ist auch die Pikesche jetzt im Abnehmen begriffen. Sie weicht mehr und mehr den von den Städten aus sich verbreitenden städtischen (deutschen) Kleidern.

Die meisten slawischen Nationen stecken den Winter über in Schafpelzen, die ihre gewöhnliche und alltägliche Tracht bilden. Diese Pelze haben natürlich das Rauche inwendig und das Leder auswendig, sind sehr weiß gefärbt und in der Regel hübsch eng genäht, übrigens weiter mit keinem Tuche überzogen. Der slawische Pelz ist noch jetzt unter den lausitzer Wenden Mode und zum Theil auch noch unter den hiesigen Deutschen, welche letztere sonst im Uebrigen in der Regel einen mit Tuch überzogenen Pelz tragen. Die nicht überzogenen Pelze sind theurer als die überzogenen, weil zu jenen nur ganze große Felle genommen werden, damit auf der Außenseite nicht zu viele Nähte erscheinen, während die überzogenen aus allerlei Flecken und Ueberresten zusammengestückelt sein können, da ihre Nähte durch den Ueberzug verdeckt werden.

Hier und da haben aber auch die Wenden den deutschen mit Tuch überzogenen, einem Schlafrock ähnlichen Pelz angenommen; sie nennen ihn mit dem deutschen Worte „pelc" (Pelz), während sie ihren nationalen slawischen Schafpelz „Kozuch" heißen.

Auch in der Kleidung der hiesigen Weiber möchte bei näherer Untersuchung wohl manches Slawische gefunden werden. So ist z. B. die Art und Weise, wie sie ihr Kopftuch oder „Kopf-

Digitized by Google

tüchel" tragen und umbinden, ganz slawisch. Die Tracht der Altenburger Frauen ist fast durchaus slawisch.

Wie in der Kleidung, so sind auch in der Einrichtung der hiesigen Wohnungen manche Aehnlichkeiten mit denen der Slawen. So sieht es z. B. namentlich um den Ofen herum ziemlich slawisch aus. Der Ofen ist aus Kacheln in länglicher Form aufgeführt und wird von außen geheizt. Der Raum zwischen dem Ofen und der Wand oder die sogenannte „Hölle" ist wie bei den Slawen auch hier ein sehr beliebter Ort zum Schlafen oder Ausruhen. Man sieht oft Schlafstellen in dieser Hölle zubereitet, namentlich für Kinder. Eine Bank läuft in dem deutschen Lande diesseits wie in dem slawischen jenseits der Elbe um den Ofen herum. Und neben dem Ofen findet sich das „Kamin" hier wie dort ganz auf dieselbe Weise. Dieses Kamin ist ein viereckiges Loch in der Wand, das einen besonderen kleinen Rauchfang hat, mit dem es in den des benachbarten Ofen mündet. In den Winterabenden wird hier ein Kienfeuer unterhalten, das zur Erhellung des Zimmers dient. Auf der Außenseite befindet sich ein kleines mit einem Schieber versetztes Loch, durch welches der Schein der Kienflamme auch in den Hausraum hineinspielt. Diese Art der Erleuchtung findet man noch bei den meisten Deutschen jenseits der Elbe. Diesseits der Elbe ist das Kamin etwas verkleinert, und statt des slawischen Kienfeuers steht eine Oellampe in demselben, deren Rauch aber ebenfalls durch einen eigenen Rauchfang abzieht. Ein solches Kamin wird hier „Kalf" genannt, ein Wort, dessen Ursprung ich mir nicht erklären kann. Man findet es jedoch nur noch in den nach alter Weise gebauten Häusern. In den neueren ist es zu einem ganz kleinen viereckigen Loche ohne Rauchfang zusammengeschrumpft, welches die Leute das „Schwefelloch" nennen, weil sie die Schwefelstücken, Zunder und Feuerschlag darin aufbewahren.

Wohn- und Schlafstube haben in den wendischen wie in den deutschen Häusern fast ganz dieselbe Lage und Einrichtung, und bei beiden findet sich das Häuschen der sogenannten „Auszügler" ganz auf dieselbe Weise angebracht.

Auch in der Küche und Nahrungsweise der hiesigen Deutschen finde ich einige Spuren slawischer Sitte. Im Ganzen genommen sind die Gerichte der wendischen und deutschen Küche in Sachsen

Digitized by Google

jetzt ziemlich gleich; auch ist die Vertheilung der Speisen zum Frühstück, Mittagsessen und Abendbrot fast ganz dieselbe, und es mag bei dieser Ausgleichung eben so viel von den Deutschen auf die Wenden als von den Wenden auf die Deutschen übergegangen sein. Ich will mich nur damit begnügen, einige unbezweifelte Fälle, wo Letzteres geschah, aufzuführen.

Noch jetzt backen die Deutschen einen Kuchen, welcher „Bäbe" heißt, und der in seinem Namen genugsam seinen slawischen Ursprung verräth. Diese Bäbe ist ein Kuchen, der in einer großen thönernen Form bei Kirchweihen und anderen Festen gebacken wird, und zwar so häufig, daß sich fast in allen Haushaltungen die thönernen Bäbeformen, die man auf allen Dorfmärkten kauft, als ein gewöhnliches Geräth befinden. — Ein anderer bei den Deutschen gewöhnlicher slawischer Kuchen sind die sogenannten „Blinsen", eine Art Pfannenkuchen, die sie besonders um Fastnacht backen, und die ebenfalls in allen slawischen Ländern vorkommen. In Rußland werden sie „Blinni" genannt, und man kann um Fastnacht in Moskau und Petersburg eben so gute Blinsen zu essen bekommen, wie in den deutschen Dörfern um Dresden herum. — Es ist eine slawische Sitte, beim Schweineschlachten das sogenannte Wellfleisch, d. h. das Fleisch, welches dem Schweine an der Brust herunterhängt, sogleich frisch zu verspeisen und Pröbchen davon auch an Freunde zum „Kosten" zu verschenken. Auch diese Sitte ist durchweg auf die hiesigen Deutschen übergegangen. Allgemein wird das Wellfleisch beim Schlachten „gekostet", und die Gastwirthe in den kleinen Städten und Dörfern nehmen die Gelegenheit wahr, ihren Gästen beim Schlachten eines besonders fetten Schweines einen sogenannten „Wellfleischschmaus" zu proponiren.

Natürlich sind, wie wir schon aus den Beispielen der Bäbe und der Blinsen sahen, mit solchen Dingen auch immer slawische Worte in der deutschen Sprache geblieben. Manche slawische wendische Gelehrte haben ein ganzes langes Register solcher ins Deutsche übergegangener slawischer Worte angefertigt.

Sehr gewöhnliche, in ganz Sachsen im gemeinen Leben übliche slawische Worte sind von den mir aufgefallenen z. B. folgende: „rätschke", ein kleiner Bach, „pa mäle", allgemach, nach und nach. Dieß pa mäle, oder auf Russisch: „pa malu", eigentlich buchstäblich „bei klein Bißchen", ist ein wahres Lieb-

Digitized by Google

Klagswort aller Slawen, sowohl der Wenden als der Russen in Moskowien, als auch der Kosaken am schwarzen Meere, und es ist daher bemerkenswerth, daß es auch den Deutschen in Sachsen aufgefallen und von ihnen festgehalten worden ist.

Die deutschen Bauern nennen den Samen für ihre Kohlpflanze „Kappsamen". Vielleicht ist auch dieses Wort noch ein slawischer Sprachrest. Kapusta heißt im Slawischen der Kohl.

Vielleicht sind auch noch manche hiesige deutsche Onomatopoetika slawischen Ursprungs. So halte ich z. B. das Wort „Platsch", welches soviel als Tölpel bedeutet, und „platschig", tölpelhaft, für slawischer Abkunft.

Auch unter denjenigen Worten oder Tönen, mit welchen noch jetzt die sächsischen Bauern ihre Hausthiere rufen oder verscheuchen, scheinen mir hier und da slawische Worte versteckt zu sein. So z. B. rufen sie die Gänse: „Hus! Hus!" und es ist bekannt, daß „Hus" oder „Gus" im Slawischen die Gans bedeutet. Der Ruf für die Hühner ist: „Put! Put!" und es ist dieß derselbe Ruf, der für diese Thiere von den Wenden gebraucht wird. Die Katze wird „Miz! Miz!" gerufen, ganz wie im Wendischen, wo es „miza! miza!" heißt. Vielleicht ist auch der Ruf der Kühe slawisch. Im Wendischen heißt derselbe: „mojka! mojka!" im hiesigen Deutsch: „Mutsch! Mutsch!", sowie für die Kälber: „Mitsch! Mitsch!", im Slawischen: „mojke! mojke!"

Solche Rufe könnten sehr wohl von den viehzuchttreibenden Slawen auf die hiesigen Deutschen übergegangen sein. Noch jetzt treiben die Wenden in der Lausitz mehr Viehzucht als die Deutschen, und noch jetzt rekrutiren die hiesigen Deutschen manche ihrer Hausthierheerden aus den wendischen Gegenden. So z. B. kommen jährlich wendische Gänsehüter mit ganzen Heerden von Gänsen in das Elbthal und in das Vorgebirge herab, um die Deutschen mit fetten Martinsbraten zu versehen. Ihre ausgedehnteren Weiden und ihr mit Wasserteichen besser versehenes Land erlauben ihnen mehr Gänse zu halten, als die Deutschen deren haben. Im Herbste findet man hier auf allen Stoppelfeldern neu angekommene lausitzer oder wendische Gänse, die dem Gesagten zufolge noch immer bei ihrem alten slawischen Namen gerufen werden.

Digitized by Google

Merkwürdiger als dieß ist der Umstand, daß man nicht nur die Thiere, sondern auch die Menschen noch bis auf die letzten Jahre herab mit uralten slawischen Worten zusammenrief. In vielen deutschen Dörfern an der Elbe nämlich war der Ruf, mit dem die Gemeinde zu ihren berathenden Versammlungen einberufen wurde, slawisch, wie denn überhaupt wohl Manches in der ganzen Art und Weise dieser Versammlungen und in der Verfassung der Gemeinde noch slawisch sein mochte.

In einigen nämlich ging ein Gemeindebeamter von Thür zu Thür mit einem dicken Stock herum, mit welchem er laut an die Pfosten pochte. Er brauchte dabei nicht in das Thor einzutreten, auch durfte er es hergebrachtermaßen nicht, und die Leute, wenn sie ihn über den Zweck seiner Sendung näher befragen wollten, conversirten mit ihm zum Fenster hinaus.

In anderen Dörfern ging der Mann statt mit einem Knüppel mit dem hölzernen „Gemeindehammer" herum, mit dem er ebenfalls an die Thorwege schlug. Jetzt, nach der Einführung der neuen sächsischen Gemeindeverfassung, sagt in den meisten Dörfern ein Gemeindediener die Versammlung von Haus zu Haus ohne besonderes Ceremoniel an. In manchen Dörfern existirt indeß der hölzerne Hammer noch heutiges Tags. Doch wird mit ihm in der Regel nicht mehr an die Pforte gepocht. Und an die Stelle der geflügelten laut gesprochenen oder geschrieenen Worte sind geschriebene getreten.

Das, was man bekannt zu machen wünscht, ist auf einen Zettel geschrieben, und dieser Zettel ist nach alter Weise an dem Kopfe des Hammers befestigt. Auch wenn Theilnehmer zu Schlittenpartieen oder Subscribenten zu sonstigen gemeinschaftlichen Unternehmungen gesucht werden, läßt man „den Hammer herumgehen".

In manchen Dörfern aber ist noch jetzt ein Ansagen der Gemeindeversammlungen durch lauten Ausruf auf der Straße vor den Thüren der Häuser Mode, besonders dann, wenn die Gemeinde auf der Stelle zusammenkommen soll und Gefahr im Verzuge ist, z. B. wenn im Winter durch einen Sturm die Wege verschneit sind, oder wenn einige Menschen oder Wagen in Hohlwegen des Gebirges in Gefahr schweben und man ihnen Hülfe bringen will.

Digitized by Google

Man bezeichnete mir mehre Dörfer, in denen noch jetzt der Gemeinderuf wendisch sei. Doch habe ich von Niemandem den Inhalt und die Deutung der üblichen wendischen Phrase genau in Erfahrung bringen können. Man sagte mir, die ausgeschrieenen Worte lauteten so: „Ho! Potschi! Potscha!“

Es ist ein sonderbarer Umstand, daß Deutsche sich Jahrhunderte lang einer sorbischen Phrase als etwas besonders Ehrenwerthen bedienten, ohne ihre Bedeutung zu kennen. Man erinnert sich dabei der alten normännisch-französischen Phrasen, welche noch heutiges Tages bei gewissen Ceremonieen im englischen Parliamente üblich sind. Obgleich die Engländer so wenig Freunde der Franzosen sind, wie die Deutschen Freunde der Slawen, so lassen sie doch nicht von diesen französischen Phrasen ab, wie die Deutschen nicht von der slawischen abließen. In Religions-, wie in Verfassungsangelegenheiten erhalten sich immer diejenigen alten Sprachen, mit welchen und in welchen jene religiösen oder politischen Formen erwuchsen.

Höchstwahrscheinlich sind auch die vielen Reihendienste und Reihenämter, die in den deutschen Dörfern üblich sind, eine slawische Sitte, denn sie finden sich ganz ebenso in den slawischen Dörfern.

In der That, die meisten Gemeindedienste und Aemter gehen hier alle Jahre Reih um, und fast scheint es, als hätten die Leute den kleinen Staat ihrer Dorfgemeinde immer nur für ein Jahr gebaut. Die Dorfhirten, die Tag-, Nacht- und Flurwächter werden nur auf ein Jahr gewählt und haben dann entweder zu Gunsten eines anderen abzudanken oder sich von Neuem bestätigen zu lassen. Das Richter- oder Schulzenamt geht oder ging doch ebenfalls in einigen Dörfern der Reihe nach herum und traf alle Jahre einen anderen Bauer. Die Schenkberechtigung ist noch jetzt in vielen Dörfern ein solches Reihenrecht, und jedes Jahr ist ein anderer Hausbesitzer zum Schenkhalten berechtigt. Gewöhnlich indeß bleibt doch Einer, der sich einmal auf den Schenkkram eingerichtet hat, im Besitze, indem er sich jedes Jahr mit dem Berechtigten abfindet. Dieser „Reihenschank“ existirt noch in vielen kleinen Dörfern. In den größeren giebt es in der Regel einen sogenannten „Erbschank“, wo dem Eigenthümer das Recht zu schenken auf ewige Zeiten für ihn selbst und seine Kinder abgetreten ist.

Digitized by Google

Die merkwürdigste und weitverbreitetste Uebereinstimmung zwischen den Wenden und Deutschen findet in ihren geselligen Sitten und Gebräuchen, in ihren Volks- und Familienfesten statt. Es ist zwar nicht immer leicht zu unterscheiden, was hier aus dem Germanenthum, was aus dem Slawenthum herstamme. Doch scheint sehr Vieles entschieden mehr slawisch zu sein.

Die meisten Feste werden im Wendenlande ganz ebenso begangen, wie ich sie bei den hiesigen Deutschen gesehen habe. Die Kirchmeß oder „Kirmeß" ist bei den Wenden wie bei den Deutschen ein Hauptfest. Zu Weihnachten geht ein Christkind oder ein Knecht Ruprecht bei den Deutschen wie bei den Wenden herum. Die Christnacht selbst wird beider Orten ganz gleich begangen, und zum heiligen Dreikönigstage und zum neuen Jahre werden in der Lausitz wie in den Erblanden Backwerke in Gestalt von allerlei Thieren verschenkt.

Das „Todtenaustreiben", wahrscheinlich eine alte slawische Sitte, besteht noch heutiges Tages in den wendischen Dörfern jenseits, wie in den deutschen diesseits der Elbe. Das Schießen in der Osternacht, das Läuten der Glocken, das Besteigen der Berge, das Wasserschöpfen in derselben Nacht, sind eben sowohl wendische als deutsche Sitten, sowie denn überhaupt viele abergläubische Meinungen der Wenden auf die Deutschen übergegangen sind.

Die Feier der Walpurgisnacht, das frühzeitige Verschließen des Viehes, das Besenbrennen an diesem Abend, dieß ist Alles bei den Wenden ebenso wie bei den Deutschen. Auch selbst unter den Spielen der Kinder giebt es mehre, die wahrscheinlich alt-slawisch sind, so z. B. das „Pfeilchenwerfen" (auf Wendisch ty kowac') oder, wie die deutschen Kinder sagen, die „Himmelspfeile". Ich sah außerdem bei den Deutschen noch eine Menge anderer Kinderspiele, welche die wendischen Kinder ebenso betreiben. Auch in den Hochzeits- und Begräbnißgebräuchen findet sich viel Aehnliches auf beiden Seiten.

Wir finden aber nicht nur die Spuren der Wenden, welche früher in den jetzt deutschen Thälern und Gauen Sachsens wohnten, sondern die Wenden selbst erscheinen daselbst auch noch heutiges Tages lebendig und leibhaftig und mischen sich unter die Deutschen, in deren Haushaltungen sie verschiedene Chargen be-

Digitized by Google

leiden, und setzen also auf diese Weise die Vermischung der beiden Völker noch heutiges Tages fort.

Sowohl in den beiden großen Städten Sachsens, Dresden und Leipzig, als auch auf den Dörfern in der Nachbarschaft dieser Städte, vorzüglich Dresdens, findet eine beständige Einwanderung von Wenden statt, die wahrscheinlich schon sehr alt ist und die in neuerer Zeit aus Ursachen, die ich später nachweisen werde, eher zu- als abgenommen hat.

Die Wenden sind ein tüchtiger, kerniger und gesunder Volksschlag, und da sie durch keine verzärtelnde Erziehung verweichlicht werden, so sind sie zu allen schweren Diensten willig und geschickt. Die Deutschen dagegen sind viel gelehriger, erfinderischer und kunstreicher als sie, und diese Umstände haben die Art der gegenseitigen Auswanderung der Deutschen zu den Wenden und der Wenden zu den Deutschen bedingt.

Der deutsche Handwerker und Künstler zieht daher in die Städte und Dörfer der Wenden jenseits der Elbe und ist dort der Träger der höheren Cultur und der Verbreiter der Künste und Wissenschaften. Die Wenden geben dem Deutschen diesseits der Elbe dafür physische Kraft zurück und kommen zu ihnen als Ackerbauer, Hirten, Knechte, Mägde und Ammen.

In ihrem eigenen Vaterlande, in der Lausitz, wo alle geselligen Verhältnisse noch einfacher und roher sind als bei den Deutschen und wo auch der Ackerbau noch nicht auf der Stufe steht wie in den Erblanden, ist die Arbeit daher noch nicht so gesucht, und sie können dort nicht auf so hohen Lohn rechnen. Dieß und dann auch der Umstand, daß die Wenden jetzt allgemein das Bedürfniß fühlen, Deutsch zu lernen, mögen die Ursachen ihrer Auswanderung sein. Sie lernen zwar auch schon in ihren Schulen Deutsch, allein sehr unvollkommen, und Diejenigen, welche nachher unter ihre wendischen Angehörigen zurückkehren, vergessen es bald wieder, sowie der deutsche Bürgerschulzögling sein Französisch wieder vergißt, das er nachher nicht mehr unter seinen deutschen Mitbürgern übt. Und doch kann ihnen das Deutsche, sowohl wenn sie ins Militär gehen müssen, als wenn sie vielleicht irgend eine andere Carrière als die eines wendischen Landmannes ergreifen sollten, von so großem Nutzen sein. Durch eine Dienstzeit bei den Deutschen hoffen daher die wendischen Aeltern ihrem Sohne ein Mittel mehr für sein späteres Fortkommen zu verschaffen.

Digitized by Google

Da das Bedürfniß, Deutsch zu lernen, in neuerer Zeit immer dringender gefühlt wird, so ist es daher auch erklärlich, daß diese wendische Auswanderung in neuerer Zeit eher zu- als abgenommen hat.

Man kann sagen, daß fast alle Städte des östlichen Deutschlands von slawischen Knechten und Mägden wimmeln. In Memel, Königsberg, Danzig, in den schlesischen Städten, in einer Menge östreichischer Städte, in Wien, Linz, überall finden wir eine Menge eingewanderter Polen, Czechen, Cassuben, Serben oder Wenden, die dort in den untersten Dienstverhältnissen stehen, während die Deutschen den Stand der Bürger und Herrschaften bilden. In Wien soll es nicht weniger als 50,000 solcher eingewanderten Slawen geben.

Für Sachsen geschieht die Haupteinwanderung der Wenden nach Dresden, eine Einwanderung, welche der der Czechen nach Wien ganz ähnlich ist. Und von Dresden aus verbreitet sich dann diese Einwanderung über einen großen Theil der Umgegend. Ich habe mich bemüht, das Gebiet einigermaßen durch Erkundigungen ausfindig zu machen, über welches diese slawische Einwanderung sich beständig ergießt. Dresden ist wohl ohne Zweifel derjenige Ort in Sachsen, in welchem die Zahl der Wenden am größten ist. Es sind hier wahrscheinlich mehre Tausend wendische Ammen, Kindermädchen, Dienstboten und Knechte. Man hört ihre Sprache häufig auf den Spaziergängen und auf den öffentlichen Orten der Stadt.

Es ist dieß natürlich. Dresden ist die bevölkertste Stadt des ganzen Königreichs und bietet als solche die meiste Aussicht zu Anstellung und Versorgung dar.

Die Dörfer in der nächsten Umgegend von Dresden sind demnach das Hauptziel der Auswanderung der Wenden, die sich in ihnen als Knechte, als Küh- und Pferdejungen vermiethen. Es giebt hier Dörfer, die über 100 Wenden zu ihren Bewohnern zählen. Und in diesen Dörfern giebt es einzelne Bauerwirthe, die über sechs wendische Dienstboten haben und bei denen das Personal der deutschen Dienstboten zuweilen kleiner ist als das der wendischen.

Man kann überhaupt annehmen, daß dasselbe auch von den Dörfern bis Pirna hinauf und bis Meißen hinab gilt. Weil Dresden der Hauptplatz der ganzen wendischen Einwande-

Digitized by Google

tung ist, so tritt der sonderbare Umstand ein, daß in seiner Nachbarschaft sich mehr Wenden befinden als in denjenigen deutschen Landstrichen, welche unmittelbar an die Lausitz stoßen oder vielleicht gar schon zu dieser gehören. In der Gegend von Königsbrück, in dem sogenannten wendischen „Ahnelande", sind wendische Knechte auf den Bauernhöfen viel seltener als bei Dresden.

Je weiter von Dresden nach Westen, desto seltener werden die Wenden. Weil sie gewöhnlich sehr jung hierher kommen, so geben die Aeltern sie nicht gern in ein Dorf, das mehr als vier oder fünf Stunden von der Stadt entfernt liegt. In den Dörfern, welche außerhalb der Elbebene im hügeligen Vorlande des Erzgebirges liegen, giebt es schon merklich weniger Wenden, fünf Stunden weit fast gar keine mehr, und in die sächsische Schweiz und ins eigentliche erzgebirgische Oberland wird höchst selten einmal Einer verschlagen. Die wendischen Aeltern besuchen gern zu den hohen Festen um Ostern oder Pfingsten ein oder zwei Mal im Jahre ihre Söhne, die sie so weit von sich entfernt, in ein fremdes Land entlassen haben.

Nach Dresden nun sind die Wege und Gelegenheiten leicht zu finden, und sie wünschen daher von da aus das Dorf, in welchem ihr Kind weilt, nicht mehr weit zu suchen. Auch der Umstand, daß ein großer Theil der Wenden, die hierher kommen, katholisch ist, mag ihnen Dresden lieb machen. Es ist zwar im Allgemeinen nur der vierte Theil der Wenden katholisch, allein ich glaube, daß wenigstens die Hälfte der hier Einwandernden dieser Confession angehört; denn weil Dresden die Residenz eines katholischen Königs ist und eine vortreffliche katholische Kirche besitzt, so mögen sich die katholischen Wenden mehr dazu hingezogen fühlen als die protestantischen. Um nun den Vortheil des katholischen Gottesdienstes in Dresden nicht zu entbehren, so machen sie gewöhnlich in ihren Miethcontracten schon im Voraus die Bedingung, daß es ihnen an gewissen Sonntagen oder alle vier Wochen erlaubt sei, zur Stadt in die katholische Kirche zu gehen.

Sie kommen meistens aus ebenen Gegenden, lieben daher das flache Elbthal, und man bringt sie schwer über die Dörfer,

Digitized by Google

welche an den Mündungen der sogenannten Elbgründe liegen, hinaus, ins Gebirge hinein.

Ein anderer Grund, warum sie nicht gern weit von der Stadt weggehen, ist auch der, daß sie hier in der Regel schon viele von ihren Landsleuten und Bekannten finden und also schon viel „Kameradschaft" haben, während sie weiter im Gebirge sich etwas isolirt und verlassen fühlen.

Auch bedingen sie sich in ihren Contracten mit den deutschen Bauern in der Regel die Erlaubniß aus, im Laufe des Jahres ein Mal wenigstens auf acht Tage zu den Ihrigen nach Hause gehen zu dürfen. Diese Anhänglichkeit der Blutsverwandten unter einander findet man also bei den Wenden eben so, wie sie bei den Russen und anderen Slawen existirt. In Rußland machen die Aeltern und Kinder oft unendlich weite und beschwerliche Fußwanderungen durch ganze endlose Gouvernements, um sich gegenseitig Besuche abzustatten.

Am liebsten probiren sie es erst ganz in der Nähe der Stadt, dann werden sie kühner und verdingen sich später auch wohl in entferntere Dörfer.

Die deutschen Bauern, wenn sie wendische Knechte miethen, thun oft ihr Möglichstes, um die Entfernung ihres Dorfes von Dresden in ihren Augen zu verringern. Ein Bauer aus dem Dorfe, das ich bewohne, hatte zwei wendische Burschen gemiethet und brachte sie auf seinem Wagen am späten Abend in Begleitung ihrer Aeltern heraus. Es ist ganz gewöhnlich, daß die wendischen Aeltern ihre Kinder selbst an den Ort ihrer Bestimmung bringen, theils um zu sehen, ob der deutsche Bauer sie nicht zu weit wegführe und ob sie bei ihm gut placirt seien, theils um sich den Ort auf den Fall eines Besuches zu merken. Jener Bauer sagte mir, daß seine Wenden unterwegs mehrere Male gedroht hätten, zu revoltiren und ihm sammt ihren Kindern vom Wagen zu entspringen. Weil der Weg ein Bißchen kreuz und quer gegangen und weil ihnen derselbe bei stockfinsterer Nacht, da man sehr langsam habe fahren müssen, sehr lang erschienen sei, so hätten sie vermuthet, er entführe sie viel weiter, als er ihnen anfänglich gesagt, und hätten das für viele Meilen Weges angesehen, was in der That doch nur drei Stunden gewesen. Sie seien daher bei ihm in sehr übler Stimmung an-

Digitized by Google

gekommen, und er hätte sich fast darauf gefaßt gemacht, sie am Morgen allesammt nicht wiederzufinden. Allein sie hätten wider sein Vermuthen ausgehalten. Und als er sie dann habe Kaffee trinken und dazu von ferne das Glockengeläute von Dresden habe hören lassen und als sie bei hellem Tage einen Spaziergang durch das schöne, nette, reinliche und freundliche deutsche Dorf gemacht hätten, da hätten sie sich dann sehr zufrieden gezeigt und ganz wohlgemuth von ihren Kindern Abschied genommen.

Nach Freiberg wagen sich nur wenige Wenden. Am weitesten kommen noch, wie es scheint, die wendischen Ammen und Kindermädchen. Diese findet man nicht nur im Dienste aller verheiratheten Rittergutsbesitzer der Lausitz, und nicht nur in und um Dresden sind sie sehr gesucht und beliebt, sondern sie werden auch selbst nach Leipzig und anderen Orten und Landsitzen Sachsens hin verschrieben. Wie der ganze wendische Stamm, so sind auch insbesondere die wendischen Mädchen gesund und nichts weniger als verweichlicht; sie lassen die Kinder der Deutschen an ihrer Brust erquickliche Lebenssäfte saugen.

Wirft man von Sachsen aus den Blick etwas weiter um sich, so entdeckt man südwärts und nordwärts eine Menge deutsche Völker, deren Kinder eben so an der Brust slawischer Ammen liegen wie die sächsischen. In Kur- und Livland giebt es kaum andere als lettische Ammen. In den Städten und auf den Rittergütern Ost- und Westpreußens waren polnische Ammen, wie wir unter Anderem aus dem Tagebuche der deutschen Schriftstellerin Schopenhauer lernen, von jeher sehr gewöhnlich. In Oberschlesien und einigen östreichischen Provinzen werden die Deutschen auf ähnliche Weise mit slawischer Milch genährt.

In Sachsen sollen, wie man mir erzählt hat, die slawischen Ammen durch eine vornehme schwedische Dame, ich glaube, durch die Frau des schwedischen Gesandten am Hofe August's III., zuerst in Mode gekommen sein. Jetzt geben diese Ammendienste einen regelmäßigen und gewöhnlichen Erwerbzweig der wendischen Frauen ab. In der Lausitz sind einige Dörfer durch ihre vortrefflichen Ammen besonders berühmt. Es soll Ammenmäkler

Digitized by Google

dort geben, und von diesen sollen zuweilen ganze Wagen voll solcher Ammen nach Dresden, Berlin und anderen deutschen Städten verführt und dieselben dort placirt werden.

Nicht blos aus der sächsischen Lausitz, sondern auch aus dem preußischen Antheile dieses Landes finden solche wendische Einwanderungen nach Dresden und in die Umgegend statt. Es wäre interessant, wenn man einige statistische Nachrichten über die Anzahl der Eingewanderten erhalten könnte.

Die Deutschen in und bei Dresden nehmen das wendische Gesinde aus verschiedenen Gründen gern. Erstlich, weil sie glauben, daß die Wenden ehrlicher seien als die deutschen Stadtkinder. Vielleicht gilt dieß indeß nicht von den Wenden allein, sondern überhaupt von allen Denen, welche vom Lande in die Stadt einwandern. Daher die gewöhnliche Empfehlung, welche die in der Stadt sich anbietenden Dienstboten bei ihren Offerten hinzuzusetzen nicht vergessen, daß sie „nicht aus der Stadt selbst gebürtig" seien. Dann auch, weil die Wenden robuster und rühriger sind und sich vor keiner Arbeit, mag sie auch noch so schwer oder noch so schmuzig sein, scheuen.

Die Wenden werden von Jugend auf nicht so verzärtelt wie die hiesigen Deutschen, die oft statt mit Milch schon von der Wiege an mit warmen Kaffee und allerlei Kaffeesurrogaten genährt werden. Auch soll man im Wendenlande nicht den fatalen „Zulp"*), der hier selbst auf dem Lande bei den Bauersleuten sehr Mode ist, gebrauchen. Sie bekommen gesunde Muttermilch, dann viel Brei und Brot und schon frühzeitig starke Getränke, Bier und sogar Branntwein, die, wie man behauptet, bei ihnen sehr gut anschlagen. „Sie sind", wie ein Bewohner eines Dorfes sich ausdrückte, „viel ordinärer erzogen als wir Deutschen, und ihre Nahrungsweise ist nicht so lipperläppsch wie die unsrige". Sie kennen nicht das dicke, warme Bett, in welchem die deutschen Kinder von Jugend auf schwitzen, und noch weniger die mit heißem Sande oder Wasser gefüllten Bettwärmer, welche bei den hiesigen Deutschen jede Mutter den Kindern jeden kalten Abend sorgfältig mit ins Bett giebt.

*) Sauglappen für die Wiegenkinder.

Digitized by Google

Ich wohnte hier eine Zeit lang in einem deutsch-sächsischen Bauernhause, in welchem sich nicht weniger als 10 kleine unmündige Kinder aufhielten. Jeden Abend um 7 Uhr sah ich zu meiner Verwunderung die Mutter mit ihren Kindern und Bettwärmern in ihre Schlafkammer gehen. Auf beiden Armen und an der Schürze hatte sie ihre Kleinen und dann beide Hände voll mit Bettwärmern, sorgfältig in Tücher gewickelt. Diese Bettwärmer sind flaschenartige, platte, thönerne Gefäße, die man mit heißem Wasser oder mit warmen Sande füllt und deren enger Hals verkorkt wird. Man kauft sie für wenige Pfennige auf jedem Markte und findet sie in allen, selbst in den ärmsten Haushaltungen, sogar bei den kleinen Tagelöhnern, die sich mit ihrer Hacke und Schaufel jeden Pfennig erkämpfen müssen. Diesen Luxus und diese Verweichlichung traf ich sonst in keinem Lande bei den geringen Leuten.

Die Bettwärmer erregten mir eben so viel Verwunderung wie die Berichte von der Festigkeit und Ausdauer, welche wendische Oekonomen von ihren Bauerkindern geben. Im Frühling, so erzählte mir einer, giebt es auf den Sümpfen und flachen Teichen des Landes einige Pflanzen, welche die Bauern gern schon sobald als möglich für ihr Vieh einernten und als Futter benutzen. Sie schicken dann ihre Mädchen hinaus, um diese Wasserpflanzen einzuernten. Diese Mädchen sind leicht angezogen, mit einer an einer Stange befestigten Sichel und einem Brete bewaffnet. Sie gehen in die Teiche oder Sümpfe hinein und holen die Pflanzen überall von der Oberfläche des Wassers her und sammeln sie in einem Korbe, den sie auf dem Rücken tragen. Sie sind dabei oft bis an die Brust im Wasser. Wo Gräben durch den Teich gezogen sind, da werfen sie ihr Bret oder ihre Stange hin und arbeiten sich mit Hülfe derselben über die tiefen Stellen hinweg, und so plätschern sie bei diesem mühseligen Pflanzenfischen oft halbe Tage lang in der kalten Frühlingsfluth herum, ohne sich zu beklagen und ohne des Abends an Bettwärme zu denken.

Mit Recht wohl sagte mir daher ein deutscher Bauer von seinen wendischen Dienstboten: „Wir haben sie gern, weil wir sie recht durch Dicke und Dünne schicken können. Die Wenden sind so ramassirt, so dickpommersch und ungersetzt (untersetzt), daß

Digitized by Google

wir nie zu fürchten brauchen, sie möchten die Uebernahme irgend einer Arbeit zu schwierig oder unter ihrer Würde finden".

Der Wende hat im Durchschnitt auch mehr Kraft als der Deutsche in Sachsen. Und einen Mehlsack, zu dessen Handhabung der Deutsche schon einen Gehülfen braucht, den nimmt der Wende mit Leichtigkeit allein auf seine Schultern. Ein Deutscher handhabt allein höchstens einen Mehlsack vom einem Scheffel. Ein Wende nimmt einen „Zweischeffelsack" ohne Hülfe auf den Rücken. Die Wenden werden daher auch häufig von den Müllern in der hiesigen Umgegend als sogenannte „Mühlenführer" engagirt.

Diese Mühlenführer haben die Mehlsäcke zur Stadt zu fahren und sie dort bei den Bäckern oft mehre Treppen in die hohen Häuser, deren mittlere und untere Etagen meistens an Miethsleute vermiethet sind und deren obere Stockwerke daher nur als Mehlvorrathskammern benutzt werden können, hinaufzutragen. Dieß Hinaufschleppen der Mehlsäcke auf den unbequemen Dresdener Treppen ist eine schwere Arbeit, die also dem Gesagten zufolge oft den Wenden aufgebürdet wird.

Auch unter den Schäfern und Hirten hier in der Gegend findet man viele Wenden, weil sie, wie alle Slawen, mit dem Viehe gut umzugehen wissen.

Ebenso zeigt sich bei dem Aufladen des Korns auf die Erntewagen die größere Kraft der Wenden. Sie schwingen die Garben mit einer so großen Leichtigkeit in die Höhe, wie es ein Deutscher in der Regel nicht thut. Und selbst beim Tanz soll sich eine größere Munterkeit und Rührigkeit bei ihnen offenbaren. „Auf dem Tanzboden", sagte mir ein Deutscher, „verlangen die Wenden immer den „Zweitritt". Dieß ist ein sehr schneller Tanz. Und dann heißt es: „Musik für!" Den Deutschen geht dieß zu schnell. Und dann setzt es in der Regel Streit zwischen Deutschen und Wendischen".

Die Wenden stellen hier unter den Deutschen oft Kraftübungen zum Scherze an. So z. B. treten sie mit den Füßen in ein enges Getreidemaß und schwingen in dieser unbequemen Stellung einen Mehlsack mit Leichtigkeit auf den Rücken. In Dresden wurde mir ein wendischer „Markthelfer" genannt, der zuweilen auf jede Schulter einen Mehlsack genom-

Digitized by Google

men, auf jeden Mehlsack einen Mann gesetzt und diese Last fünf Stock hoch in ein Mehlmagazin hinaufgetragen habe.

Die russischen sowie auch die deutschen Gutsbesitzer, die mit slawischen Bauern zu thun haben, sagen gewöhnlich: der Slawe hat vortreffliche Eigenschaften, wenn man ihn nur recht zu ziehen versteht. Man muß ihn recht streng halten, der Stock muß das Beste an ihm thun. Als ich zuerst in slawische Länder kam, dachte ich, es sei dieß weiter nichts als die Ansicht einer Kaste, die jedes Mitglied derselben auf Treue und Glauben von anderen annähme und die sich durch eine Art moralischer Ansteckung zur allgemeinen Ansicht der ganzen Kaste erhoben habe.

Es verwunderte mich hier in meinem erzgebirgischen Dorfe nicht wenig, auch bei den sächsischen Bauern ganz dieselbe Ansicht in Bezug auf ihr wendisches Gesinde zu finden. „Die Wenden sind recht gut," sagte mir einer meiner Bauern, „wenn man sie nur strenge hält und ihnen auf die Finger paßt. Jeden wendischen Burschen, den ich in meinen Dienst nehme, haue ich bei dem ersten dummen Streiche, den er macht, gleich einmal recht ordentlich durch. Dadurch wird sein Uebermuth gebrochen, und ich kann nachher mit ihm machen, was ich will." Ich war gewiß, daß der Bauer, der mir dieß sagte, nie mit einem slawischen, oder polnischen, oder livländischen, oder russischen Gutsbesitzer in Berührung gekommen war, und doch klangen seine Aeußerungen ganz so wie ein Echo der Meinungen jener.

Fragt man übrigens den deutschen Bauer weiter über den Charakter der Wenden, so ist gleich das erste Wort des Tadels, das ihm sofort von den Lippen gleitet, das Wort „Heimtücke." Der Wende ist „heimtückisch," behaupten die deutschen Bauern alle, „und man muß sich mit ihnen in Acht nehmen." „Sie sind," sagte mir einer, „ein halsstarriges, stockiges und heimtückisches Volk. Es ist ordentlich, als wenn es ihnen schon angeboren wäre. Es liegt schon in ihrer Constitution. Dabei lassen sie sich gar nicht viel im Dienste sagen und sind gleich zornig und boshaft."

Wenn man ihrer viele im Dienste hat, so verabreden sie sich leicht ins Geheim zu allerlei Streichen und Schabernacken, und es besteht daher eine Hauptpolitik der deutschen Bauern und Oeko-

Digitized by Google

nomen darin, daß sie ihnen durchweg verbieten, ihre Sprache miteinander zu sprechen, und ihnen einschärfen, sich soviel als möglich der deutschen Sprache zu bedienen. Dadurch werden auch Streitigkeiten zwischen ihnen und dem deutschen Gesinde vermieden, das sonst gewöhnlich Verdacht gegen sie hat und über das sie sich gern in ihrer eigenen Sprache mokiren, sowie sie, wenn man ihnen wendisch zu sprechen erlaubt, sich über die Maßregeln ihrer Herrschaft lustig machen. Der Bauer, ihr Herr selbst, ist oft nicht sicher vor ihnen. Sie verschwören sich manchmal gegen ihn und prügeln ihn durch.

Es herrscht also in dieser Beziehung bei den hiesigen deutschen Gutsbesitzern ganz die umgekehrte Politik, wie bei den Gutsbesitzern anderer deutscher Provinzen, z. B. Kur- und Livland, in Bezug auf ihre slawischen Diener. Dort sehen es die Herrn zum Theil gar nicht gern, wenn ihre lettischen Leute, besonders ihre sogenannten „Hofesleute", die eine wahre Passion für das Deutsche haben, Deutsch lernen, weil die Leute dann, wenn sie erst Deutsch verstehen und sich deutsche Kleider angeschafft haben, über ihren Stand erheben, sich besser als ihres Gleichen dünken und sich gern unter die höher geachteten sogenannten „deutschen Leute" rangiren. Die Herren sprechen daher in der Regel lieber die lettische Sprache mit diesen ihren Leuten, die sie dadurch gern an ihre niedere lettische Geburt erinnern, und es gilt für eine Art von Auszeichnung, wenn der Herr einmal deutsch mit seinem lettischen Knechte zu reden anfängt.

Auch sind die Wenden, wie die hiesigen Deutschen behaupten, dreist und oft frech, zank- und raufluſtig und nichts weniger als höflich und nachgiebig. Man bemerkt an ihnen nichts von der Aengstlichkeit, welche dem Deutschen eigen zu sein pflegt, wenn er unter fremde Leute geräth. Ein deutscher Bauer zeigte mir einen kecken kleinen wendischen Buben, den er erst kürzlich als Kühjungen engagirt hatte, und der gleich den zweiten Tag mit dem viel stärkeren deutschen Pferdejungen eine Rauferei auf Leben und Tod angefangen hatte, obgleich er sich erst so kurze Zeit in einem ihm wildfremden Lande, unter wildfremden Leuten, deren Sprache er nicht einmal verstand, befand. Er hatte dabei ein Messer gezogen und dem Deutschen einen Stich versetzt.

Diese Keckheit der Wenden, die oft Unverschämtheit wird,

Digitized by Google

zeigt sich mit dem stillen, bescheidenen und rücksichtsvollen Wesen der Sachsen zuweilen in recht krassem Widerspruche. Eine Dame, die in einem deutschen Dorfe, das viele Wenden enthielt, ihren Sommeraufenthalt genommen hatte, erzählte mir, daß ihre Kinder immer die wendischen Knechte und Burschen gescheut hätten, weil sie sie in der Regel geneckt und hinter ihnen her gespottet hätten. Ich selbst machte auch einst eine ähnliche Erfahrung.

Ich hatte einmal zum Scherz mit dem Gesinde eines deutschen Bauers gedroschen. Später ging ich einmal wieder bei der Tenne desselben Bauers und zwar in ziemlicher Entfernung vorüber, die deutschen Mägde und Knechte bemerkten mich zwar, sagten aber nichts. Ein wendischer Bursche dagegen, der unter ihnen war, hatte mich kaum von Weitem gesehen, als er einen gewaltigen Lärm zu machen anfing. Er rief mir nach: „Komm! komm! dreschen!" und deutete mir mit sehr lebhaften und drolligen Gesticulationen seinen Wunsch an, daß ich wieder mit ihnen arbeiten möchte, und ließ nicht eher nach, als bis ich ihm seinen Willen gethan.

Die Deutschen beklagten sich allgemein gegen mich, daß unter den Wenden der hinterlistige Gebrauch des Messers bei ihren Raufereien sehr gewöhnlich sei, und daß sie gleich sehr bald mit dem Messer drohten.

Eine sehr gewöhnliche Waffe bei ihnen ist auch ein großer Feuerstahl, den sie bei sich führen, und der an den Enden krumm umgebogen ist. Da stecken sie die Hand hinein und hauen damit um sich bei ihren Prügeleien. „Die Wenden", sagte mir ein Deutscher, „sind in der Schenke wie die Wilden. Ein Deutscher fürchtet sich vor ihnen. Ein Wende nimmt es leicht mit zwei Deutschen auf."

Natürlich halten die deutschen Knechte die wendischen gering und sehen auf sie herab, und es ist kein großer Ruhm für einen deutschen Knecht, wenn es von ihm heißt, er gehe mit „den Wind'schen" um. Die Deutschen haben daher auch vielen Scheltworten den Beisatz „wendisch" gegeben und schelten sich daher z. B. so untereinander: „du wind'scher Lausekerl", „du wind'scher Kühjunge du", womit sie gern auf die gewöhnliche Beschäftigung der viehzüchtenden Wenden anspielen. Auch schim-

Digitized by Google

pfen sie den Wenden, vielleicht mit Bezugnahme auf seine unverständliche oder kauderwelsche Sprache, „du wind'scher Dudelsack!"

„Ein wendischer Knecht," sagte einmal ein deutscher Knecht in meiner Gegenwart, „muß es sich zur Ehre schätzen, wenn ein deutscher mit ihm spricht."

Die Wenden haben in der Regel auch ihre eigenen Conventikel in irgend einer Dorfschenke zweiten Ranges. „Da sitzen sie zusammen und conversiren, und es ist dann halt ein Gematsche unter ihnen. Ein Deutscher versteht kein Wort davon."

Auch in der Art und Weise, wie die wendischen Knechte und Mägde von den Deutschen engagirt werden, drückt sich eine gewisse Geringschätzung der wendischen Nationalität aus. Die deutschen Knechte und Mägde, wenn sie ihre alte Herrschaft verlassen und zu einer neuen ziehen, werden in einem eigenen Wagen besonders geholt. Auf diesem Wagen haben sie einen großen bunt bemalten Kasten, der ihre Toilette und ihre übrigen Habseligkeiten enthält. Das wendische Gesinde wird an einem bestimmten Tage in Dresden „gekauft", so drückt sich der deutsche Bauer halb im Scherze, halb im Ernste darüber aus, und sein Einzug bei dem deutschen Bauer ist sehr verschieden von dem der deutschen Knechte. Gewöhnlich kommen sie zu Fuß herangewandert, indem sie in einem Sacke auf dem Rücken ihre wenig beschwerliche Toilette tragen, ein Paar Hemden, ein Paar Schuhe und allenfalls eine Pikesche für die Sonntage. Diesen Sack haben sie mit Schnürchen und Bändern über die Schultern befestigt, und ein Paar Stiefeln hängen gewöhnlich darüber her. Dabei sind sie selbst in der Regel barfuß oder, wie die Sachsen sagen, „barps". Und ich gedachte bei dem Anblicke solcher Aufzüge an die armen irischen Einwanderer in England, die einen ähnlichen, nur noch etwas schlimmeren Anblick gewähren.

Das Ende jenes Reisesackes haben sie blos zusammengeschlungen, und damit der Knoten sich nicht löse, haben sie in den Zipfel des Sackes einen Kieselstein oder noch gewöhnlicher blos eine Kartoffel gesteckt, die das Zurückgehen des Zipfels verhindert, und die statt aller Geheimschlösser und Schnallen dienen, hinter welchen andere, reicher begabte Reisende ihre Habseligkeiten verriegeln.

Digitized by Google

Zuweilen fährt auch wohl ein deutscher Bauer, der nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere seiner Brüder, von denen er Aufträge erhielt, wendisches Gesinde miethen will, zur Stadt und holt dann auf einmal eine ganze Partie wendischer Knechte zugleich auf seinem großen Wagen heraus. „Ich habe heute eine Fuhre Wenden herausgebracht," spricht er dann. Die Aufträge, die ihm seine Bekannten geben, lauten ungefähr so wie die, welche die westindischen Plantagenbesitzer sich unter einander geben mögen, wenn einer von ihnen einen Sklavenmarkt besuchen will. „Ich muß einen Burschen als Pferdejungen haben," so sprechen sie den Abend vorher in der Schenke zu ihrem Commissarius, „ungefähr 18 bis 20 Jahr alt. Ich wünsche ihn recht stark und kräftig, und ich will so und so viel für ihn geben." Ein zweiter bestellt sich einen Großknecht, ein dritter eine Magd u. s. w.

Der Tag, an welchem die wendischen Knechte in Dresden aus der Gegend von Camenz, von Bautzen, von Hoyerswerda und anderen Orten sonst zusammenkamen, war Lichtmeß. Jetzt aber ist es der Neujahrstag, und der Ort, an welchem sie sich dann den aus der Umgegend von Meißen, Dresden und Pirna herbeieilenden deutschen Bauern und Gutsbesitzern zur Schau und Auswahl vorstellen, ist der freie Platz an der katholischen Kirche und der Elbbrücke. Ich denke mir, daß die Wenden diesen Platz aus einer Art religiösen Gefühles gewählt haben. Ich erwähnte schon, daß sehr viele von ihnen katholisch seien, und es mag ihnen daher ein gutes Omen scheinen, im Angesichte der Kirche ihres Glaubens den Contract abzuschließen, der wenigstens für einige Jahre ihres Lebens ihr Schicksal entscheidet. Auch mag es ihnen ein Bedürfniß sein, noch einmal in die Kirche zu gehen, bevor sie die Reise zu dem Orte ihrer Bestimmung antreten.

Die meisten hierher kommenden wendischen Burschen sind noch sehr jung, in der Regel im Alter zwischen fünfzehn und neunzehn Jahren, und diese Reise und ihre Verdingung bezeichnet daher gewissermaßen ihren Eintritt ins Leben und in die Welt. Den Aeltern, die sie begleiten, pocht natürlich immer das Herz dabei.

Da die deutschen Landleute aus den beregten Gründen oft sehr begierig sind, gute wendische Knechte zu bekommen, so war-

Digitized by Google

ten sie auch nicht einmal die Versammlung der Wenden am Neujahrstage bei der Kirche ab, sondern fahren ihnen zuweilen schon am Tage vorher jenseits der Elbe entgegen und schließen in den Wirthshäusern an der Straße nach Bautzen und Königsbrück die Contracte mit ihnen ab. In dem großen Wirthshause „zum goldenen Löwen" in der Neustadt von Dresden soll am Abende vor dem Gesindemarkte schon ein großes Handeln um Wenden stattfinden.

Ich habe einmal diesen Markt mit angesehen, der dem Beobachter ein nicht geringes Interesse gewährt, wegen des drückenden Ernstes, der auf den Gesichtern der armen Wenden in der großen fremdartigen Stadt ausgesprochen liegt, und wegen der liebenden Besorgniß der Aeltern der Kinder, sich den Ort der Bestimmung ihrer Söhne, seine Entfernung, seinen Namen, seinen Zustand, seine Größe beschreiben zu lassen und zu merken. Die meisten, wie gesagt, begleiten ihre Kinder selbst dahin. Die, welche es nicht können, schreiben sich dann mit zitternder Hand und mit sehr abenteuerlichen Schriftzügen den Namen des Dorfes und des Bauers auf ein Papierchen, das sie dazu mitgebracht haben. Gewöhnlich dienen bei diesen Verhandlungen die Aeltern, die in der Regel etwas Deutsch verstehen, als Vermittler und Dolmetscher zwischen dem Deutschen, der gar kein Wendisch versteht, und dem kleinen munteren Burschen, dem seine vom Bautzener Schulmeister eingelernte deutsche Gelehrsamkeit noch nicht geläufig genug ist, um sie an den Mann zu bringen.

Ist der Handel abgeschlossen, so nimmt der kleine Wende Abschied von seinen Aeltern, packt seine Habseligkeiten auf den Rücken, und der Deutsche nimmt ihn mit sich fort. „Es ist fast gerade so wie ein Sklavenmarkt", sagte mir ein deutscher Bauer, „so wenig Umstände werden mit diesen Wenden gemacht". — Auch ein Pächter nannte einmal in meiner Gegenwart jenen Wendenmarkt einen „Sklavenmarkt". Mehr als einmal habe ich von deutschen Bauern die Aeußerung gehört: „Ich habe gestern wendisches Gesinde bei der Kirche gekauft".

Ich hätte gern die Anzahl der am Neujahrstage „bei der Kirche" zusammenkommenden Wenden erfahren mögen. Ein Bauer sagte mir, er glaube, es wären in der Regel wohl 500 oder 600, und diese Zahl schien mir nicht übertrieben, als ich

Digitized by Google

einmal diesen Markt überblickte. Man muß bedenken, daß man sie nicht alle auf einmal beisammen sieht, da viele noch während der Dauer des Marktes hinzukommen und abgehen, und da auch viele, wie wir sagten, schon am Abende vorher gemiethet werden. Dazu ist dieser Markt nicht der einzige Ort, wo man Wenden miethet. Auch im Frühling kommen ihrer viele, wie Zugvögel, zur Stadt.

Der Burschen sind immer wohl zwei- oder dreimal so viel als der Mädchen. Natürlich sind die Männer überall auswanderungslustiger als die Frauen, die mehr in den Kreis des Häuslichen gebannt sind. Auch sind die Weiber bei den Wenden der deutschen Sprache nicht so bedürftig.

Die Wenden bemächtigen sich in der Regel mit der allen Slawen eigenen Gewandtheit ziemlich schnell der deutschen Sprache. Ich beobachtete während meines Aufenthaltes unter diesen Leuten zuweilen mit Erstaunen die raschen Fortschritte, welche kleine, frisch aus dem Wendenlande angekommene Burschen in unserer schwierigen Sprache machten. In den ersten Tagen trat die allgemein verständliche Sprache der Pantomimen und Zeichen als Vermittlerin ein, aber es dauerte in der Regel nur einige Wochen, so wußten sie sich schon ganz geläufig mit ihren deutschen Mitknechten und Mägden zu verständigen.

Immer indeß behalten sie natürlich einen fremdartigen Accent in der Aussprache des Deutschen, und dieser Accent ist demjenigen, mit welchem die Russen und andere Slawen unsere deutschen Töne hervorbringen, so außerordentlich ähnlich, daß ich oft einen deutsch redenden Russen vor mir zu haben glaubte, wenn ich einen Wenden deutsch sprechen hörte. Es setzt dieß Phänomen eine wirklich höchst wunderbare und fast unbegreifliche Gleichheit in dem Baue der Organe aller der vielen Millionen Menschen voraus, welche sich zu den slawischen Nationen zählen.

Die Deutschen machen sich natürlich über die zuweilen sehr wunderlich componirten und pronuncirten deutschen Redensarten der Wenden lustig. Und manche solcher Redensarten sind gewissermaßen unter den Deutschen stehend und sprüchwörtlich geworden, so daß sie dieselben oft anführen, wenn auf die Wenden die Rede kommt. So sagen sie z. B., wenn man einen Wenden nach dem Wege frage, so antworte er so: „Gehst Dich hier-

Digitized by Google

hin, gehst Dich dahin, ist sich Alles gleich. Kompst Dich überall recht".

Ein Wende, sagten sie mir, hätte einmal nach einem entlaufenen Schweine so gefragt: „Habt Ihr nicht gesehen vorbeigelaufen Schweine, alte Hackschе?" (Hacksch heißt so viel als Eber.) Ein anderer Wende, der zu einem Knechte kam, um ihm zu sagen, daß er nach der Stadt geschickt werden solle, brachte diesem seine Stiefeln mit folgenden Worten: „Bringe ich Deine Stiefeln, freue Dich, Stadt mist" statt: „Ich bringe Dir Deine Stiefeln. Freue Dich, Du mußt zur Stadt".

Dabei haben sie die Eigenheit, daß sie alle sehr laut reden. „Sie schreien beinahe statt zu sprechen", sagte mir eine deutsche Frau. „Guten Tag", sagst Du einem Wenden. „Schön Dank", schreit er als Antwort. — Ich bemerkte selbst an mehren Wenden diese Eigenheit. Ich besuchte zuweilen einen kleinen wendischen Bursche, der auf alle meine Fragen so laute Antwort gab, daß es schien, als hielte er mich für taub. Ich weiß aber nicht, ob das blos daher kommt, weil sie bei der Anstrengung ihrer Sprachorgane in Producirung der deutschen Laute diese dann etwas lauter herausplatzen, oder daher, weil sie überhaupt stärker tönende Gurgeln und Kehlen haben als die Deutschen.

Uebrigens ist es merkwürdig, daß sonst die Wenden sich rühmen, das Deutsche, wenn auch härter, doch reiner und eleganter zu sprechen als die ungebildeten Deutschen selbst, ebenso wie die Schotten und Iren sich rühmen, das Englische reiner zu sprechen wie die Engländer selbst. Es ist diese größere Reinheit der Aussprache eine allgemeine Erscheinung bei allen Denjenigen, welche eine fremde Sprache nicht mit allen ihren Dialekteigenthümlichkeiten und Nachlässigkeiten von Jugend auf annehmen, sondern sie durch die Grammatik oder durch die Belehrung Anderer, welche als Lehrer sich dann natürlich, selbst im gewöhnlichen Umgange, mehr Mühe geben, erlernen. Der Wende sagt z. B. nicht wie der sächsische Dorfbewohner: „Mache die Thüre uf", sondern: „Mache die Thür auf".

Wenn man bedenkt, daß, so wie die lausitzer Wenden in die Umgegend von Dresden wanderen, um Deutsch zu lernen, eben so auch die steirischen Wenden, die kärntnischen, krainischen und illyrischen Slawen zu den Deutschen nach Laibach und

Digitized by Google

Klagenfurt in derselben Absicht kommen, wenn man die Bemühungen der Böhmen oder Mähren, der Slowaken in Ungarn, der Kroaten, Slawonier und Serben und anderer slawischer Nationen der Militärgrenze in der Erlernung der deutschen Sprache überdenkt, wenn man die deutsche Erziehung und Schulung erwägt, die man den slawischen Schlesiern, den posenschen und westpreußischen Polen und Kasuben zu geben sucht, so muß man erstaunen über diese Riesenarbeit, welche die Deutschen hier mit der Einimpfung ihrer Sprache auf slawisches Gebiet betreiben, und es wäre in der That ein dankenswerthes Bemühen, wenn man einmal das Resultat dieser ganzen Thätigkeit in einer ethnographischen, statistisch-philologischen Abhandlung übersichtlich darstellen wollte.

Da unsere deutsche Literatur so reich ist, an Originalproductionen sowohl als an Uebersetzungen, so wird den Slawen durch die Erlernung unserer Sprache ein großer Schatz beglückender Gedanken und geistiger Genüsse erschlossen. Und viele von ihnen wissen dieß sehr wohl zu schätzen.

Ich traf einst einen wendischen Schäfer auf deutscher Flur mit einem deutschen Buche in der Hand hinter seinen Schafen hergehen. Ich fragte ihn, was er mache. „Er lese", sagte er, damit die Zeit ihm plästirlicher hingehe". Er hatte einen Band von den arabischen Erzählungen von Tausend und einer Nacht in seiner Hand. Es war der vierte Band, und er sagte mir, es wäre das schönste Buch, das er je gelesen habe. Er habe es von einem herumwandernden deutschen Bücherverleiher erhalten, der ihm die anderen Bände noch nicht habe verschaffen können. Er lese, sagte er, daher en attendant diesen vierten Band zum zweiten Male. Er lese ihn eben so gern wie das alte Testament der Bibel, und er freue sich nun sehr, daß er Deutsch gelernt habe. Das Buch hatte ihn ganz bezaubert, und es schien ihm also ungefähr so zu gehen, wie jenen Arabern, die nichts vom Mohammed's Offenbarungen wissen wollten, weil ihnen, wie sie sagten, ihr Mährchenerzähler viel schönere Dinge offenbare.

In der Regel bleiben, wie ich sagte, die Wenden nur einige Jahre unter den Deutschen. Allein zuweilen setzen sie sich auch unter ihnen fest und verheirathen sich mit Deutschen, und

Digitized by Google

ich kenne viele Deutsche der Umgegend, deren Mutter oder Vater, Großmutter oder Großvater von wendischer Nation sind. Außer den wendischen Knechten und Mägden, Ammen, Kinderwärterinnen, Schäfern, Küh- und Pferdejungen und außer den mit ihren Thieren handelnden wendischen Gänsehirten treiben sich auch noch manche andere Einwanderer aus slawischen Ländern im Elbthale und in den Vorbergen des Erzgebirges herum. Nicht selten findet man den Slawonier aus Ungarn mit seinen bekannten Kunstproducten gegen Ratzen und Mäuse, den so auch den Illyrier aus Kärnten und Krain mit Schleifsteinen für die Mäher und Tischler.

Doch ist das benachbarte Böhmen natürlich dasjenige slawisch-deutsche Land, aus welchem nach der Lausitz die meiste Einwanderung in Sachsen stattfindet.

Unter Anderen ziehen z. B. jährlich im Herbste viele böhmische Schnitterinnen übers Gebirge herein, um sich in den fruchtbaren sächsischen Niederungen bei der Ernte nützlich zu machen und einen Zehrpfennig zu verdienen. Es sind in der Regel Weiber. Von böhmischen Männern habe ich nie gehört. Sie kommen in die Elbgegenden herab bis in die Gegend bei Dresden und Meißen. Unterwegs schließen sich ihnen auch zuweilen einige Weiber aus den armen gebirgischen Dörfern Sachsens an*). Sie dingen von den Elbbauern ganze Fluren und werden scheffelweise für ihre Arbeit bezahlt. Sie hauen das Getreide nicht mit der Sense, sondern schneiden es nach der alten Mode mit der Sichel. Diese Sichel war noch vor zehn Jahren fast durchweg im Erzgebirge Mode, ist aber seitdem durch die bequemere und effectvollere Sense fast verbannt. Die böhmischen Weiber haben in der Regel zwei Arten von Sicheln, eine Zahnsichel, die einer krummen Säge gleicht, und eine gewöhnliche Sichel. Jene hat den Vorzug, daß sie dieselbe acht Tage nicht zu schärfen brauchen. Sie schärfen und hämmern (dängeln) ihre Sichel selbst und können

*) Als ein solches armes sächsisches Gebirgsdorf, aus dem die Weiber auswandern, ist z. B. Fürstenau bekannt.

Digitized by Google

lle Künste, die einem Schnitter zu wissen nöthig sind. Man ieht im Herbste oft ganze Züge dieser armen böhmischen Schnitterinnen durchs Gebirge hereinkommen.

Auch die böhmischen Eierweiber könnte ich hier noch erwähen, die das ganze Jahr hindurch übers Gebirge einwandern nd ihre Waare in Dresden und den übrigen sächsischen Städten bsetzen. Sie haben ihre gewohnten Stege und Wege, auf elchen sie kommen.

Ein Zug geht z. B. an der Elbe entlang über Pirna, in anderer über Dippoldiswalde, ein dritter über Maxen ꝛc.

Im Winter, wenn alle Pässe und Wege des Erzgebirges it tiefem Schnee bedeckt sind, schließen sich ihrer mehre anein- nder, und man sieht sie dann in langen Karawanen wandern, amit sie sich, wenn sie ein böses Wetter überfällt, gegenseitig hülfe leisten können. Nicht selten verirren sie sich in dieser auhen Jahreszeit, setzen sich dann wohl unter ihrer Last erschöpft ieder und kommen so um.

Auch Gemüse- und Wildprethändler kommen aus Böhmen ns Erzgebirge herein mit Geflügel, Hühnern, Phasanen, Hasen, Rehen, Gurken, Bohnen und Erbsen. Die oberen Theile des Erzgebirges sind so rauh, daß hier keine Gurken, keine Melonen, ein Salat, keine Bohnen ꝛc. mehr gepflanzt werden können, nd man kann annehmen, daß der größere Theil des westlichen Erzgebirges*) von Böhmen aus mit frischem Gemüse versorgt wird. In Schmiedeberg schon hat man keinen Salat und keine Gurken mehr. Diese beiden Producte kommen auf großen weispännigen Wagen aus Böhmen heraus. Zuweilen fahren die böhmischen Gurkenwagen bis in die gebirgischen Dörfer ganz in er Nähe von Dresden.

Alle Lebensmittel sind in Böhmen billiger als in dem inustriereichen und dichtbevölkerten Sachsen, und da das Erzgebirge nach Böhmen hin sehr schroff und rasch zu der Niederung des fruchtbaren Egerthales abfällt, nach Sachsen hin aber sich ehr allmälig zur Ebene abdacht, so können die Leute im Erz-

*) In dem Theile des Erzgebirges östlich von der Elbe, wo es in Böhmen große Fabrikdistricte giebt, ist es umgekehrt.

Digitized by Google

gebirge auch die Victualien aus Böhmen auf näheren Wegen beziehen als aus den Ebenen ihres eigenen Vaterlandes.

Dieß ungefähr sind die Dinge, welche ich an Ort und Stelle über die Beziehungen, in welchen die Umgegend von Dresden und das cisalbinische Sachsenland zu den benachbarten Slawenländern stehen, bemerkt habe.

Digitized by Google

X.

Ueber die abergläubischen

Meinungen, Sitten und Gebräuche

eines deutschen Volksstammes

im neunzehnten Jahrhundert.

Gesammelt und geschrieben in einem Dorfe am Fuße des Erzgebirges 1845.

Digitized by Google

Digitized by Google

Andere Nationen, namentlich die Engländer und Franzosen, pflegen unser gutes Deutschland als das wahre Geburtsland interessanter Spukgeschichten zu betrachten. Die „weißen und schwarzen Frauen" in verschiedenen Familien unserer Großen, unsere berühmte Oper „der Freischütz" und andere Dinge haben viel dazu beigetragen, jene unsere Nachbarn in dieser Meinung von uns zu bestätigen, und noch vor einigen Jahren haben die Franzosen Gelegenheit gehabt, auf unsere Kosten zu lachen, als eine Nachricht in ihre Journale überging, daß „der ewige Jude", das bloße Hirngespinnst eines ihrer Poeten, bei uns am Rhein sichtbar unter den Leuten umgehe und Unfug anrichte.

Keine Literatur ist so reich an Räuber-, Geister- und Gespenstergeschichten wie die unsrige, und die englischen Journale, welche darauf ausgehen, die Phantasie des Farmers oder Manufacturarbeiters zu beschäftigen oder die Nerven des Matrosen oder Soldaten zu erschüttern, sind immer voll von solchen Geschichten, die sie entweder unserer Literatur entlehnt haben, oder deren Schauplatz sie wenigstens nach Deutschland in irgend ein altes Schloß, das sich auf „stein" oder „fels" endigt, verlegen. Die französischen Romanschreiber ihrerseits scheinen sogar jetzt anfangen zu wollen, alles Geheimnißvolle und Wunderbare aus dem großen weiten Lande östlich vom Rhein zu holen, wie die Römer aus Lybien.

Göthe sagt von den geltenden Gesetzen und Gewohnheiten, daß sie sich in der Regel hinter den Bedürfnissen der Gegenwart herschleppen und daß von dem Rechte, welches mit uns lebe, leider selten die Rede sei. Dasselbe kann man von den Begriffen und Vorstellungen sagen, welche die Nationen von einander haben Auch sie schleppen sich hinter der Gegenwart und Wirklichkeit her und sind gewöhnlich ein Nachhall aus längst verschwundenen Zeiten. Unsere Brüder im Westen haben es vielleicht noch nicht vergessen

Digitized by Google

daß der Hexenproceß einst seine vornehmste Ausbildung in Deutschland erreichte, und daß bei uns damals ein so unsinniges Buch geschrieben wurde, wie es der berüchtigte „Hexenhammer" war. Zudem sehen auch die Nationen immer leicht die Balken in des Nachbars Auge und vergessen gern den Splitter in dem eigenen. Es ist bei uns hinlänglich bekannt, daß auch in England und in Frankreich sich noch Trümmer genug des alten Gebäudes des Aberglaubens finden, welches sich einst über ganz Europa ausspann. Ich gehe hier indeß nicht darauf aus, diese Trümmer aufzusuchen und mit den bei uns existirenden zu vergleichen. Vielmehr wollte ich durch die Anführung jenes Urtheils der Fremden uns nur auf uns selber aufmerksam machen und dem Aberglauben, welchen die Neuzeit bei uns noch nicht aufgeräumt haben möchte, nachspüren.

Bei näherer Nachforschung hat es mich nicht wenig in Verwunderung gesetzt, daß die Ueberreste der mittelalterlichen Finsterniß selbst bei einem so aufgeklärten deutschen Volksstamme, wie die Bewohner des Königreichs Sachsen es sind, noch heutiges Tages so bedeutend erscheinen. Von den Sachsen ging so manches Licht über Deutschland auf, und doch lauert auch hier noch so manche Wolke des Aberglaubens. Ich muß gestehen, als ich diese Wolken zuerst entdeckte, traute ich meinen Augen nicht ganz, und mein Mißtrauen wurde um so größer, da ich mit Einigen aus den gebildeten Ständen des Landes darüber zu sprechen begann, die nichts von der Sache zu wissen schienen, und die mir sogar ihre Existenz ganz ableugneten. Viele dieser Gebildeten bewegen sich zwar in der Regel nur in ihren eigenen Kreisen und kommen selten mit den geringen Leuten des Volkes in Berührung oder geben sich doch wenigstens nicht die Mühe, der Denk- und Lebensweise desselben nachzuforschen. Aber ich traf selbst auch Schullehrer und Prediger, welche die abergläubischen Meinungen und Gebräuche, denen die ihrer geistigen Pflege Befohlenen mit ergeben zu sein schienen, gar nicht zu kennen versicherten.

Dieß machte mich stutzig, und ich begann zu glauben, daß ich vielleicht nur mit einigen wenigen abergläubischen und halbnärrischen Individuen der Bevölkerung zu thun gehabt habe. Ich setzte daher meine Nachforschungen fort und verhörte mehre Zeugen über dieselbe Sache, um zu einem eigenen Urtheile zu gelangen und selbst zu erkennen, ob und in welchem Umfange sie

Digitized by Google

vorhanden sei. Ich erlangte auf diese Weise die feste Ueberzeugung von der wirklichen Existenz manches Aberglaubens und machte es mir auch klar, woher es kommen möchte, daß die Kunde davon wohl zu meinen Ohren, nicht aber zu denen solcher scheinbar so ganz mitten unter dem Volke lebender Männer, wie die Schullehrer und Prediger es sind, gelangt war.

Den Hauptgrund davon finde ich eben darin, daß diese Männer die Apostel des Lichts und die Träger der Aufklärung unter dem Volke sind. Vor ihnen zieht sich daher die Finsterniß scheu zurück. Wo sie erscheinen, wo sie nachfragen, da sind die Apostel des Aberglaubens gewiß, Spott und Verachtung zu ernten, oder doch eine Zurechtweisung zu empfangen, und daher nahen die letzteren den ersteren meistens nur unter einer Maske. Der Schullehrer hat hauptsächlich nur mit der Jugend zu thun, die noch nicht in die Geheimnisse des alten traditionellen Aberglaubens so eingeweiht und für sie auch nicht so empfänglich ist wie das Alter. Er, wie der Prediger, kommt mit dem Volke meistens nur bei Taufen, Begräbnissen und Hochzeiten, also bei großen Versammlungen, zusammen, wo Einer sich vor dem Anderen in Acht nimmt, und wo natürlich auch solche Dinge, die das Licht scheuen, nicht besprochen werden.

Im Uebrigen sind es mehr die Aufgeklärteren unter dem Volke, die Gemeindebeamten, die Schulvorsteher, die Richter, mit denen die Prediger und Lehrer in Berührung kommen; die Armen, die Alten, die in entlegenen Winkeln Wohnenden bleiben ihnen entfernter. Ein fremder Alleinstehender, der gar keine weitere Beziehung zu dem Volke hat, besitzt in dieser Hinsicht viele Vortheile vor den Genannten.

Und endlich mögen allerdings auch manche von ihnen nicht gerade immer auf Entdeckungen auf dem Gebiete des Aberglaubens ausgehen und die Nachtheile ihrer Stellung zu überwinden suchen, während der fremde Forscher suchet und findet. Ich traf auch manchen Naturfreund, der, wenn er nicht geradezu forschender Botaniker war, nicht wußte, daß ganz in seiner Nähe in einem benachbarten Thale diese oder jene Pflanze einheimisch war.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß auch viele der Schullehrer und Prediger des Landes nicht nur die Finsterniß vor sich her gescheucht und aus ihrer eigenen Atmosphäre verdrängt,

Digitized by Google

sondern sie auch ausgespürt und erkannt haben, um ihr desto besser beizukommen und sie auszurotten. Einen Beweis davon liefert ein treffliches Büchlein, das ein sächsischer Prediger vor einigen Jahren verfaßt hat, und das den Titel: „Susanne, oder die Folgen des Aberglaubens", führt. Es gehört zu den vielen so nützlichen Schriften, die durch den „Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften" im Königreiche Sachsen publicirt sind, und ich citire hier dieß Werk, das eine Menge noch unter der sächsischen Landbevölkerung herrschender Arten des Aberglaubens ans Tageslicht bringt, um die Ohren Derjenigen, welche aus Mangel an Kenntniß nicht an die Existenz solchen Aberglaubens unter einem so gebildeten Volke zu glauben geneigt sein möchten, mir gleich im Voraus zu öffnen. Der Verfasser der genannten Schrift ist Prediger in demjenigen Theile von Sachsen, der im Osten der Elbe liegt, und aus seinen Bemerkungen wurde mir klar, daß er viele Arten des Aberglaubens, die mir in meinen Dörfern im Westen der Elbe auffielen, auch dort allgemein verbreitet und eingewurzelt gefunden hat.

Es genügt nicht, daß man nur im Allgemeinen angebe, daß dieser oder jener Aberglaube in einer Gegend herrsche. Man muß auch zu erforschen suchen, erstlich, wie weit er sich unter den verschiedenen Klassen des Volkes ausbreitet, wie viele und welche Anhänger er zählt, und zweitens, mit welchem Grade von Verblendung oder Enthusiasmus — wenn ich mich dieses Wortes hier bedienen kann — ihm seine Anhänger ergeben sind, oder mit anderen Worten, man muß das Verbreitungsgebiet und die Energie des Aberglaubens zu bestimmen suchen.

Manche Arten des Aberglaubens sind rein individuell. Es giebt Menschen, die so zum Aberglauben geneigt sind, daß sie nicht nur die Einbildungen Anderer gern annehmen, sondern sie finderisch sich auch noch selbst allerlei Dinge erfinnen. Einzelne alte schwachsinnige Leute sind die wahren Depositäre des Aberglaubens ihrer Mitbürger, die eigentlichen Mittelpunkte aller abergläubischen Gesinnungen und Tendenzen. Von ihnen geht es dann zu den jungen Spottvögeln, die sich über allen Aberglauben lustig machen, in einer Menge von Abstufungen hinab, und die Individuen der verschiedenen Klassen der Gesellschaft nehmen an manchem Aberglauben gar keinen oder nur einen geringen Antheil. Viele Arten des Aberglaubens herrschen nur in einer Klasse der Gesell-

Digitized by Google

schaft oder nur in einer Gegend, oft, wie es scheint, nur in einem Dorfe. Andere dagegen sind so verbreitet, daß man sie als national sächsisch oder als national deutsch bezeichnen kann. Im Ganzen kann man wohl annehmen, daß die meisten abergläubischen Meinungen wirklich sehr weit verbreitet sind. Denn die Ansteckung der Ansichten und die Nachahmungssucht unter den Menschen ist so groß, daß in der Regel nur wenige abergläubische oder nicht abergläubische Einfälle oder Sitten isolirt dastehen bleiben. Sie theilen sich mehr oder weniger sogleich mit und werden national. Giebt es doch sogar manche abergläubische Meinungen, die man zu allen Zeiten und unter allen Völkern des Erdballs wiederfindet.

Die Zeiten des ächten fanatischen Aberglaubens sind glücklicherweise längst hinter uns, sowie im Jahrhunderte des Sokrates längst die Zeit des alten ächten treuen Glaubens an die griechischen Götter entschwunden war. Vor Sokrates glaubte man die Götter wirklich unter den Menschen herumwandeln zu sehen und fürchtete die Blitze und den Zorn des Olympiers. Nach ihm waren die Mythen nur noch mehr oder weniger eine anmuthige Tradition, und die Poeten bemächtigten sich ihrer zur Ausschmückung der Productionen ihrer Phantasie. Das Volk erzählte sie sich noch ebenso wie seine Vorfahren, allein es hatte keinen lebendigen Glauben mehr daran, und die Gebete waren nur noch Formeln. Wie es mit dem Glauben eines Volkes geht, so geht es auch mit seinem Aberglauben. Dieser hat wie jener seine Blüthezeit, wo er als schädliche Giftpflanze besonders lebendig und wirksam ist, und er hat auch seine Herbstzeit, wo er zwar noch dasteht, aber nur als ein verdorrtes Kraut.

Wie der Glaube überlebt auch der Aberglaube sich selbst und besteht unter dem Volke oft nur noch als eine alte Tradition, die weiter nicht mehr von Einfluß ist. So z. B. wird in den Hochlanden Schottlands noch immer von den Feen und Geistern der Wälder, der Sümpfe und der Berge gesprochen und dasselbe von ihnen erzählt, was zu den Zeiten Ossian's erzählt wurde. Allein ohne Zweifel hatten diese Erzählungen in jener entlegenen Zeit eine ganz andere Bedeutung als in unserem aufgeklärten Jahrhunderte.

Ein Ethnograph muß sich daher sehr in Acht nehmen, nicht jede Art des Aberglaubens, deren Existenz er wirklich aufgefunden

Digitized by Google

hat, gleich als lebendig, thätig oder als besonders bedauernswerth anzunehmen und ein Volk, bei dem er viele solche abergläubische Traditionen im Schwunge gefunden hat, sofort als in finsteren Aberglauben versunken darzustellen. Er muß sich bemühen zu erforschen, mit welchem Grade von Glaubensblindheit die Leute der in Frage stehenden Meinung anhängen, mit welchem Grade von hartnäckigem Fanatismus sie ihren Vorurtheilen ergeben sind. Von sehr vielen abergläubischen Meinungen unter den Bewohnern Sachsens kann man behaupten, daß es Dinge sind, die Einer dem Anderen nachspricht, ohne selbst daran zu glauben, und die man nur noch von Kind auf Kindeskind vererbt, wie eine alte merkwürdige Geschichte. Die Betrachtung eines solchen Aberglaubens hätte dann nur noch ein antiquarisches Interesse. Selbst aber da, wo noch Gläubige sich finden, mag doch der Glaube jetzt nicht mehr so stark sein, daß er viel Unheil erzeugte. Doch ist der Rest auch solchen noch jetzt lebenden und Böses wirkenden Aberglaubens groß genug, um einer ernsten Beachtung werth zu sein und unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Was den Ursprung der abergläubischen Meinungen und Sitten der sächsischen Bauern betrifft, so sind darunter manche, welche die hiesigen Deutschen mit den Wenden gemein haben, und die daher noch aus dem alten slawisch-serbischen Heidenthume stammen mögen. Viele mögen blos sächsisch sein, und andere theilen die Sachsen, wie gesagt, mit allen anderen Völkern Europas und sogar mit allen Völkern der Welt, und diese sind denn so alt wie die Menschheit selbst. Wir werden im Laufe unserer Betrachtung Gelegenheit finden, auf den Ursprung aus der einen oder anderen dieser Quellen aufmerksam zu machen.

Die Gegenstände, mit denen sich der Aberglaube des Volks beschäftigt, sind so verschieden wie die bunten Erscheinungen des Lebens. Die meisten haben es mit der dunkeln und unsicheren Zukunft des Menschen und ihrer Deutung zu thun. Sehr viele beschäftigen sich mit der Betrachtung der Naturkräfte und mit der Prophezeiung des Wetters, dessen Gestaltung für den Landmann, wie überhaupt für alle Menschen von so großer Wichtigkeit ist. Unter ihnen mag sehr Vieles sein, was uns blos als Aberglaube erscheint, so lange noch die Wissenschaft der Meteorologie nicht auf eine solidere Basis umfangsreicherer Beobachtungen gestellt ist. Es giebt eine Menge Menschen selbst unter den Ge-

Digitized by Google

bildeten, die in dieser Beziehung der uralten „Bauerpraxis", die von so Vielen verspottet wird, mehr Werth beilegen, als sie auf den ersten Blick in Anspruch nehmen zu können scheint. Andere beziehen sich auf die Erhaltung des dem Landmanne so wichtigen Viehes, wieder andere haben es mit der Gesundheit des Menschen zu thun. Einige abergläubische Gebräuche und Meinungen schließen sich an die Hauptereignisse des menschlichen Lebens, an die Geburt und Taufe, an die Ehe und Hochzeit, an den Tod und die Beerdigung an. Manche beziehen sich auf die Erwerbung von Geld und Gut. Andere beschäftigen sich blos mit der Verkündigung von Glück oder Unglück im Allgemeinen.

Die Geschäfte des Ackerbaues und der Landwirthschaft liegen noch in einer Menge abergläubischer Meinungen und Sitten befangen. Manche von ihnen mögen blos willkürliche und dem fortschreitenden Entwickeln des Ackerbaues sehr hinderliche Einbildungen sein. Manche mögen dagegen einen sehr guten Grund der Erfahrung haben und uns nur abergläubisch oder vorurtheilsvoll erscheinen, weil wir uns die Erfahrung nicht rationell erklären können. Die meisten endlich sind gewiß sehr unschädliche und unschuldige Gewohnheiten, die höchstens lächerlich erscheinen können, und von denen es ganz gleichgültig ist, ob sie existiren oder nicht.

Dieser unschuldigen Art ist z. B. die Gewohnheit der kleinen Gärtner und Häusler Sachsens, wenn sie auf ihr kleines Feld laufen, um Rüben oder Möhren zu säen, den Samen dazu in einen recht großen, weitbauchigen Topf zu thun, weil sie hoffen, daß dieser Topf den Rüben und Möhren als Muster und Beispiel dienen möge. Je dickbäuchiger der Topf, glauben sie, desto umfangreicher werden auch ihre Rüben werden.

Ein ähnlicher Aberglaube ist der beim Leinsäen. Sie heben, wenn sie den Leinsamen in den Sack thun, den Scheffel recht hoch und lassen die Körner recht lang hinabfallen, denn sie meinen, daß auch der Flachs dann recht lang werden müsse.

Wenn sie Kraut pflanzen, so reißen die Burschen dabei die Mädchen gern um und werfen sie mit bauschigen und zerknickten Kleidern zu Boden. „Wir müssen Krauthöte (Krauthäupter) machen", sprechen sie dabei, indem sie die Mädchen selbst und ihre buntdrapirten Gewänder mit solchen Krauthäuptern

Digitized by Google

vergleichen und wünschen, daß ihre Pflanzen ihnen an Umfang gleich werden mögen.

Der Leinsamen muß immer am Vormittag gesät werden, denn der am Nachmittag gesäte bekommt keine Samenkapseln. Er blüht immer fort, ohne Samen anzusetzen.

Die Möhren und Rüben dürfen nicht gesäet werden, wenn im Kalender das Zeichen des Skorpions steht, denn diese Pflanzen sind sehr geneigt, jenem Zeichen nachzuahmen, und statt die gewünschte Rundung eines wohlbeleibten Topfes oder eines Bauermädchen-Rockes darzustellen, kommt es ihnen dann gewöhnlich in den Sinn, in allerlei Wurzelwerkschwänzchen und Beinchen wie der Körper des Skorpions Kraft und Saft zu vergeuden. „Wenn ich im Skorpion meine Rüben aussäe, lieber Herr, so wird es lauter Krikelkrakel," sagte mir einer jener gläubigen Rübenfeldbesitzer.

Der Kalender ist für die kleinen Leute in den Dörfern eine zweite Bibel, und man sieht daher auch in der Hütte des Aermsten einen solchen hängen. Sie sehen fleißig im Kalender nach, um für die Aussaat ihrer Rüben, Möhren und Kartoffeln — wie sie sich ausdrücken — „ein gutes Zeichen zu treffen." Die Fische, die Jungfrau, die Waage sind gute Zeichen. Der Stier ist nicht gut, weil, wie mir ein Gärtner sagte, es ein gar so stößiges Vieh ist. Der Steinbock ist auch nicht gut. Der Löwe dagegen ist wieder gut und der Widder ebenfalls. Der Wassermann soll aber ungünstig sein.

Mir scheint es, unsere Leute unterscheiden dieß „gut" oder „nicht gut" blos nach der Wunderlichkeit des Zeichens und der edlen oder gutmüthigen Natur des Thieres, das durch das Zeichen angedeutet wird. Sie blicken auch noch bei einer Menge anderer kleinen Geschäfte nach dem herrschenden Thierzeichen. So soll man im Skorpion oder in sonst einem schlechten Zeichen auch keine Hühner auf die Eier setzen, kein Kalb von der Kuh entwöhnen oder, wie sie sagen, „anbinden".

Ein kleiner Häusler erzählte mir einmal von einem Fall, wo er Kappsamen gesät und statt Kraut die schönsten Kohlrüben, so weiß wie Speck, davon geerntet habe. Er sagte, es sei ohne Zweifel ein verkehrtes Thierkreiszeichen an dieser Verwandlung schuld gewesen; er bedauere es sehr, daß er nicht in seinen Kalender geblickt und sich den Tag gemerkt habe. Einen kleinen

Digitized by Google

Rest von demselben Kappsamen habe er später bei einem anderen Zeichen ausgesäet, und es seien daraus dann die natürlichsten und besten Kohlhäupter erwachsen. Von der Verwandlung des Kappsamens in Kohlrüben und umgekehrt reden die Leute überhaupt häufig, und statt sich diese Verwandlung auf ganz natürliche Weise dadurch zu erklären, daß sie die beiden sich sehr ähnlich sehenden Gesäme aus Nachlässigkeit zuweilen miteinander verwechseln, greifen sie nicht selten zu ganz unwahrscheinlichen und wunderbaren Deutungen. So sagte mir eine sich sehr erfahren dünkende Wirthin, man müsse sich wohl hüten, eine Tüte voll Kappsamen neben frisches und heißes Brot, das eben aus dem Ofen gezogen wäre, zu legen, weil er dann unfehlbar in Rübensamen verwandelt würde. Ein etwas schärfer nachdenkender Kopf sagte mir, als ihm einst etwas Aehnliches passirt war, er habe kurz vor dem Kappsamen Rübensamen gesäet und wahrscheinlich noch den Staub davon an seinen Fingern gehabt; dieser Staub habe sich nun wahrscheinlich dem Kappsamen mitgetheilt und alle die Körner desselben, wie er sich ausdrückte, „geimpft", und sie hätten sich durch diese wunderliche Impfung dann in Rüben verwandelt.

Im Kalender halten sie auch die Monate, in denen fünf Mondzeichen vorkommen, vielfach wichtig, unter Anderem in Bezug auf die zu erwartende Mäusefülle. Der erste Monat mit fünf Mondzeichen bringt viele Mäuse. Diese Mäusefülle dauert dann so lange, bis wieder ein Monat mit fünf Mondzeichen kommt, dann gehen die Mäuse wieder weg. „December war heuer „der letzte fünfte Mondenmonat. October ist der nächste. Da haben „wir also die Mäuse noch lange zu füttern, so rechnete mir einst „eine Wirthin vor."

Ihre kleinen Krautgärten suchen sie auf alle mögliche Weise vor den Hasen, vor den Raupen und vor anderem neidischen Ungeziefer zu schützen. Gegen die Hasen thun ihnen die sogenannten „Fleischspieße" vortreffliche Dienste. Dieß sind die hölzernen Stäbe, an denen sie das Fleisch im Rauchfange aufzuhängen pflegen. Sie vertheilen diese Stäbe hie und da zwischen den Krautköpfen herum, und die Hasen sollen dann nichts davon anzurühren wagen. Es läßt sich eher ein Grund denken, warum dem scheuen Wilde Alles, was nach Fleisch riecht, fatal sei, als warum die Raupen einen solchen unüberwindlichen Widerwillen

Digitized by Google

gegen die Splitter eines alten Sarges haben und diese Splitter selbst herauswittern sollen, wenn sie auch nur an den vier Enden des Krautfeldes in den Boden eingesteckt werden. Allein die Leute erhandeln vom Todtengräber, wenn er ein neues Grab macht, gern ein solches Stückchen Holz, zerspalten und zerhacken es, vertheilen es auf die besagte Weise auf ihren Feldern und halten sich dann vor Raupen ganz sicher. Natürlich mag sie dieser Aberglaube dann nicht selten zu ihrem Schaden dann hindern, ein wirksameres Mittel gegen jene bösen Feinde zu ergreifen.

Zahllos sind die prophetischen Wetteranzeichen, an welche der sächsische Landmann glaubt. Sehr viele von ihnen sind wohl ganz ohne Zweifel als abergläubisch zu betrachten. Manche aber mögen, da der stets im Freien lebende Bauer die Natur gewiß manches Geheimniß abgelauscht hat, nur dem unerfahrenen Städter, der Alles erklärt und begründet haben will, so erscheinen. Die Wissenschaft hat hier Wahrheit und Täuschung noch nicht völlig klar gesichtet, und ich will daher alle Vermuthungen, die der Anwohner des Erzgebirges über die Gestaltung des Wetters aufstellt, angeben, so weit ich sie habe in Erfahrung bringen können.

Nach der Meinung Vieler entscheidet das Wetter in den zwölf Tagen zwischen Weihnachten und dem heiligen Dreikönigstage für alle zwölf Monate des folgenden Jahres. Es ist bekannt, daß in der ganzen Christenheit an diese heiligen zwölf Tage, die aber auch wohl die „zwölf Nächte" genannt werden (z. B. in England „twelve nights"), sich viele abergläubische und religiöse Sitten und Gebräuche knüpfen. Die sächsischen Wetterpropheten beobachten an diesen zwölf Tagen das Wetter sehr genau, da sie glauben, daß die atmosphärischen Ereignisse am ersten dieser Tage sich im Jahr so gestalten wie im ersten Monate des Jahres, dem Januar, und zwar so, daß die ersten sechs Stunden des Tages mit der ersten Woche des Januars, die zweiten sechs Stunden mit der zweiten Woche desselben correspondiren ꝛc. Der zweite jener Tage verkündigt das Wetter im Februar voraus, der dritte zeigt das des März gleichsam en miniature und so fort. Es giebt viele Leute, die sich an jenen zwölf Tagen das Wetter, den Sonnenschein, Nebel, Regen und Wind von sechs Stunden zu sechs

Digitized by Google

Stunden verzeichnen und dann am Ende der Periode über ihrer Thür ein Verzeichniß davon machen. Dieses Verzeichniß richten sie so ein: Es sind zwölf mit Kreide gemachte kleine Kreise, die mit 1., 2., 3., bis 12. numerirt sind und die 12 Tage und die ihnen entsprechenden 12 Monate bedeuten.

Jeder dieser Kreise ist durch ein senkrechtes Kreuz in 4 Theile getheilt, also so:

1. 2. 3. 4. 5.

Das oberste Viertel links bedeutet die ersten 6 Stunden jedes Tages und die erste Woche jedes Monats. Wenn in einem solchen Viertel Sonnenschein war, so lassen sie es leer; war der Himmel bedeckt, so machen sie einige Kreidestriche hinein, und sie füllen den Raum mit dickaufgetragener Kreideschattirung aus, wenn das Wetter sehr regnig, stürmisch und schlecht war. Ich habe in mehren Wohnungen solche Wetterkalender über den Thüren gesehen, und die Leute versicherten mir, daß es immer so ziemlich richtig zuträfe.

So wie die 12 genannten Tage mit den 12 Monaten des ganzen Jahres correspondiren, so giebt es auch noch andere Perioden des Jahres, die gewissen anderen Perioden ganz genau entsprechen. Dieß glauben z. B. viele von dem Monate März in Bezug auf denjenigen Theil des Sommers, der 100 Tage später folgt. Sie sagen, daß alle Märznebel ganz in derselben Reihenfolge nach 100 Tagen wiederkehren, so daß also derselbe Nebel, der sich am 1. März zeigt, auch am 8. Juni auf dieselbe Weise, zur selben Tageszeit und in derselben Stärke wiederkehre und der Nebelzustand der Atmosphäre am 2. März eben so sei wie am 9. Juni u. s. f. Sie schreiben sich daher alle Märznebel gewissenhaft auf und nehmen darnach später in der Zeit der Heuernte ihre Maßregeln.

Auch soll nach der Meinung Einiger die Witterung des ganzen Monats October mit der des folgenden Monats März correspondiren.

Es giebt viele einzelne Tage im Jahre, welche die Witterung für einen mehr oder weniger großen Theil der Folgezeit bestimmen. Solche Tage sind z. B. der 14. Februar oder der „alte Lichtmeßtag", der 22. Februar oder „Petri Stuhlfeier", die

Digitized by Google

„Quatembertage" und andere Tage. So starke Fröste, als man am 22. Februar hat, sollen nachher noch 10 fallen. Gefriert es am 24. Februar, so soll es darnach noch 40 Nachtfröste im Frühlinge geben. Die Ansichten von dem Regen an Quatembertagen sind bekannt genug, daher ich sie hier nicht wiederholen will.

Der Jacobitag im Monat Juli ist für die Wetterpropheten von der größten Wichtigkeit, und diese beobachten daher den Gang des Wetters an diesem Tage sehr genau. Der Vormittag desselben soll die vier Wochen vor Weihnachten und der Nachmittag die vier Wochen nach Weihnachten bedeuten, und man soll daher das Wetter dieser acht Wochen nach dem Jacobitag im Voraus beurtheilen können. Ein trüber Jacobitag bedeutet einen feuchten Winter, ein schöner Jacobitag einen kalten Winter.

In den Sommermonaten soll man zur Zeit des wachsenden Mondes Acht geben, aus welcher Gegend der Wind den dritten und vierten, besonders aber den fünften Tag nach dem Neumonde weht und wie das Wetter an diesem Tage beschaffen ist. Denn es wird sich die Witterung darnach in dem ganzen folgenden Monate im Voraus bestimmen lassen.

Manche andere Tage giebt es, die das Wetter nicht so bestimmt auf Tag und Stunde, aber doch wenigstens im Allgemeinen zuvor andeuten. Sonnenschein am 22. Januar („Vincenz") soll z. B. viel Korn und Wein bringen. Ist am 2. Februar zu Altlichtmeß heller Sonnenschein, so soll es noch lange kalt bleiben. Am Tage von Altlichtmeß muß trübes Wetter sein. Dasselbe wird von dem Lichtmeß des neuen Kalenders gesagt. Daher kommt auch das Sprüchwort, „daß „der Schäfer um Lichtmeß lieber einen hungrigen Wolf unter „seiner Heerde als einen Bauer in Hemdsärmeln auf dem freien „Felde arbeiten sieht;" denn es kommt dann gewöhnlich noch viel Kälte, die das Wachsthum des Futters für seine Schafe zurückhält. Doch mag diese Kälte für manche Saaten, z. B. für den Flachs, nicht unheilsam sein, denn es besteht neben dem angeführten auch folgendes Sprüchwort:

„Lichtmeß hell und klar
„Giebt ein gutes Flachsjahr."

Ueberhaupt ist Lichtmeß einer der wi[illegible]

Digitized by Google

Wetterpropheten, denn von ihm heißt es auch: „So lange die Lerche vor Lichtmeß singt, so lange schweigt sie nachher." Dasselbe deutet ungefähr auf andere Weise das Sprüchwort an: „Liegt die Katze im Februar in der Sonne, so muß sie im März wieder hinter den Ofen," ebenso dieses: „So lange die Frösche vor Marci schreien, so lange schweigen sie nachher wieder still", und endlich noch dieses: „Wenn die Gans um Lichtmeß auf dem Eise geht, so geht sie um Ostern auf dem Kothe." Ueberhaupt scheinen unsere Leute zu glauben, daß Kälte und Wärme, schlechtes und gutes Wetter im Laufe des Jahres sich so ziemlich miteinander ausgleichen, daß eine gewisse Portion Wärme so zu sagen in jedem Jahre stecke und durchaus irgendwo und zu irgend einer Zeit zum Vorschein kommen müsse. Auf dieses vorausgesetzte Ausgleichungssystem der Natur gründet sich wohl auch die Ansicht, daß auf einen kalten Winter ein heißer Sommer, auf einen kühlen Sommer ein regniger Winter folgen müsse, sowie die Prophezeiung, die in dem Sprüchworte: „Grüne Weihnachten, weiße (nämlich schneereiche) Ostern!" ausgesprochen ist, sowie in dem anderen:

„Nimmt der März
„Den Pflug beim Sterz,
„So hält der April
„Ihn wieder still!"

Andere für Wetterkunde in Sachsen wichtige Tage des Jahres sind noch folgende:

Mariä Himmelfahrt. Wenn es zu Mariä Himmelfahrt regnet, so soll es 40 Tage regnen.

Matthias (den 24. Februar). „Mattheis bricht Eis. Findt er keins, so macht er eins."

Urbanus-Tag (im Mai). Auf diesen Tag achten besonders die Weingärtner und Weinhändler, die nach seinem Wetterzustande viel Schlüsse auf die Ergiebigkeit der Weinlese machen.

Medardus. Nach diesem Tage fürchten die Weingärtner keinen Frost mehr, der dem Weine gefährlich werden könnte.

St. Petri und Paul (im Juni). Von diesem Tage an sollen keine Nahrungssäfte mehr in die Halme des Getreides eintreten. Daher man sprüchwörtlich sagt: „Petrum Burzel bricht dem Korn die Wurzel." Von da an reift das Getreide Tag und Nacht.

Digitized by Google

Magdalenen-Tag (im Juli). An diesem Tage soll es gern regnen, wahrscheinlich weil seine reumüthige Heilige so gern und häufig weinte.

Laurentii (im August). Sonnenschein an diesem Tage soll ein gutes Weinjahr bedeuten. Eben dasselbe wird auch von Mariä Himmelfahrt im Monat August behauptet.

Bartholomäi (im August). Wenn an diesem Tage Reif fällt, so ist dieß ein Zeichen, daß die spate Saat besser als die frühe einschlägt.

Wenn Laurentii und Bartholomäi schön sind, so soll ein schöner Herbst folgen.

Aegidi (im September). So wie die Witterung an diesem Tage ist, so soll sie noch vier Wochen nachher sein.

St. Gall (im October). An diesem Tage soll sich gewöhnlich Winterwetter einstellen, daher das Sprüchwort:

„Zu St. Gall
„Bleibt die Kuh im Stall."

Der Allerheiligen-Tag (im November). Wenn man an diesem Tage einen Spahn aus einer Tanne oder einer Buche schneidet und ihn trocken findet, so soll dieß auf einen gelinden Winter deuten. Ist er aber naß, so soll ein strenger Winter zu erwarten sein.

Der 21. November soll den bevorstehenden Winter im Kleinen zeigen.

Der 21. December ist auch wichtig. Weht der Wind an diesem Tage aus Mitternacht oder Morgen, so soll ein kalter Winter mit wenig Schnee folgen; weht hingegen der Wind auf Mittag oder Abend und ist es zugleich kalt, so soll der Winter ebenfalls kalt sein und viel Schnee senden. Wenn es dann regnet, so soll der Winter sehr veränderlich sein.

Die Christnacht. Kommt der Wind in der Christnacht vom Osten, so soll es ein Viehsterben, kommt er von Norden, ein fruchtbares Jahr, kommt er von Süden, böse Krankheiten für die Menschen bedeuten.

Der Sylvesterabend. Wenn am Sylvesterabend die Winde stark heulen und am Morgen darauf die Sonne hell scheint, so haben die Leute wenig Hoffnung, daß Korn und Wein wohl gerathen werden.

Man sieht aus diesem Allen, daß der Glaube der Leute zuweilen wirklich sehr stark ist und daß sie der Natur mitunter

Digitized by Google

gar wunderliche Prophetengaben zutrauen. Die allersonderbarste Einbildung aber hegen sie vom Johannistage. An diesem Tage, so meinen sie, giebt es nämlich eine Stunde, welche in meteorologischer Hinsicht zu den merkwürdigsten Zeitabschnitten des Jahres gehört. Dieß ist die Mittagsstunde zwischen 12 und 1 Uhr. Um Mittag, präcise 12 Uhr, wird an jenem Tage allemal, so glauben sie, der Wind unstät und wendet sich der Reihe nach durch alle 32 Richtungen der Windrose, selbst wenn er zuvor 14 Tage hindurch beständig aus derselben Gegend geblasen haben sollte. Erst um 1 Uhr kehrt er wieder in seine anfängliche Richtung zurück. „Dieser Umstand ist nur wenigen klugen Leuten bekannt," sagte mir ein sächsischer Landmann; „die aber, welche ihn kennen, benutzen ihn, um aus den Bewegungen des Windes in jener Stunde sehr nützliche Schlüsse auf die Getreidepreise in der bevorstehenden Erntezeit zu machen. Geht nämlich der Wind in der Richtung von Morgen nach Mittag und Abend um das Centrum der Windrose herum, so deutet dieß auf billige Preise. Geht er aber in der Richtung aus Morgen nach Mitternacht, Abend und Mittag, so sind hohe Getreidepreise zu erwarten. Nicht alle solche Wetteranzeichen und Regeln sind Allen bekannt. Es giebt hier wie in allen Dingen Mysterien, und viele Menschen sind gar nicht in dieselben eingeweiht.

Nicht immer sind die Wetterprophezeihungen so speciell, daß sie sich an einen einzigen Tag heften. Oft schließt man nur im Allgemeinen aus der ganzen Physiognomie einer Periode, z. B. eines Monates, auf die Physiognomie der bevorstehenden Periode. Ich könnte in dieser Beziehung für jeden Monat des Jahres eine ganze Reihe von Wettersprüchwörtern und Wetterregeln anführen. Doch will ich mich mit den gewöhnlichsten begnügen.

Zuerst für den Januar. Wenn in diesem Monate die Flüsse und Bäche sehr klein werden, so soll darauf ein gutes Weinjahr folgen, und daher das Sprüchwort:

„Wenig Wasser, viel Wein,
„Viel Wasser, wenig Wein."

Andere Sprüchwörter von demselben Monate sind noch:

„Im Januar viel Regen, wenig Schnee,
„Thut Bergen, Thälern und Bäumen weh,"

ch:

„Januar warm, daß Gott erbarm!"

Digitized by Google

Im Februar haben die Leute gern starke und häufige Nordwinde, denn es soll nach ihnen ein fruchtbares Jahr folgen. Sie nennen den Februar gewöhnlich „den kleinen Horn", sowie den Januar „den großen Horn". Es sind dies bekanntlich uralte deutsche Benennungen der beiden Monate, über deren Herleitung und Bedeutung sich die Kenner des germanischen Alterthums noch streiten und die hier im Erzgebirge noch heutiges Tages unter den Bewohnern ganz gewöhnlich sind. Wenn es im Februar noch sehr heftigen Frost giebt, dann pflegen sie zu sagen: „Jetzt spricht der kleine Horn zum großen Horn:

„Wenn ich die Gewalt hätte wie du,
„So ließ ich wohl das Kalb erfrieren in der Kuh,"

um damit auf die Bitterkeit der Februarkälte hinzudeuten.

Den März wünschen sie sich trocken, sowie den April naß und den Mai kühl. Denn sie glauben:

„Trockner März, nasser April und kühler Mai
„Füllt die Scheunen und bringt viel Heu!"

Darum heißt es auch:

„Märzstaub ist Goldes Werth."

Dagegen soll auf Märzregen ein dürres Jahr folgen. Donnert es frühzeitig im März, so sieht man dieß als das Signal eines fruchtbaren Jahres an. Donnert es im April, so soll noch Kälte zu erwarten sein. Sie drücken dieß allgemein so aus: „Wenn es über dem kahlen Wald wettert, so ist noch viel Kälte zu erwarten". Die Witterung im März soll der vom September ähnlich sein.

Die Wandelbarkeit des Aprils ist ihnen so gut bekannt wie der ganzen übrigen bewohnten Welt. Sie sagen:

„Kein April ist so gut,
„Er schneit dem Hirten auf den Hut,"

und dann:

„Ein dürrer April
„Ist nicht des Bauers Will',
„Sondern an seinem Regen
„Ist ihm Alles gelegen."

Der April soll dem Mai schon das halbe Gras, Getreide und Laub fertig geben, und wenn um Georgi (den 23. April)

Digitized by Google

ſich eine Krähe bereits im Korne verbergen kann, ſo ſoll dieß ein gutes Jahr anzeigen. Uebrigens mag der April ſich ſtellen, wie er will, in der Regel wird er am Schluſſe die Bäume und Pflanzen auch wirklich ſchon ſo weit gebracht haben. „Der April", ſagen ſie, „mag brüllen, wie er will, er brüllt doch Blüthen und Blätter heraus".

Kühlung im Mai wird in folgendem Verſe als wohlthätig geſchildert:

„Abendthau und Kühlung im Mai
„Bringet Wein und reichlich Heu,"

und in dieſem:

„Den Mai voll Wind
„Begehrt das Bauernkind."

Gewitter im Mai deuten auf Fruchtbarkeit. Eben ſo im Juni.

Iſt der Mai feucht und kühl, ſo ſoll ein warmer Juli folgen und umgekehrt.

Vor Johannis muß man um Regen bitten. Nach Johannis kommt er von ſelbſt.

Naſſe Pfingſten bringen fette Weihnachten. Mehre Landleute beobachten auch den Verlauf der Blüthe bei gewiſſen Pflanzen und ſchließen daraus auf die Blüthe und Frucht anderer Pflanzen. Wenn z. B. die Kirſchen gut „verblühen", ſo verblühen auch der Wein und das Korn gut. Wenn die Bäume in einem Mondſcheine abblühen, ſo ſoll Hoffnung zu vielem Obſte da ſein.

Die Nordwinde ſollen in keinem Monate nützlicher ſein als im Juni, wenn ſie nämlich nicht zu kalt ſind. Sind ſie dieß, ſo ſollen ſie dem Korn und Wein „den Eingang ins Land verwehren".

Wenn im Juli die Ameiſen ihre Haufen außergewöhnlich hoch und weit bauen, ſo deutet dieß auf einen frühen und kalten Winter.

In den beiden Erntemonaten Juli und Auguſt verlangen ſie Alle, ſowohl die Winzer als die Ackerbauer, nach Sonne, die Erſteren insbeſondere, um ihren Wein zu reifen. Sie ſprechen daher: „Was Julius und Auguſt am Wein nicht kochen, das wird der September, und wenn er noch ſo warm wäre, daran nicht braten".

Digitized by Google

Es sind die beiden Monate, in denen es am meisten zu schaffen giebt. Daher der Vers:

„Wer nicht geht mit dem Rechen,
„Wenn die Fliegen und Bremsen stechen,
„Muß im Winter geh'n mit dem Strohseil
„Und fragen: „Hat Niemand Heu feil?“ “

Dasselbe wird auch so ausgedrückt:

„Wer im Heu nicht gabelt,
„In der Ernt' nicht gabelt*),
„Im Herbst nicht früh aufsteht,
„Der schau' wie's im Winter geht.“

Wenn in diesen Monaten der Tag recht heiß war und der Himmel gegen Abend sich mit Gewölk bedeckt, so kann man sicher darauf rechnen, daß es den nächsten Tag wieder schön wird. Dieß ist auch in dem sächsischen, sowie in dem allgemeinen deutschen Sprichworte ausgedrückt:

„Abendroth gut Wetterbot'
„Morgenroth bringt Wind und Koth.“

Dieß Sprichwort muß wohl guten Grund haben, denn es ist, wie es scheint, so ziemlich über ganz Europa verbreitet. Auch die französischen Bauern sagen:

„Rouge du soir
„De bon temps donne espoir.
„Rouge du matin
„La pluie est en chemin.“

Und die englischen Schäfer in Northumberland singen ungefähr dasselbe:

„A rainbow in the morning
„Is the shepherd's warning,
„A rainbow at night
„Is the shepherd's delight.“

So wie von der Blüthe des einen Baumes auf die des anderen geschlossen wird, so macht man auch Schlüsse von der Ernte einer gewissen Pflanze in einem Jahre auf die Reichlichkeit der Ernte einer anderen Pflanze in einem anderen Jahre. So soll z. B. eine reichliche Hopfenernte auf eine schöne

*) Von „gabeln“ oder „gappeln“ sich heftig bewegen.

Digitized by Google

Roggenernte im nächsten Jahre deuten. So soll auch die Stoppelrübenernte auf die Ernte der Wintersaat Einfluß haben. Die Leute säen daher auch wohl diese Rüben zu verschiedenen Zeiten und beachten, welche Ernte, ob die der früher oder die der später gesäeten Rüben, am besten geräth, und darnach schließen sie auch, daß entweder die frühere oder die spätere Aussaat des Wintergetreides besser gedeihen werde.

Die Jäger und Forstleute behaupten, daß, wenn der Hirsch an einem schönen Tage in die Brunft tritt, er auch an einem schönen Tage wieder heraustreten muß und daß demnach wenigstens vier Wochen lang auf schönes und beständiges Wetter zu hoffen sei.

Die Vögel benutzen sie natürlich viel als Wetterpropheten, und sie betrachten besonders die Zeit ihres Wegziehens. Ziehen sie nicht vor Michaeli weg, so wird vor Weihnachten auch kein harter Winter.

Die Finken haben außer ihrem gewöhnlichen heiteren Gesange auch noch einen einförmigen und weniger angenehmen, der fast dem Geschrei der Eulen etwas gleicht. Die Sachsen nennen dieß das „Rahzen der Finken" und sprechen, daß es schlechtes Wetter werde, wenn der Finke „rahzt".

Wenn es regnet und sich die Hühner dabei verkriechen, so hält der Regen nicht lange an; laufen sie aber im Regen herum, so regnet es fort.

Wenn um Martini der sächsische Landmann seine Martinsgans ißt, so betrachtet er den Brustknochen aufmerksam. Ist derselbe braun, so soll große Kälte, ist er aber weiß, so soll viel Schnee und Regen folgen. Auch soll der obere Theil des Knochens die Zeit vor Weihnachten und der untere Theil die Zeit nach Weihnachten bedeuten.

Wenn der Zaunkönig sich im November um die Häuser sehen läßt, so soll Schnee und Kälte nicht mehr fern sein.

„Weihnachten naß,
„Giebt leere Speicher und Faß."

Ist es zu Weihnachten windig, so sollen die Bäume das nächste Jahr viel Obst tragen.

Der erste Schnee, der im December oder November fällt, bleib gewöhnlich nicht liegen, sondern schmilzt wieder weg. Sonderbarer Weise bilden die Leute sich ein, daß auf dieselbe Weise,

Digitized by Google

wie dieser Schnee wegschmelze, auch die ganze rohe Schneeluft des Winters im Frühling weggehen müsse. Wie der alte Decemberschnee langsam von der Sonne aufgezehrt, so gelüstet dieß auch im Frühling mit dem Winterschnee. Wird er aber rasch durch einen warmen Regen hinweggenommen, so geschieht dieß mit dem Winterschnee auf dürftige Weise im Frühlinge.

Der Märzschnee düngt. Zugleich aber frißt er das Gras weg, wo er in großen Haufen liegt, wo eine „Windwehe" ihn aufführte. Da müssen sie ihn dann wegstechen, weil das Gras darunter verfault.

Auch die Insecten, Mäuse, Hasen und andere Thiere beobachten sie des Wetters und der Ernte wegen. Viele Raupen halten sie, obwohl dieselben die Fruchtbäume zerfressen, für ein Zeichen reichlicher Ernte. Sind die Weidenkäfer zahlreich, so werden keine Brachkäfer kommen. Die Hasen sehen die Landleute im Winter nicht gern, nicht blos, weil sie die Rinde der jungen Pflaumenbäume abnagen, sondern auch, weil sie ein schlechtes Jahr verkünden. „Dieses Jahr", so fand ich in einer sächsischen Dorfchronik von Anno 1753 geschrieben, „sind die Hasen stark aus dem Gehege getreten, welche noch niemals nichts Gutes mit sich gebracht haben. Es hat uns auch der Ausgang erwiesen, indem das Frühjahr von 1754 bis Mitte Mai sehr kalt und unfruchtbar gewesen".

In den Pferdeställen hängen sie zuweilen an einem Bindfaden eine Krähe auf, weil sich die Pferde unter den schützenden Flügeln dieses todten Vogels hübsch glatt im Haar erhalten sollen. Zuweilen befestigen sie auch kleine Bündel von gewissen Kräutern unter der Bodendecke des Stalles, von denen sie glauben, daß sie die Kraft haben, Krankheiten und Seuchen vom Vieh abzuwehren. Ebenso legen sie gewisse Arten von Pilzen, denen sie dieselbe Kraft zuschreiben, auf die kleinen Fenster über den Stallthüren hin. Dasselbe thun sie mit den sogenannten „Einbeeren", einer Art Beeren, die in den Wäldern gefunden werden und die ihren Namen daher haben, weil sie nur eine runde Beere bei jeder Knospe ansetzen. Diese Einbeeren werden auch zuweilen als ein Schutzmittel der Menschen an den Thüren der Wohnstuben aufgehängt.

Am meisten verbreitet unter unseren Landleuten ist wohl

Digitized by Google

ie Sitte, die Thüren der Kuh- und Pferdeställe mit rei Kreuzen zu bezeichnen. Zuweilen machen sie diese drei reuze mit Kohle oder Kreide, zuweilen auch blos mit einem Stückchen Holz in die feuchte Materie und den weißen schwammrtigen Ueberzug, mit dem die Stallthüren häufig bedeckt sind. Diese Sitte stammt wohl aus der katholischen Zeit. In den atholischen Districten von Sachsen werden noch jetzt zu Zeiten ie Thüren aller Zimmer des Hauses mit drei Kreuzen bezeichnet. s geschieht dieß unter gewissen Feierlichkeiten im Beisein der riester am heiligen Dreikönigstage. Zuweilen werden auch die rei „Anfangsbuchstaben der Namen der drei Könige" nit dabei geschrieben.

Bei den Protestanten ist dieß, wie gesagt, nun blos noch r die Thüren der Viehställe geblieben. Es scheint mir, daß ch manche andere Arten von Aberglauben, von welchen die enschen in Beziehung auf sich selbst sich bereits lossagten, in eziehung auf das Vieh beibehalten wurden, gleichsam als wenn e dummen Thiere noch gespensterhaften Gefahren ausgesetzt ären, während der Mensch sich gewissermaßen schon aus der ewalt der bösen Geister emancipirt habe. So z. B. halten sie as Vieh auch noch vor den Hexen der Walpurgisnacht nicht anz sicher und nehmen für dasselbe Maßregeln gegen diese exen, während sie für sich selbst jetzt solche Maßregeln für unöthig zu halten scheinen. Es ist eine ziemlich allgemeine Annahme, daß das Vieh am Abende des 30. April vor der omiösen Nacht des 1. Mai noch vor Sonnenuntergang beschickt erden müsse. Ehe die Sonne am Horizonte verschwindet, muß n diesem Tage das Vieh gemolken, gefüttert, mit neuer Streu ersehen und die Stallthüre wohl verschlossen sein. Viele recht romme scheinen zu glauben, daß die Stunde der Verhexungen hon um 6 Uhr Abends anfange, und sie sehen darauf, daß ereits um diese Zeit Alles abgefüttert und besorgt sei. Solche eute schlagen auch wohl noch das Vieh mit einer Weidenruthe reuzweise auf den Rücken und erneuern dann an der Stallhüre die drei mit Kreide gezeichneten heiligen Kreuzzeichen. In anchen Districten soll es noch Bauern geben, die das Vieh rößerer Sicherheit halber vom 1. Mai an ganze zwölf Tage indurch auf die besagte Weise beschicken lassen. Denn diese anze Zeit soll nicht völlig geheuer sein. Auch soll man am

Digitized by Google

Vorabend der Walpurgisnacht keine Butter und keine Milch verkaufen, weil sonst das Vieh ebenfalls leicht behext wird.

Das Kalb muß man wo möglich nur an einem Sonntagmorgen, wenn die Leute aus der Kirche kommen, „absetzen", d. h. von der Kuh entwöhnen. Um es dabei zu der Krippe zu führen, muß man sich des Tischtuches bedienen. Dieses, zu einem Stricke zurecht gedreht, wird dem Kalbe um den Hals gebunden und das Thier nun so zur Krippe geführt. Ist dieß der Ordnung gemäß geschehen, so ist ihnen für das Fortkommen des Thieres nicht bange. Sie haben dabei auch einen hergebrachten Vers, den sie dabei zum Kalbe sprechen. Derselbe lautet so:

„Hier, Kalb, geh' an die Rose*), friß dein Futter
„Und vergiß deine Mutter."

Haben sie ihr Vieh groß gezogen und bringen sie es zu Markte, so verkaufen sie es in der Regel nur mit sammt dem Stricke, an welchem es in ihrem Stalle gestanden hat. Sowohl der Käufer als der Verkäufer sehen darauf, daß dieß geschehe.

Für die Pferde und das Hornvieh, als die wichtigsten unter den Thieren, die bei dem Menschen Obdach gefunden haben, sind sie natürlich vorzugsweise besorgt gewesen, doch sind auch die Hühner und ihre Eier in einer Haushaltung nicht unwichtig, und es lohnte sich daher wohl der Mühe, auch für sie durch einige kleine Schutzmittelchen bedacht zu sein. Ein solches wird zu Fastnacht angewandt. Dieß ist die Zeit, in welcher die Hühner wieder zu legen anfangen, und damit sie sich nicht verlaufen und ihrer werthvollen Lasten sich nicht in den Gärten oder Scheunen der Nachbarn entledigen, streut man ihnen an jenem Tage ihr Futter nicht in den Hof hinaus, sondern man wirft es innerhalb eines Tonnenreifes, den man auf den Boden gelegt hat. So wie dieser Reif die Körner zusammenhält, so soll nun auch die Befriedigung des Gehöftes die Eier der Hennen zusammenhalten. Es würde mancher Streit zwischen den Nachbarinnen vermieden werden, wenn dieses Mittel probat wäre und immer in Anwendung gebracht würde. So wie die Gehöfte jetzt stehen, giebt es indeß oft Zank zwischen ihnen, wenn ihre gegenseitigen Gehöfte oder Scheunen beschleichen, um

*) „Rose" ist die Krippe der Kühe, an der sie ihr Futter raufen.

Digitized by Google

Eiern nachzuspüren, welche einige dumme Hennen, die das Symbol jenes Fastnachtsreifes nicht verstehen wollen, verschluppt haben.

So wie sie der Thiere wegen häufig die äußeren Umstände und Ereignisse betrachten, um daraus Schlüsse für sie zu ziehen, so dienen ihnen umgekehrt auch wieder die Thiere selbst und ihr Benehmen als prophetisch oder wunderwirkend in Bezug auf andere Verhältnisse. Unter den leicht beschwingten und fernschauenden Vögeln scheinen die Menschen von jeher am meisten Propheten- und Wundergaben entdeckt zu haben. Manche Bewohner des Erzgebirges beobachten noch heutiges Tages den Flug der Vögel, wenn sie an ein Unternehmen gehen, und schließen auf einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang, je nachdem ein Vogel zur Rechten oder zur Linken auffliegt. Wenn eine Elster sich schreiend auf einen Baum in der Nähe des Hauses setzt, so erwarten sie Besuch, und der Schwanz des Vogels dient ihnen dabei gewissermaßen als eine vom Schicksal ausgesteckte Fahne, denn der Besuch wird aus der Gegend her erwartet, nach welcher derselbe gerichtet ist. Die Schwalbennester zerstören sie hier so wenig wie in anderen Theilen Deutschlands, denn sie glauben hier wie anderswo, daß die Schwalben vor dem Blitze schützen. Der Storch nistet in den Gegenden auf der linken Seite der Elbe am Fuße des Erzgebirges fast gar nicht. Doch wo er in Sachsen zu Hause ist, z. B. in der Lausitz, da trauen sie auch ihm viel schützende Kräfte zu. Wenn die Hühner krähen, — dieß thun sie nämlich zuweilen, es ist ein kurzgesetztes Gekrähe, das sie dem Hahne nachzumachen scheinen, — so spricht man, „es komme nun Zank ins Haus". Auch habe ich wohl junge Leute halb im Scherze, halb im Ernste sagen hören, sie möchten keine Frau aus einem Hause heirathen, in welchem die Hühner häufig krähen. Vielleicht vermuthen sie, daß eine solche Frau ebenso wie ihre Hühner geneigt sein möchte, zuweilen den scepterführenden Mann zu spielen.

Allem ungewöhnlichen und auf den ersten Blick unerklärlichen Beginnen der Thiere sind sie geneigt eine prophetische Bedeutung zuzuschreiben, so z. B., wie dem unregelmäßigen Krähen der Hühner, dem ungewöhnlichen Heulen, das zuweilen die Hunde, ohne daß man eine Ursache dafür anzugeben wüßte, von sich geben. Die Hunde sollen bei der Aufführung dieser ohn-

Digitized by Google

[illegible] Angst [illegible] [illegible] [illegible]

von selbst ein klingender und schallender Lärm, als spukten kleine Elfen darin herum. Man könnte zuweilen glauben, es trieben teuflische Geister mit uns ihren Spuk. So entstehen auch gelbe Sommersprossen und andere kleine Farbenanhäufungen plötzlich in unserem Gesichte, kleine weiße Flecke bilden sich auf den Nägeln unserer Hände, und zwar oft so zierlich, als sollten es kleine Miniaturabspiegelungen von Schneeflocken sein. Man denkt dabei an die sogenannten Feeenringe, welche dem englischen Volksglauben zufolge die Elfen auf den Wiesen bilden, an die wunderlichen Farbenzeichnungen, mit denen im Herbste die Luftgeister die Blätter der Bäume bemalen.

Das Volk hat alle jene kleinen Erscheinungen, das Gähnen, das Niesen, das Ohrenklingen, die Nägelflecke, die anomalen Hautfärbungen ꝛc. beachtet und nach seiner Weise gedeutet. Wenn einem am Vormittage die Nase „grimmt" (d. h. juckt oder kitzelt), so wird man etwas Angenehmes erfahren. Klingt Jemandem das rechte Ohr, so sprechen die Leute Gutes von ihm. Klingen Einem beide Ohren, so wird man noch an demselbigen Tage etwas Neues erfahren. „Dieß trifft mir immer zu," sagte mir ein junges sächsisches Mädchen. „Selbst wenn mir die Ohren erst dann klingen, wenn ich schon zu Bette liege und die Lampe ausgelöscht habe, so bin ich doch gewiß, daß ich noch etwas Neues an demselbigen Tage erfahre, denn sicher erzählen sich dann Mutter und Vater noch so etwas im Bette, was ich alsdann belausche."

Beim sogenannten „Schlucken" oder „Schnucken" glauben sie ebenfalls, daß von ihnen gesprochen werde. Will man denjenigen guten Freund, den man wegen dieser Nachrede in Verdacht hat, wissen, so nennt man die Namen aller seiner Bekannten der Reihe nach her, und der, bei dessen Nennung der Schlucken aufhört, ist der rechte. Aus diesen vielen Anzeichen von gutem oder üblem Gerede Anderer ersieht man, daß diese einfachen Bauersleute sich eben so viel um das „qu'en dira-t-on" bekümmern, als es in anderen Ständen geschieht. Wenn Jemand des Morgens früh kurz nach dem Aufstehen niesen, so halten sie dieß für Glück bringend.

Uebrigens sind die Deutungen solcher Dinge schon so alt wie die Welt. Bereits bei den Griechen wünschte man sich beim Niesen eben so wie bei uns ein „Wohlbekomms", was ein hin-

Digitized by Google

reichendes Zeichen ist, daß man diesem kleinen Ereigniß auch bei den Griechen eine abergläubische Deutung unterlegte. „Sokrates berühmter und ihn leitender Genius", sagt im Plutarch Jemand spottweise, „sei im Grunde weiter nichts gewesen als das Niesen sowohl sein eigenes, als auch das von Anderen". Niese dem Sokrates Jemand zur Rechten, hinter oder vor ihm, so fing er gleich zur Ausführung dessen, was er vorhatte. Niese ihm Jemand zur Linken, so stand Sokrates von seinem Vorhaben ab. Sein eigenes Niesen bestimmte seine Entschließung oder hielt ihn von der Ausführung zurück, je nachdem es entweder während der Ueberlegung, oder über dem Geschäfte selbst erfolgte. Seinen Freunden gab er als Ursache davon — „seinen Genius" an. Also sogar Sokrates glaubte, daß das Niesen etwas zu bedeuten habe. In ganz Rußland schlägt man vor dem gähnenden Munde ein Kreuz, weil man fürchtet, daß sonst der Böse leicht diese bequeme Gelegenheit, durch dieses offene Thor in das Innere des Menschen hineinzuspazieren, wahrnehmen könne.

Wenn schon solche unregelmäßige körperliche Erregungen die Aufmerksamkeit erweckt haben, so kann man denken, daß sich mit denjenigen außerordentlichen, regellosen und wilden Bewegungen des Geistes, die wir Träume nennen, noch weit mehr der Fall gewesen ist. Doch ist die Traumdeuterei schon eine höhere Kunst, die nur Wenige zu üben verstehen. Die Masse der Leute kennt im Ganzen nur einige wenige Auslegungen der Träume, so z. B. die, daß, wenn man von Eiern geträumt habe, dieß Zank im Hause bedeute, wenn man ein rauchendes Feuer oder ein trübes, sumpfiges Wasser gesehen habe, dieß Unheil ankünde, daß aber, wenn man klare Wellen oder helle Flammen erblickt habe, dieß großes Glück erwarten lasse. Es darf aber durchaus kein Rauch dabei sein.

Sehr zahlreich sind die Vorschriften, welche die Liebenden, Braut- und Hochzeitsleute beobachten müssen, was sehr natürlich ist, denn die Liebe ist von Haus aus abergläubig und hält sich gern an Vorbedeutungen. Zugleich aber sind die Liebenden, obwohl geschwätzig genug untereinander, ziemlich geheimnißvoll und wenig mittheilsam gegen Fremde, und ich habe daher wohl nur den geringsten Theil ihrer Arcana erfahren.

Sehr ungern schließen sie den ehelichen Bund bei Mond-

Digitized by Google

wendem Mond oder, wie sie sich ausdrücken, „im alten Mond". Der neue Mond ist den Liebenden hold. Wenn es zur Trauung geht, so soll auf dem Wege zur Kirche der Bräutigam sich nicht umsehen; thut er es, so betrübt dieß die Braut, denn sie nimmt es für ein böses Vorzeichen der Dauer ihrer Liebe, und die Leute sprechen: „Er sieht sich schon nach einer Anderen um". Ernst, andächtig, straffen Schrittes, nur einen Gedanken in Kopf und Herzen soll der Bräutigam auf die Kirche zuschreiten. Die meisten guten und ehrlichen Liebhaber beobachten dieß noch heutiges Tages gewissenhaft.

Auf dem Hingange zur Kirche haben die Brautleute gern Sonnenschein; denn wenn es der Braut dabei „in den Kranz regnet", so geht es ihr nicht gut, und sie wird im Ehestande viel zu weinen haben. Auf dem Heimgange dagegen von der Trauung mag es immerhin ein wenig regnen, denn viele Alte behaupten, daß dieß den jungen Eheleuten Segen, Glück und Fülle bedeute.

Bei der Trauung selbst flüstern die alten wohlerfahrenen Mütter den jungen Leuten häufig die Worte zu: „Tretet nur recht nahe zusammen!" Denn wenn der Bräutigam sich nicht dicht seiner Braut zur Seite hält, so ist dieß ein Zeichen für ein recht festes, treues und dauerndes Ehebündniß. Der Bräutigam, der sich vor dem Altare etwas weit von seiner Braut hielt, entgeht nicht der Kritik, und das Publicum zieht daraus allerlei schlimme Folgerungen.

Bei den Vorbereitungen zur Hochzeit darf sich die Braut in nichts einmischen und in keiner Weise beim Backen und Braten Hand anlegen, auch wenn der liebende Bräutigam ihr Zeit genug dazu ließe.

Unzählig sind natürlich auch die Fragen, welche die jungen unverheiratheten Mädchen an das Schicksal richten, um von ihm einen Wink über Denjenigen zu erhalten, der ihnen als Lebensgefährte bestimmt ist. So gehen sie am Weihnachtsabend hinaus in den Garten und schütteln die Birnbäume, indem sie dazu sprechen:

Birnbaum, ich schüttle dich,
Feines Liebchen, melde dich.

Die Anmeldung des Liebchens geschieht durch einen Hund. Bellt nämlich ein solcher gleich darauf, nachdem das

Digitized by Google

Mädchen jene Worte gesprochen, so ist dieß ein Zeichen, daß sie bald verheirathet werden wird. Sie beobachten dabei auch die Gegend, aus welcher das Bellen kam, denn daraus machen sie Schlüsse auf das Dorf, nach welchem sie verheirathet werden. Lauschen sie vergebens nach einem Hundegebell, so müssen sie noch ein Jahr warten und die Birnbäume am nächsten Weihnachten abermals schütteln. Ein verschmähter Liebhaber in einem sächsischen Dorfe, in dem ich eine Zeit lang wohnte, übte einst bei einer solchen Gelegenheit eine Rache, die einen sehr traurigen Effect hatte. Da er nämlich am Weihnachtsabende erfuhr, daß das Mädchen, welches ihm kürzlich einen Korb gegeben hatte, die Absicht habe, den Birnbaum in ihrem Garten zu schütteln, um sich nach ihrem wahren Liebhaber zu erkundigen, so verkleidete er sich, schwärzte sein Gesicht und kletterte auf die Zweige des Baumes. Als die scherzenden Mädchen kamen, und nun die, gegen welche seine böse Absicht gerichtet war, den Baum schüttelte und ihr Verslein sprach:

Birnbaum, ich schüttle dich,
Feines Liebchen, melde dich,

sprang er rasch von dem Zweige zu Boden, stand plötzlich vor ihr und sprach: „Feines Liebchen, hier bin ich, der Bursche selber, und hole Dich," worüber das arme Mädchen so erschrak, daß sie auf der Stelle todt niedersank.

Auch schleppen sich die Mädchen viel mit sogenannten „Punktirbüchern" herum. Dieß sind gedruckte Bücher mit vielen Fragen und Antworten. Durch eine Anzahl von Strichelchen oder Punkten, die sie aufs Gerathewohl auf dem Papier von der Rechten zur Linken machen, wissen sie die Antworten auf gewissen Fragen zu finden. Doch sind diese Punktirbücher nicht blos für die Liebenden.

Die Verheirathung der Mädchen ist für sie und ihre Angehörigen die wichtigste Lebensangelegenheit. Wie die Mutter bei ihrem Sohne, selbst wenn er noch in der Wiege liegt, schon sorgt und denkt: was wird wohl dereinst für ein Mann aus ihm werden?, so wirft sie bei der Tochter schon gleich nach der Geburt die Fragen auf: wird sie heirathen? wird sie nicht heirathen? wen wird sie heirathen? Der erste noch heiße Kuchen, der bei dem Tauffeste aus dem Ofen gezogen wird, giebt einen Aufschluß über diese Fragen. Die Hausgenossen fallen in

Digitized by Google

Regel über diesen Kuchen her und zerreißen ihn begierig, noch ehe er förmlich auf einem Teller präsentirt wird. Jeder sucht dabei das größte Stück zu erhaschen. Lassen die Hausgenossen diesen ersten Kuchen bei der Taufe unberücksichtigt, so ist die Mutter traurig und denkt, ihr Mädchen werde lange sitzen bleiben. Geht aber der Kuchen gleich vom Ofenloche weg recht rasch und heiß ab, so hofft sie für ihre Tochter dasselbe Glück.

In dem exaltirten Zustande der Liebe der Geschlechter wird selbst der vernünftigste Mensch abergläubisch. Man denke nur an Romeo und Julie, wie sie Alles um sich her gleich für ein böses oder ein gutes Zeichen nahmen. Dasselbe läßt sich von der Mutterliebe behaupten. Die Gedanken der Mutter umschweben immer mit tausend Sorgen ihren geliebten Säugling, und sie glaubt in Allem, was ihm naht, etwas Heilsames oder etwas Schädliches zu erblicken. Ihre warmen heftigen, nie ruhenden Gefühle versetzen sie in einen stets gespannten, aufgeregten Zustand, und sie thut und glaubt daher für ihr Kind Manches, was sie sonst bei ruhiger Ueberlegung als lächerlich und unvernünftig verwerfen würde. Dazu kommt die Hülflosigkeit und die zarte Empfänglichkeit der kleinen Wesen, deren Lebensfaden sich in der Wiege auf so geheimnißvolle Weise fortspinnt. Es erklärt sich daher leicht, daß man die Wiege des Menschen in allen Ländern mit so vielem Aberglauben umgeben findet, und daß selbst unter den höheren Ständen die jungen Mütter zum Aberglauben sich geneigt zeigen. Die Kinder sind stumm und wissen eben so wenig wie die Thiere zu sagen, was ihnen geschadet habe. Bei jenen wie bei diesen ist daher ein großes Feld für Vermuthungen, Befürchtungen und Hoffnungen eröffnet.

Wie bei den Müttern fast aller Nationen zu allen Zeiten, so besteht auch bei den hiesigen der Glaube an ein böses Auge gewisser Personen, deren Blick allein hinreiche, dem Kinde etwas Schlimmes anzuthun.

In der ersten Zeit lassen die Mütter ihre Säuglinge nie allein. Dieß wäre lobenswerth und vernünftig, wenn sie es thäten, um dem kleinen hülflosen Wesen immer als helfender Schutzgeist zur Seite zu sein. Allein sie fürchten auch dabei, daß das Kind während des Alleinseins mit einem anderen ausgetauscht oder gar ein Wechselbalg an seine Stelle gelegt werden könne. Das Gesangbuch kann gegen einen solchen bösen Streich be-

Digitized by Google

wahren. Die Wöchnerin geht daher nicht gern aus dem Zimmer, ohne zuvor ein solches Buch in die „Boije" (Wiege) zu legen. Sie steckt es dem Kinde gewöhnlich unter den Pfühl.

Eine andere Sitte der Wöchnerinnen ist noch diese, daß ihr erster Ausgang nach Abhaltung der Wochen direct in die Kirche geht. Sie werden nie eine Verwandte oder eine Nachbarin, auch wenn sie mit ihnen in demselben Hause wohnte, besuchen, bevor sie nicht in der Kirche gewesen sind. Wenn bloße Frömmigkeit und der Drang, vor allen Dingen Gott für die glücklich überstandene Gefahr zu danken, die Ursache dieser Sitte wäre, so wäre es sehr gut. Allein es verbindet sich auch, wie sich in allen religiösen Gebräuchen, ein Aberglaube damit. Sie glauben nämlich, sie würden, wenn sie vor dem Kirchgange einen Besuch machten, nicht nur ihrem Kinde, sondern auch ihren Bekannten Unglück ins Haus bringen.

Sie taufen die Kinder nicht gern, so lange ein Grab auf dem Dorfkirchhofe offen ist. Es ist ihnen, als wenn der Tod dabei stände und ihren Kleinen einlüde, in die Erde hinabzusteigen. Ist die Leiche erst hinein und das Grab geschlossen, dann kann man dann die Taufe ohne Furcht vornehmen. Hören die Taufgäste daher von fern zu Grabe läuten, so lassen sie sich „auslauten", bis sie zur Kirche aufbrechen. Früher, als noch die großen Himmelbetten mit langen Vorhängen in Mode waren, soll es Sitte gewesen sein, nach dem Taufakte die Taufkleider und bunten Bänder des kleinen Säuglings an die Vorhänge des Bettes der Mutter aufzuhängen, und diese sollen dabei den Glauben gehabt haben, daß dann dem Kinde in Zukunft alle Kleider besonders gut stehen würden. Jene Himmelbetten hatten eine Kuppel oder einen Baldachin von Holz über sich. Auf der inneren Seite dieser Kuppel waren häufig mit grellen Farben Sonne, Mond und Sterne dargestellt. Die Sonne stand auf der einen Seite, im Aufgehen begriffen, der Mond auf der anderen und die Sterne, zwölf an der Zahl, in der Mitte, wahrscheinlich um damit auf die zwölf Apostel hinzudeuten. Auf dem Rande des hölzernen Baldachins des Bettes war der gewöhnliche Platz für die Bibel und die Gebetbücher. Diese alten breiten Himmelbetten mit ihren Vorhängen sind jetzt ganz aus der Mode gekommen und mit ihnen jenes Aufhängen der Kleider des Täuflings.

Digitized by Google

Bei den Pathenbriefen, welche die Pathen dem Täuflinge sen-
den, halten dieselben darauf, daß das Geld, welches sie in sie ein-
schließen, nicht blos aus großen Münzen bestehe. Sie fügen den
Banknoten oder Bankoscheinen in der Regel auch noch einige
kleine Münzen bei. Sonst waren es meistens ein paar ganz kleine
Silberdreier und Silberpfennige. Jetzt, seitdem diese nicht mehr
existiren, vertreten Kupfermünzen ihre Stelle. Sie glauben, daß
auf diese Weise dem Kinde nie an kleiner Münze in der Tasche
fehlen werde. Das Kind hat dann „immer Zuspruch zum
Gelde“, sagen sie. — An dem Tage, an welchem die Mutter
ihr Kind entwöhnt, kann sie etwas über sein künftiges Schicksal
erfahren, wenn sie ihm eine kleine Geldmünze, ein Stück Brot
und ein Buch vorlegt. Greift das Kind nach dem Gelde, so
wird es ein reicher Mann werden, greift es nach dem Brote,
so wird es immer sein Auskommen haben, nimmt es das Buch,
so wird es sehr klug und weise werden. Läßt es aber Alles
liegen, so wird es arm, elend und dumm bleiben.

Todesfurcht und Todesgedanken sind ein so natürliches und
gewöhnliches Erbtheil aller Sterblichen, wie es der Tod selber
ist. Es wäre gut, wenn alle Menschen nur an den Tod dächten,
um sich dadurch zu einem vernünftigeren, heiteren und frömmeren
Gebrauche des Lebens anzuspornen, und wenn sie ihn nur da
deutlich sähen, wo er wirklich droht, und wo sie noch etwas thun
könnten, entweder ihn abzuwenden oder ihm gefaßter zu begegnen.
Allein damit haben sich die meisten nicht begnügt, und sie sehen
den eigenen Tod sowohl als auch den ihrer Angehörigen in ihrer
Einbildung in einer Menge von Dingen und Ereignissen vorge-
bildet, die mit ihm oft nicht in der geringsten Beziehung zu
stehen scheinen. Wie die Liebe, so ist auch die Furcht, wie über-
haupt jeder von der Vernunft nicht gezügelte Affect und jede
Leidenschaft, von Haus aus abergläubisch, und sie sieht daher in
dem außergewöhnlichen Ereignisse die Bestätigung ihrer Befürch-
tungen.

Das Meiste und Zuverlässigste vom Tode, so scheinen hier
zu Lande die Leute zu glauben, wissen die Todten selbst und
alles, was mit ihnen in Berührung kommt, und daher sehen sie
auch nirgends mehr Todesanzeichen als bei den Leichnamen und
bei den Feierlichkeiten ihrer Beerdigung. Kaum ist ein Mensch
verschieden, so wird er ein Gegenstand des Schreckens für seine

Digitized by Google

Hausgenossen und eine Quelle vieler böser Omina. Ist z. B. in einem Hause Jemand gestorben und hat sein Körper rothe Lippen behalten, so ist dieß ein Zeichen, daß er einem Anderen den Todeskuß aufzudrücken gedenkt, und daß noch binnen Jahresfrist ihm Einer nachfolgen wird.

Dasselbe soll der Fall sein, wenn einer Leiche aus Versehen nicht die Augen zugedrückt wurden. In den meisten Dörfern existirt ein sogenanntes „Leichenbret", um die Leiche, wenn man sie zum Ankleiden aus dem Bette nimmt, darauf zu legen. Da sie die Betten bald nachher wieder gebrauchen, so lassen sie die Leiche nicht gern lange darin liegen und legen sie gleich nach dem Verscheiden auf das Leichenbret. Dieses Leichenbret ist ein Eigenthum der Commun, bleibt aber immer in demjenigen Hause, in welchem es zuletzt gebraucht wurde, so lange, bis wieder in einem Nachbarhause Jemand stirbt, worauf es dann dahin geschafft wird. Ich kannte eine kleine Dorfgemeinde, in welcher ein solches Bret das einzige gemeinsame auf Begräbniß sich beziehende Eigenthum der Commun war.

Jenes Leichenbret also treibt nun zuweilen argen Spuk. Gewöhnlich hat man es oben auf dem Boden des Hauses irgendwo versteckt. Es liegt daselbst auf Balken, in der Regel natürlich ganz still und ruhig. Wenn aber ein Todesfall bevorsteht, so kündigt es denselben oft durch einen Schall an. Es scheint dann in die Höhe zu hüpfen und laut krachend auf die Balken niederzufallen. Die Leute nennen dieß den „Fall des Leichenbrets". „Das Leichenbret ist gefallen," raunt man sich in die Ohren, „es wird nun Jemand im Dorfe sterben müssen." Es ist übrigens nicht immer nöthig, daß man das Leichenbret selbst im Hause habe. Man hört es auch in solchen Häusern fallen, in denen es lange nicht gewesen, und es bedeutet dieß dann, daß Jemand aus der Verwandtschaft sterben müsse. Wenn das Leichenbret des Morgen früh fällt, so soll es sehr schnell mit dem Tode gehen. Fällt es aber spät am Abend, so soll man etwas mehr Zeit haben. — Ich hörte von einem Tischler in Dresden, dem jedes Mal durch einen solchen Breterfall „die Bestellung eines neuen Sarges" vorher verkündigt wurde. Jedes Mal, wenn er diesen Breterfall hörte, wußte er gewiß, daß den Tag darauf Jemand kommen würde, um einen neuen Sarg zu bestellen.

Digitized by Google

Es giebt überhaupt viele wunderbare Töne in der Luft, welche die Erzgebirgsleute als Klänge aus dem Geisterreiche nehmen. Am weitesten verbreitet scheint mir der Glaube an das sogenannte Rufen des Namens zu sein. Es giebt nämlich Personen, die sich zuweilen bei ihrem eigenen Namen gerufen hören. Es geschieht ihnen dieß sowohl während der Nacht im Traume, als während des Tages, sowohl in der Einsamkeit als inmitten der Gesellschaft anderer. Sie hören blos ihren Vornamen ohne Hinzusetzung des Familiennamens. Zuweilen erkennen sie die Stimme, welche sie ruft, und dieselbe ist gewöhnlich die eines ihrer nächsten Verwandten, dessen Tod sie dann befürchten. Zuweilen erkennen sie die Stimme nicht, und dann bedeutet es blos einen Todesfall in der Freundschaft. Ich hörte einmal ein paar Frauen über diesen Gegenstand sprechen. Die eine von ihnen behauptete, es riefe sie immer zwei Mal: Sophie! Sophie! Die andere sagte, es hätte sie wohl schon zwölf Mal in ihrem Leben gerufen, aber immer nur ein Mal. Sie behaupteten beide, daß es jedes Mal einträfe, früher oder später. Eine von ihnen kam eines Morgens voll Schreck zu mir und erzählte mir, es habe sie soeben kurz vor Sonnenaufgang gerufen. Sie sei nun sehr gespannt darauf, wer aus ihrer Freundschaft wohl damit gemeint sei. Als ich sie nach vier Monaten wieder sah, war ihr Geist, wie ich aus ihrer Rede merkte, noch immer mit jenem geheimnißvollen Rufe beschäftigt und ihre Neugierde noch immer gespannt. Hat sie so noch einige Male vier Monate zugewartet, so wird natürlich am Ende einmal der Ruf in Erfüllung gegangen und einer ihrer Verwandten gestorben sein. Manche, die einmal nicht dazu hinneigen, ruft es nie. Die aber, welche es ruft“ (so lautet der Kunstausdruck), scheinen mir ziemlich zahlreich zu sein.

Sie geben überhaupt sehr viel auf die Stimmen in der Natur. Und es geht ihnen in dieser Beziehung gerade so wie dem Sokrates, von welchem Plutarch anmerkt, daß er besonders aufmerksam diejenigen Menschen angehört habe, welche vorgegeben hatten, eine wunderbare Stimme vernommen zu haben. „Sokrates gab sich mit solchen Leuten“, setzt Plutarch hinzu, „gern in ernsthafte Unterredungen ein“. Auch habe Sokrates selbst, so sagt Plutarch, an einen gewissen Genius geglaubt, der zuweilen leise oder auch laut mit ihm spräche. Einige Freunde des Sokrates glaubten, dieser sein Genius sei kein Gesicht außer ihm

Digitized by Google

gewesen, sondern die Empfindung einer inneren Stimme oder das Wahrnehmen einer Rede, die ihm unter Umständen auf eine ganz besondere Weise auffiel. „Die Reden der Genien", sagt Plutarch an einer anderen Stelle, „fahren durch Alles ungehindert hin und erschallen nur in solchen Menschen, die einen stillen Charakter haben, deren Seele von keiner Leidenschaft beunruhigt wird, und die wir deßwegen mit Recht heilige Menschen nennen."

Bei einer Beerdigung wird hier zu Lande eine ganze Menge abergläubischer Gebräuche mehr oder weniger streng beachtet. So z. B. wird die Bank zerbrochen, auf welcher der Sarg bei der Ausstellung der Leiche stand. Die Thüre des Hauses wird sorgfältig, gleich sowie der Todte hinausgetragen ist, verschlossen. Sie achten alsdann darauf, wer die so verschlossene Thüre zuerst öffnet. Ist es ein Kind, so stirbt zunächst ein Kind. Tritt zuerst eine alte Frau herein, so ist der nächste Todte im Dorfe eine alte Frau u. s. f. Auch gilt die Regel, daß der Kutscher, der den Todten fortfährt (meistens werden die Todten getragen, gefahren aber, wenn der Kirchhof in einem entfernten Dorfe ist), sich während der Fahrt nicht umsehen darf, es mag am Wege geschehen, was da will. Thut er es, so kommt der Todte „wiederkommen", nämlich als Gespenst.

Es ist überhaupt merkwürdig, eine wie große Rolle das Rückwärtsblicken in dem Aberglauben aller Völker spielt. Auch in der Bibel, sowie in den Mährchen von Tausend und einer Nacht kommt schon Vieles von den üblen Folgen des Rückwärtsblickens vor. Es giebt im Erzgebirge eine Menge Menschen, die, wenn sie in der Nacht wandern, sich um Alles in der Welt nicht umzublicken wagen würden, obwohl sie ohne Scheu vorwärts hinsehen, und obwohl nicht im Geringsten einzusehen ist, warum sie hinter sich etwas Schrecklicheres erblicken sollten als vor dem Wege vor sich. Unsere blinde augenlose Rückenseite muß sich wohl besonders schutzlos und unsicher vorkommen.

Zahllos sind die todverkündenden Ereignisse und Erscheinungen in der Natur. Wenn die Hunde den Kopf ins Gras stecken und heulen, so bedeutet es Tod. Wenn die Eulen sich einander locken und rufen, mit einem Geschrei, welches uns freilich nicht wie Liebesgeflüster klingt, es aber doch in der That ist, so bedeutet dieß Liebesgeflüster der Eulen Tod.

Digitized by Google

Wenn im Herbste, wo die Früchte ihrer Reife schon nahe sind, sich an einem Baume oder Strauche noch eine oder mehre späte Blüthen sehen lassen, so bedeutet dieß überraschende Lebenszeichen, das außer dem Grafen Platen-Hallermünde auch noch manchen anderen Dichter zu einem sinnreichen Liede begeistert hat, in der Meinung des Erzgebirgbewohners Tod. Wenn in dem Kohlgarten eines Häuslers sich eine ganz weiße Kohlpflanze zeigt, was zuweilen geschehen soll, indem ausnahmsweise der grünfärbende Stoff ausbleibe, so machen die Leute große Augen, schütteln den Kopf und meinen, es bedeute ebenfalls wohl den Tod eines Mitgliedes der Familie. Wenn die ganz kleinen Kinder plötzlich und ohne Zuthun der Großen statt zu weinen zu singen anfangen, — was sie, wie mir eine alte Frau versichert hat, mitunter thun sollen, ebenso wie die Finken mitunter statt zu pfeifen ausnahmsweise rahzen und die Hähner statt zu gackeln ausnahmsweise krähen, — so bedeutet dieß ebenfalls den Tod eines Mitgliedes des Hauses. Es gehört natürlich eine bedeutende Klugheit und ungewöhnliche Frühreife dazu, daß die kleinen Säuglinge in der Wiege singen, und die Leute mögen wohl bemerkt haben, daß frühreife und altkluge Kinder in der Regel nicht lange leben.

Außer solchen Anzeichen, die den Tod oder sonst ein speciell bestimmtes Unglück verkündigen, giebt es nun auch noch eine Menge Dinge, die nur ganz im Allgemeinen Unheil oder Heil verkündend sind, ohne daß die Art des Unglücks näher dabei bezeichnet würde. Da das plötzliche Zusammentreffen mit anderen lebenden Wesen, Thieren oder Menschen, uns immer mehr oder weniger angenehm oder unangenehm afficirt, so werden daher solche unerwartete Begegnungen bald auf die eine, bald auf die andere Weise ausgelegt.

Wenn man des Morgens zu einem Geschäfte, sei es, um die Butter und Milch zur Stadt zu tragen, oder um ein Stück Vieh an den Mann zu bringen, oder um Strohgeflechte dem Großhändler zu verkaufen, sich auf den Weg macht, so soll es unglückbedeutend sein, wenn der erste Mensch, dem man begegnet, eine alte Frau ist. Nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen selbst haben diese Furcht vor den Individuen ihres eigenen Geschlechts, und es giebt manche unter ihnen, die, wenn ihnen eine alte Frau unter besonders bedenkli-

Digitized by Google

chen Umständen begegnet, z. B. wenn sie ganz auffallend alt und häßlich ist, wenn sie direct auf sie zukommt, nachdem sie kaum das Haus verlassen haben ꝛc., lieber wieder umkehren. Wenn sie können, so gehen sie ihr aus dem Wege. Es ist einfältig und sonderbar, daß man das hülflose Alter, statt ihm liebend zu nahen, auf diese Weise scheut und flieht und es mit Schrecken umgiebt. Die Begegnung eines jungen Mädchens, besonders aber eines kleinen Kindes wird für heilbringend angesehen. Die eines alten Mannes schadet weniger als die eines alten Weibes, besonders wenn der alte Mann einen Karb mit Sachen, Geräthschaften oder sonst etwas trägt, welches anzeigt, daß er zu einem Geschäfte ausgeht. Ueberhaupt ist jeder Beschäftigte ihnen willkommener als ein Müßiger; völlig müßig umherschleichende alte Frauen, von denen man nicht weiß, was sie zu schaffen haben, sind das Schlimmste, mit ihren Tafeln und Büchern zur Schule eilende Kinder das Beste. So ist es auch besser, einem Fuhrmann mit einem beladenen Wagen zu begegnen als einem mit einem leeren Fahrzeug. Ein junges Mädchen ist zwar auch einem jungen Mädchen heilverkündend, insbesondere aber einem jungen Manne. Ein junger Mann, wenn er zum Geschäfte geht, macht günstigere Schlüsse aus der Begegnung mit einem jungen Mädchen als aus der mit einem jungen Manne. Die Begegnung junger Eheleute, die friedlich sprechend nebeneinander gehen, ist besonders günstig. Es giebt Leute, die allerlei Präservativmittel gegen die bösen Einflüsse übler Begegnungen wissen. Das Ausspeien und Sprechen gewisser Worte gehört dahin. Ich kannte einen Mann, der mir sagte, daß er immer, wenn ihm am frühen Morgen eine alte Frau begegnete, seine Stiefeln auszöge und sie wechselte, so daß er den rechten Stiefel auf den linken Fuß und den linken auf den rechten Fuß zöge, und daß ihn dieß dann jedes Mal schütze.

Sonderbar ist es, daß der Hase hier in so großem Verrufe steht, und daß dieses Thier überhaupt unter vielen Nationen einen so üblen Ruf genießt. Bei den Juden war der Hase auch bekanntlich „unrein", und sie aßen sein Fleisch nicht. Die Begegnung eines Hasen, der quer über den Weg läuft, gilt hier alle Mal für unheilbringend. Man glaubt, daß er dem geschäftigen Wanderer unter allen Umständen einen argen Querstrich in die Rechnung mache.

Digitized by Google

Einmal auf einem Spaziergange in der Umgegend eines sächsischen Dorfes holte ich eine langsam schleichende alte Frau, die vor mir ging, ein. Als ich dicht hinter ihr war, sah ich sie plötzlich still stehen und hörte sie im Selbstgespräch die Worte murmeln: „Ach du Schelm, was läufst du mir da nun gerade über den Weg!" Als ich sie anredete und fragte, wen sie mit ihrer Rede im Sinne habe, fing sie in keifendem Tone an, mir zu klagen, daß soeben in einer Entfernung von hundert Schritten ein Hase über den Weg gesprungen sei, und daß sie sich nun fürchte, ihren Weg fortzusetzen. Es floß uns ein kleiner Fluß zur Seite, und ich sagte der Frau, daß der Hase höchst wahrscheinlich ohne irgend eine böse Absicht ans Wasser gelaufen sei, um zu trinken, daß er gewiß auf dieser Seite des Wassers geblieben und in derselben Richtung, aus der er gekommen, wieder zurückgekehrt sei, ohne den Fluß zu überschreiten. Ich schlug ihr daher vor, den Weg zur Linken, der auf einer Brücke über den Fluß führte, einzuschlagen und so die Spur des Hasen zu umgehen. Dieß gefiel ihr, und sie nahm meinen Vorschlag mit Dank an. Da ich auf diese Weise ihrem Vorurtheile gegen die Hasen nachgab, so wurde sie gesprächig und theilte mir noch Manches von ihren Ansichten über die Gefährlichkeit anderer Thiergattungen mit. Die Katzen, sagte sie, seien, obgleich nicht so arg wie die Hasen, doch auch sehr schlimm, insbesondere aber die gefleckten Katzen. Die schöne gestreifte Zibethkatze aber sei fast gar nicht zu fürchten. Allein ein Kater sei noch viel schlimmer als eine Katze und zumal gegen Abend. Am Morgen seien die Katzen nicht so schrecklich.

Die Leute haben auch einen Aberglauben gegen das Umkehren von einem unternommenen Wege nach Hause. Haben sie etwas vergessen, was sie allenfalls entbehren können, so gehen sie weiter und holen es nicht nach. Haben sie aber etwas Unentbehrliches und Wesentliches vergessen, z. B. das Geld, wenn sie etwas einkaufen wollen, so kehren sie wieder um und geben dann lieber die ganze Expedition auf.

Die Spinne, dieses kleine wunderliche, vielbeinige, interessante, kluge, geschickte und versteckte Thierchen, das schon Salomo in der Bibel lobt, wenn er sagt: „Viere sind klein auf Erden, aber klüger als die Weisen, die Ameisen, die Kaninchen, die Heuschrecken und die Spinnen", hat die Aufmerksamkeit der

Digitized by Google

Menschen besonders auf sich gezogen und dem Schicksale nicht entgehen können, daß seinen Bewegungen und Unternehmungen vielfache Ausdeutungen gegeben wurden. Läßt die Spinne sich an einem Faden von der Zimmerdecke herab und setzt sie sich auf eines Mannes Schulter, so soll ihm dieß in der Regel Glück bringen. Kriecht sie auf dem Boden oder Tische direct auf Jemanden zu, so soll dieß, wenn es am Morgen geschieht, Unglück, am Abend hingegen Glück bedeuten. Im Allgemeinen aber hört man mehr von Glücks- als von Unglücksspinnen. Die Kreuzspinne gehört entschieden zu jenen, vielleicht des heiligen Zeichens wegen, das sie auf dem Rücken trägt, und sie tödten sie nicht gern, sondern setzen sie, wenn sie ihnen lästig wird, vorsichtig zur Seite oder verscheuchen sie höchstens, wo sie ihnen im Wege ist. Auch schon deßwegen tödten sie die Kreuzspinne nicht, weil sie einer ihrer Wetterpropheten ist. Wenn schönes Wetter bevorsteht, arbeiten die Kreuzspinnen an ihrem Netze. Wenn schlechtes droht, sitzen sie still in ihren Löchern. In den Viehställen sehen sie die Spinnen besonders gern und halten es für schädlich, sie daselbst zu vertilgen. Daher sieht man die alten Viehställe oft mit dichtem Spinnengewebe auf eine außerordentliche Weise ausstaffirt. Ein nicht Abergläubischer sagte mir, man lege das Spinnengewebe nicht ab, aus Furcht, es möchte dem Vieh ins Futter fallen und ihm schädlich sein. Allein dann wäre es doch das beste Mittel, die Spinnen im Stalle gar nicht aufkommen zu lassen und sie täglich dort zu vertilgen. — Es ist merkwürdig, daß solcherlei Ansichten von den Spinnen so weit über den Erdboden verbreitet sind. So giebt es z. B. in Frankreich einen ganz ähnlichen Aberglauben von den Spinnen wie in Sachsen, wie sich in folgendem französischen Sprüchworte zeigt, das man bei den Bauern in der Normandie findet:

Araignée du matin
Porte chagrin.
Araignée du soir
Porte espoir.

Eben so mannigfaltig wie die unglückdrohenden Anzeichen sind auch die Präfervativmaßregeln, die man gegen das Unglück oder gegen Krankheit anwenden kann. Es giebt eine Menge von Arten und Weisen, wie man Krankheiten, z. B. Zahn- oder Kopfschmerzen, durch gewisse Ceremonieen und Zauber-

Digitized by Google

sprüche verbannen oder, wie sich die Leute ausdrücken, „versprechen“ kann. Das Wunderbarste dabei ist, daß der Glaube an solche Versprechungen und sympathetische Curen selbst bei den Gebildeten so weit verbreitet ist. Für Zahnschmerzen, für Brennwunden, für die Rose, für eine Menge anderer Uebel giebt es bei jedem ein eigenes Verfahren und besondere Zauberformeln, die so gut — und noch besser als ärztliche Heilmittel wirken sollen. Bei Brandwunden z. B. drücken sie die verbrannte Stelle dreimal übers Kreuz und sprechen die Formel dazu:

„Es fuhr ein Fuhrmann über's Land,
„Der hatt' einen Brand in seiner Hand.“

„Im Namen Gottes, des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes.“ Darnach soll man keine Blasen bekommen und auch der Schmerz sich beseitigen.

Wenn sie ein Geschwür haben, so treten sie ans Kamin, machen den Finger schwarz und bekreuzigen das Geschwür dreimal damit unter Hersagung einer Formel, die mir aber nicht bekannt geworden ist. Das Geschwür soll sich dann auflösen und zurücktreten. Dasselbe soll geschehen, wenn man das Geschwür mit einem alten Pfennige drückt und hinterdrein diesen Pfennig auf einen Kreuzweg wirft. Man soll dann auch nie wieder in seinem Leben ein Geschwür bekommen. Das Gift des Geschwüres bleibt auf dem Pfennige kleben, und sollte ihn ein Anderer auf dem Kreuzwege finden und aufheben, so würde dieser das Geschwür bekommen.

Bei Blutwunden lautet die Versprechungsformel so:

„Glückselig ist die Wunde,
„Glückselig ist die Stunde,
„Da ich sie schauen mag, das gebiete ich dir,
„Du sollst weder schwitzen, noch bluten, noch schwellen.“

Das „Im Namen Gottes, des Vaters, Sohnes ꝛc.“ folgt dann immer allen diesen Formeln. Das Blut soll sofort dadurch gestillt werden. Ich drückte einem Alten, der mir dieß erzählte, meine Verwunderung darüber aus. „Ja, wer es selbst nicht erfahren, der glaubt's allerdings nicht,“ erwiderte er. Solche Formeln sind wahrscheinlich zum Theil sehr alt und erben durch Tradition von Vater auf Sohn fort. Ich wiederhole noch einmal, daß ich dieselben nicht etwa aus einem alten Buche abge-

Digitized by Google

schrieben, sondern sie aus dem Munde noch jetzt lebender Leute habe, und daß meine Mittheilungen also in dieser Hinsicht von einigem praktischen Werthe sind.

Manche von solchen Zaubermitteln und Versprechungsformeln sind allgemein bekannt. Sehr viele aber werden geheim gehalten. Einige werden in den Familien als ein kostbares Erbstück von Vater auf Sohn vererbt, und man kann sie oft um Alles in der Welt nicht erfahren. Manche der Eingeweihten dagegen lassen sich gegen Geld und gute Worte herab, dem Wißbegierigen ihre Geheimnisse mitzutheilen. „Ich weiß und habe etwas", heißt es, „was gut ist gegen das Fieber. Was giebst Du mir, wenn ich es Dir gebe?"

Ich hatte einen guten Bekannten, der unter den Erbstücken seines Vaters auch eine kleine hölzerne Dose fand, deren Inhalt er untersuchte. Es zeigte sich darin ein kleines Papierchen, das eine Zauberformel gegen allerlei Krankheiten, insbesondere aber gegen die Gicht enthielt. Das gebräunte Zettelchen, das er mir zeigte, trug die Spuren eines ziemlich großen Alters an sich und enthielt unter Anderem den Namen seiner Großmutter, für welche es geschrieben zu sein schien. Es war sorgfältig zusammengefaltet. Dann war zunächst ein großes Stück Feuerschwamm darum gewickelt und dieser mit Bindfaden fest umwunden, darauf war dieß Packetchen in Leder eingehüllt und steckte so in jener Dose. Mein Bekannter versicherte mir, er habe früher nichts davon gewußt, daß sein Vater ein solches Zaubermittel besessen habe. Die Beschwörung, der eine Menge Kreuzzeichen beigemischt waren, lautete so:

„Im Namen Gottes des Vaters † und Gottes des Sohnes † und Gottes des heiligen Geistes † Amen. † Ich Hanna, Rosina N. N. beschwöre Dich, Gesicht und Gicht, bei den Sonnen und bei den Mohnden, und bei der göttlichen Kraft, die da ist im Himmel und auf Erden, daß Du mir kein Schaden thust an allen meinem Leib, weder an Haupt, an Augen, an Hals, an Achseln, an Armen, an Händen, an Beinen, an Füßen, an Rücken, an Lenden und an Leber und an Gedärme, noch an keinem meiner Glieder. Daß helfe mir Gottes Kraft und das heilige Grab, wo der Gotteshen selber darinen lag. — Es sei gleich Frau oder Mann, der die Worte sprechen kann, oder bei sich trägt, Denen soll nimmer

Digitized by Google

das Gesicht noch Gicht bestehen. Amen. † Aglodt † Beder † Genande † Hanna Rosina N. N. Jesus Christus unseres Vermittlers Amen. †"

Auf der Rückseite des Zettels stand Folgendes geschrieben: „Der Verfertiger hievon ist der Auszügler Schneider in Limbach unter Mügeln".

„Es muß im abnehmenden Mond des Donnerstags zu ihm gegangen werden, damit er es den Freitag früh vor Sonnenaufgang schreiben kann."

Bei vielen Formeln hilft schon das bloße Aussprechen oder das Beisichtragen derselben. Manche müssen aber mit Haut und Haar, d. h. mit dem Papier, auf welchem sie geschrieben stehen, aufgegessen werden. Solche speisbare Formeln sind z. B. folgende gegen den Biß toller Hunde. Die eine lautet so:

Sator
arepo
tenat
opera
rotas

und die andere so:

Arebrodas
rebrodas
ebrodas
brodas
rodas
odas
das
as

Diese Formeln sollen von einem gewissen Serenus Sammonicus herrühren, dessen berühmter Name also noch bis auf den heutigen Tag in den sächsischen Dörfern lebt und genannt wird.

Von diesem selben Zauberer ist auch noch folgende Formel gegen alle Arten von Fieber, bei welcher das Grundwort sowohl von hinten als von vorne verkürzt wird:

Abracadabra
bracadabr
racadab
acada
cad
a

Diese Formel, die ich ebenfalls in einem sächsischen Dorfe auf einen Zettel geschrieben sah, war betitelt:

„Des Serenus Sammonicus wunderbare Hieroglyphen gegen alle Arten von Fieber."

Es war die Vorschrift gegeben, daß man sie auf einem Butterbrote verspeisen solle.

Digitized by Google

Gegen Zahnschmerz soll es auch ein gutes Mittel sein, wenn man sich beim Waschen zuerst die Hände und dann das Gesicht abtrocknet. Es giebt viele Leute, die fest hieran glauben und bei ihren Ablutionen beständig auf die besagte Weise verfahren. Es scheint dieser Glaube auch weiter als blos in Sachsen verbreitet zu sein, denn in Böhmen sah ich einmal einen alten Herrn, von dem man mir sagte, daß er dieß immer beobachte.

Wenn man drei blüthentragende Kornähren durch den Mund zieht und die Blüthen abstreift und ißt, so soll dieß ebenfalls vor Zahnweh bewahren, und Einige sagen auch vor Fieber. Ebenso soll ein Splitter von einem ausgegrabenen Sarge gute Dienste gegen Zahnweh leisten. Man muß den Zahn damit stochern und den Splitter dann in fließendem Wasser davon schwimmen lassen.

Zur Verbannung des Fiebers giebt es außerdem noch eine alte berühmte lateinische Spruchformel des Ambrosius Augustinus.

Wer zum ersten Male zur Ader läßt, soll ein wenig Blut an einen rothen Rosenstock gießen. Er wird dann bald wieder eine Gesichtsfarbe wie die Rosenknospe bekommen.

Das Aderlassen war bekanntlich sonst mehr Mode als jetzt. Doch thun es Viele noch jetzt regelmäßig. Sie haben eine Menge Zeitepochen, in denen es ihrer Meinung nach nicht heilsam sein soll zur Ader zu lassen. Am häufigsten thun sie es im Mai, wo vielleicht die Säfte auch im Menschen, wie in der ganzen übrigen Natur, mehr kochen und brausen mögen, dann wieder im Juli zur Blüthezeit der Rosen, wo es besonders heilsam sein soll. Vielleicht halten sie auch den in den Blättern emporknospenden Saft der Rosen für eine Art natürlichen Blutfluß. Das böse Blut, sprechen sie, muß um diese Zeit zwischen Haut und Fleisch weg. „Das Blut wird in mir dicke", sagen sie auch, „ich muß es durch einen Aderlaß dünn machen". Im Winter lassen sie nie zur Ader und auch nicht an trüben und nebeligen Tagen, weil sie glauben, daß das Blut dann nicht gut fließe. Es muß dazu immer helles Wetter sein.

Auch die Feuersbrünste kann man besprechen. Die Formel dazu habe ich aber nicht erfahren. Der Mann, welcher dieß übernimmt, läuft dabei Gefahr, daß die wilde Tochter der Natur (das Feuer), wenn sie sich auf diese Weise wider ihren

Digitized by Google

Willen in enge Grenzen beschränkt sieht, nach ihm selber die feurigen Arme rächend ausstreckt. Der Besprecher muß daher dabei sehr flinkbeinig oder wo möglich zu Pferde sein. Er reitet, seine Formel sprechend, dreimal um das Feuer herum und nimmt dann, nachdem er noch: „Im Namen des Vaters, Sohnes ꝛc.“ hinzugefügt hat, sogleich Reißaus. Er muß sofort einen Bach oder Teich zu gewinnen suchen und durch das Wasser reiten, weil dann das nachlaufende Feuer ihm nichts anhaben kann.

Auch die sogenannten „Backdösen*)“ thun bei Feuersbrünsten gute Dienste. Diese Backdösen nämlich sind große runde Gefäße zum Backen des Brotes. Sie gleichen ungefähr der Hälfte einer großen Tonne. Sie sind bei den kleinen Häuslern, die nicht so viel Brot auf einmal backen, statt der längeren, größeren und kostspieligeren Backtröge noch sehr gebräuchlich. Diese Backdösen nun werden bei einer Feuersbrunst sogleich herausgeschafft. Wenn sie auch das Feuer selbst nicht zu löschen vermögen, so können sie doch die Richtung des Windes verändern und sind also besonders dann anzuwenden, wenn der Wind das Feuer gerade auf andere Gebäude zuführt. Die Backdösen werden in diesem Falle in der Mitte zwischen dem brennenden Hause und denjenigen Häusern, welche man vor dem Feuer schützen will, aufgestellt, und zwar so, daß der Wind sich in ihnen fängt, in ihnen bricht und durch sie zurückgeworfen wird. Damit dieser Erfolg eintrete, muß aber nothwendiger Weise die Backdöse eine sogenannte „Erbdöse“ sein, das heißt, sie muß nicht etwa neu gemacht, sondern schon seit unvordenklicher Zeit in der Familie ihres Besitzers fortgeerbt sein. Dieser Glaube ist fast ganz allgemein in den Dörfern des Erzgebirges verbreitet, und noch jetzt rücken die Bauern bei einem Brande häufig mit ihren Erbdösen heraus, die sie neben den Spritzen aufstellen. Natürlich wäre es wohl sehr nützlich, wenn man diesen albernen Aberglauben ausrotten könnte, denn man hätte bei jedem Brande zur Herbeibringung des wirksamen Wassers immer ein Paar Hände mehr disponibel, die sich jetzt sehr unnützer Weise mit der Aufstellung und Richtung der Erbdösen abgeben.

*) Das Wort Döse ist wahrscheinlich das hochdeutsche Wort „Dose“, Gefäß.

Digitized by Google

Ueberhaupt werden allen alten Erbstücken wunderbare Kräfte zugeschrieben, und die Erbbücher, die Erbschlüssel, die Erbschränke, die Erbkoffer, sind bei diesen Leuten mit einem gewissen Nimbus von Zauberkraft umgeben, so wie sie bei anderen aufgeklärteren Menschen blos ein gewisser Nimbus von Ehrfurcht umgiebt, der von ihrem Alterthum und ihren langen treuen Diensten und von der Idee, daß gewissermaßen noch die Manen der Vorfahren sie umschweben, herrührt. Ein uralter Hausschlüssel oder Erbschlüssel scheint in Verbindung mit einem alten Erbbuche, d. h. hier*) einem vererbten alten Gesangbuche, einer Familienbibel oder dergleichen, gewaltig zaubern zu können. Wenn man irgend etwas Verborgenes zu entdecken wünscht, sei es, daß ein Mädchen den ihm bestimmten Geliebten, oder ein Bestohlener den Dieb seiner Sachen wissen wünscht, so wendet man einen Erbschlüssel und ein Erbbuch auf folgende Weise an. Der Erbschlüssel wird zwischen die Blätter des Buches gesteckt, und zwar so, daß er mit dem oberen Ende daraus hervorguckt. Um das Buch wird ein Band gewunden, damit der Schlüssel fest darin hafte und damit es, an dem oberen Ende des Schlüssels ergriffen, an diesem herabhänge und nicht abfalle. Der Zaubermeister spricht dann folgende Worte:

„Erbbuch, ich frage dich. Rede wahr und lüge nicht!
„Es fragt dich — Der und Der (hier nennt er den Namen des Fragenden) —
„Ist Der und Der der Dieb?"

Ist nun der rechte Name nicht genannt, so bleibt das Erbbuch ruhig herabhängen. Ist dagegen das Umgekehrte der Fall, so wird es auf einmal lebendig und dreht sich unwiderstehlich mit dem Schlüssel herum, windet sich aus den Fingern der Hand und fällt zu Boden. „Gewöhnlich habe ich bemerkt, sagte der Mann, der mir dieß mittheilte, „daß es sich von der Linken zur Rechten dreht. Ich habe mich oft bemüht, es anders zu halten, aber es geht nicht, man kann es „nicht terhalten."

*) Sonst wird in Sachsen gewöhnlich und vorzugsweise nur dasjenige Buch Erbbuch genannt, in welchem die Frohndienste und sonstigen herrschaftlichen Leistungen der Bauern verzeichnet sind.

Digitized by Google

Von der Hauswurzel, dem sogenannten Hauslaube (sächsisch: Hauslob), das hier auf allen Dächern, auf den Mauern und auf den Thorwegen der Bauerngehöfte wächst und das sie vielfach gegen Krankheiten als ein Hausmittel anwenden, glauben sie auch, daß es das Haus gegen Blitze schütze, ebenso wie die Schwalbennester diese Kraft haben sollen, daher sie dieses Gewächs auch nie zerstören und ausrotten, sondern vielmehr im Gegentheil oft anpflanzen und pflegen.

Auch der Mond, dieser auf Erden so mächtige Planet, der das Meer steigen und fallen macht, der das Wetter und die Träume beherrscht, der diejenigen Menschen, über die er Gewalt hat, wunderbar im Schlafe über Mauern und Dächer steigen läßt, der die Köpfe am Halse anschwellen und verschwinden macht, je nachdem er selbst zunimmt oder abmagert, der unzählig viele Krankheiten erzeugt und kurirt, auch dieser gewaltige Zauberer, sage ich, spielt in dem Systeme des sächsischen Aberglaubens natürlich eine bedeutende Rolle. Und obwohl die Sachsen darin nicht so weit gehen wie die Gauchos, die Bewohner der Pampas von Südamerika, die nach den Berichten des gelehrten englischen Reisenden Darwin glauben, daß man bei abnehmendem Monde gar kein Geschäft vornehmen dürfe, weil dann Alles ohne Ausnahme ungünstig ablaufe, und die demzufolge, wie jener Reisende sagt, die Hälfte jedes Monates immer in völliger Unthätigkeit hinbringen, so giebt es doch auch bei den Bewohnern des Erzgebirges eine Menge Geschäfte, die man nach dem Mondwechsel regulirt und die man besser entweder bei zunehmendem oder bei abnehmendem Monde verrichtet.

Der Neumond, so viel Jubel und Freude sein erster Anblick bei den Juden und anderen Nationen zu erregen scheint, steht hier im allerübelsten Rufe. Man soll bei ihm nicht säen, keine Kartoffeln und Salatpflanzen stecken, keine Bohnen und Erbsen pflanzen, sondern mit allen diesen Geschäften erst beim Vollmonde beginnen. Thut man es beim Neumonde, so ist der unabwendliche Erfolg dieser: die Salatpflanzen schießen ellenlang in die Höhe, ohne dichte Häupter zu bilden. Die Erbsen und Bohnen blühen den ganzen Sommer, ohne Schoten zu bekommen. Ebenso blühen die Gurken, ohne Gurken, und die Kartoffeln, ohne Knollen anzusetzen. Dieß Wunder ist in der That groß, aber noch größer ist das, daß sich ein solcher Glaube

Digitized by Google

nun schon so viele Jahre, als sie hier Kartoffeln und Bohnen pflanzen, bei den Leuten erhalten konnte und nie durch die That widerlegt wurde.

Es ist bekannt genug, daß auch viele andere kleine Geschäfte, das Nägelschneiden, das Haarschneiden, das Aderlassen, das Medicineinnehmen, nach den Mondsphasen regulirt werden. Ja selbst in der Hauptstadt Sachsens ist der Einfluß des Mondes in vielen Dingen noch so stark, daß z. B. die Haarschneider dieser Stadt einen zweimal so starken Zulauf beim Neumonde haben als beim Vollmonde. Bekanntlich haben auch die Schiffer und Matrosen viele Vorurtheile gegen den Mond. Sie halten seinen milden Schein sogar für giftig und tödtlich, und Mondschein unter der Linie soll einen gefährlicheren Stich verursachen können als senkrecht herabfallender heißer Sonnenschein. Daher es die Matrosen dort auch immer vermeiden, im Mondschein zu schlafen. Eine fast eben so sonderbare Wirkung des Mondes habe ich hier noch im Erzgebirge entdeckt. Der Anblick des Neumondes soll nämlich hungrig machen, und zwar soll der Hunger, den er erregt, dann während der ganzen Dauer des Monates kaum zu stillen sein. Es ist dieß jedoch nur der Fall, wenn Jemand den Neumond zuerst gerade dann entdeckte oder zufällig erblickte, wenn der erste feine Lichtschimmer an ihm erschien. „Ich weiß nicht, mich hungert jetzt immer so," sagte eins Frau in meiner Gegenwart. „Ach", setzte sie hinzu, „es wird nun den ganzen Monat hindurch egal so fort gehen, denn ich habe den Neumond vor ein paar Tagen zuerst gesehen".

Auch bei Feuerkugeln, Kometen und anderen solchen Himmelserscheinungen werden Viele erschreckt, und es giebt noch jetzt nicht Wenige, welche über solche Dinge ungefähr eben so denken, wie der Verfasser eines alten, von mir in meinem Dorfe aufgefundenen Tagebuches, der sich bei der Erblickung eines Kometen im Anfange des vorigen Jahrhunderts in folgende Betrachtungen ausließ: „Die Gelehrten haben dergleichen aus natürlichen Ursachen erklären wollen, die Großen und Vornehmen haben sich nicht viel daraus gemacht. Der gemeine Mann aber bei uns im Erzgebirge hat sich dieserwegen nicht viel Grauen träumen lassen. Und in der That hat letzterer auch nicht Ursache dazu gehabt. Denn wenn man die vorige Weltgeschichte durchsieht, so ist alle Zeit auf dergleichen Begebenheit eine

Digitized by Google

erfolgt, entweder Krieg, ein großes Sterben oder sonst etwas. Meines Ortes hat es mir niemals aus den Gedanken gewollt, und habe oftmals angestanden, ob es auch wohlgethan sein sollte, während eines Kometenscheines dieses oder jenes anzufangen. Jedoch wenn sich eine Sache nicht sogleich ereignet, so wird man solcher Gestalt immer wieder eingeschläfert, und denkt ein Jeder an seinem Orte, es wird hier keine Noth haben. Wollte ich auch wünschen, daß ich die Stube heuer in meinem Hause zu bauen unterlassen und das Geld, um mich im Nothfalle damit zu retten, im Beutel behalten hätte und eines guten Freundes Rath gefolgt, welcher gesagt, man solle keinem Kometen nicht trauen und ohne Noth bei dem Erscheinen eines solchen oder ihm ähnlichen Himmelszeichens keinen Bau anfangen. Und ob dieses gleich nicht allemal zu billigen, indem auf solche Weise wenig gebaut werden würde, so halte ich es von Einem, der das Geld nicht sonderlich im Ueberflusse hat, doch nicht vor gut. Denn wenn dann nach einem solchen Phänomen Krieg, Hunger und theuere Zeiten einfallen, kann man sich mit dergleichen nicht retten, und stehet derselbe, so im Beutel Hinterhalt hat, alle Zeit am besten. Ich will hier auch noch anmerken, daß den 16. December dieses Jahres (1737) Abends 9 Uhr der Himmel blutroth wurde und auch der Schnee blutroth geschienen hat. Was von alledem zu erwarten steht, das werden die folgenden Zeiten lehren. Der gemeine Mann hält es bei den jetzigen Zeitenunruhen vor ein böses Omen. Der Gelehrte aber, welches kann zu glauben, hält, wie ich sagte, Alles vor — natürlich!"

Der Glaube an die Möglichkeit eines Bundes mit dem Bösen hat noch viele Anhänger unter den sächsischen Landleuten. Dadurch wird oft arges Mißtrauen unter den Menschen ausgesäet, und es kommen zuweilen die unschuldigsten und redlichsten Leute dadurch bei ihren Mitbürgern in übelen Ruf. Sehr gewöhnlich leiden die Wohlhabenden, die entweder durch Glück oder durch ihren eigenen Fleiß sich ein Vermögen erworben und den Neid ihrer Mitbürger zugezogen haben, unter diesem Vorurtheile. Oft allerdings mag es aber auch solche Reiche treffen, die durch allerlei das Licht scheuende und verborgene Mittel zu ihrem Besitzthume gekommen sind. Sonderbar aber ist es, daß viele solche ganz frei vom Verdacht dabei ausgehen, während auf

Digitized by Google

anderen die Beschuldigung, daß sie mit dem Bösen in Verbindung stehen, so eigensinnig haftet, daß sich diese Art von Unrüchigkeit sogar auf ihre Kinder überträgt und daß man von ihnen sagen könnte, der Teufel sei in ihrer Familie erblich.

Der Böse soll sich in der Regel in Gestalt eines Drachen zeigen, daher sie ihn auch gewöhnlich schlechtweg „den Drachen" nennen. Von einem Menschen, der mit dem Bösen in Verbindung stehen soll, sagen sie: „er hat den Drachen".

Der Drache ist, wie mir ein erzgebirgischer Bewohner, der ihn selber mehr als einmal gesehen zu haben vorgab, ihn beschrieb, eigentlich eine Art geflügelter Katze mit glühenden Augen und feuerigem Schweife. Er kommt gewöhnlich bei Nacht in die Häuser, in welchen er bereits Zutritt hat oder solchen sich verschaffen will. Einen langen Feuerstreifen beschreibend, wie wenn man mit einem brennenden Besen durch die Luft fährt, kommt er herangeflogen, kreist erst ein paar Mal um das Haus herum und schlüpft dann wie ein Blitz in den Schornstein hinein. In den Häusern der Leute, welche sich mit ihm im Bunde befinden, lebt er als Katze, oder als Fledermaus, oder als Vogel auf dem Boden unter dem Dache. Doch hat er die Kraft, sich auch in allerlei andere kleine Thiere zu verwandeln, in Wespen oder gar in Fliegen, und auf diese Weise vermag er durch die engsten Schlüssellöcher und Thürspalten zu dringen. In dieser thierischen Gestalt verlangt er seine Nahrung ebenso gut wie andere Thiere. Dabei hat er aber eine entschiedene Abneigung gegen warme oder gar heiße Speisen. Es muß ihm hübsch kühl und gleich genießbar sein. Giebt man ihm heiße Speisen und verbrennt er sich den Mund dabei, so nimmt dieß oft so übel, daß er Feuer und Flammen sprüht und den Leuten dann das Haus über dem Kopfe anzündet. Dieß ist noch kürzlich in meiner Nachbarschaft passirt bei einem Bauer, von dem sein Gesinde und die ganze Dorfschaft wußte, „daß er den Drachen habe". Die Frau des Hauses war nämlich krank und konnte daher nicht, wie sie zu thun gewohnt war, der Katze oder dem Drachen auf dem Boden das alltägliche Futter hinstellen. Sie gebot daher der Dienstmagd, einen guten Brei mit Milch zu kochen, denselben in einen Napf zu thun und ihn dann, nachdem er abgekühlt, auf den „Balken" — so nennen sie den Boden in der Scheune — hinzustellen. Die Magd, die ihn

Digitized by Google

ins Treiben ihrer Herrschaft und über den Drachen längst erbittert war, kochte den Brei, stellte ihn aber ganz heiß und dampfend mit sammt dem Topfe, in dem sie ihn gekocht, auf den Balken, in der Hoffnung, die Katze solle sich das Maul so dabei verbrennen, daß sie nie wiederzukommen wage. Der Drache, den die kranke Frau schon einige Tage hatte hungern lassen, fiel gierig über die Speise her, verbrannte sich das Maul und nahm dieß so übel auf, daß er das Dach anzündete und dem Bauer ein ganzes Haus niederbrannte.

Wie und auf welche Weise, unter welchen Ceremonieen und mit welchen Sprüchen man den Bund mit dem Bösen abschließen müsse und ob man noch jetzt einige derjenigen Gebräuche dabei beobachte, welche bekanntlich im Mittelalter im Schwange waren, habe ich nicht erfahren, denn die, welche dieß wissen, sind sehr geheimnißvoll damit. Im Ganzen, scheint es mir, genügt es, blos die Anerbietungen des Bösen einfach anzunehmen, um ihm zu verfallen. Der Versucher naht den Leuten in allerlei Gestalten, macht Versprechungen, ihnen Schätze zu verschaffen, und man verfällt ihm, wenn man auf seine Vorschläge eingeht. So hörte ich, um ein Beispiel zu geben, von einem Müller, zu dem in der Nacht ein graues Männchen mit der Verheißung gekommen sei, ihm einen Schatz zu zeigen, wenn er ihm folgen wolle. Da die Besuche dieses Männleins sich in mehren Nächten wiederholt hätten, so habe der Müller endlich den Pastor gefragt, ob er dem Grauen folgen solle oder nicht, und der Pastor habe geantwortet: „Geh' mit, aber sei vorsichtig und bete ein Vaterunser". Der Müller habe nun dem Rathe des Pastors gehorcht und sei dem kleinen Männlein, als es sich wieder eingestellt, gefolgt, indem er ein Vaterunser gesprochen und eine „Müllerspitze" zur Hand genommen (diese Müllerspitze ist eine eiserne Haue, welche sie zum Ausschärfen der Steine brauchen). Das Männlein habe ihn darauf in einen verborgenen Raum unter der Mühle geführt und ihm hier unter einem Steine eine kupferne Platte gezeigt, die ein Loch verdeckte. Nachdem der Müller Platte und Stein mit seiner Haue bei Seite geschafft, habe sich ein enger Gang gezeigt, in welchem eine kleine Leiter mit sehr kurzen und zwei Ellen weit auseinanderstehenden Sprossen wie in einen Brunnen hinabgeführt habe. Das Männlein sei sehr gewandt diese Leiter hinabgestiegen, indem sich

Digitized by Google

bei jedem Schritte seine Beine auf eine höchst wunderbare Weise verlängert hätten und lang genug geworden wären, um die Leitersprossen, die, je weiter nach unten, desto größere Zwischenräume gehabt hätten, zu erreichen. Der Müller habe ihm auch mit der größten Mühe und weiten gefährlichen Sprüngen folgen können. Unten habe er wieder eine andere kupferne Platte gefunden. Als er diese ebenfalls mit seiner Müllerspitze weggehoben, sei das Männlein rasch hineingeschlüpft und habe sich schnell in ein furchtbares Gesicht verwandelt, welches so gräßlich gewesen, daß der Müller davon entsetzt und in Ohnmacht gefallen sei und daß er nachher keine Schilderung davon machen wollen und können. Als die Ohnmacht und das Gesicht verschwunden, habe er unten die goldenen Schätze in voller Fülle glitzern sehen, sich jedoch nur mit Mühe aus dem tiefen Brunnen wieder ans Tageslicht emporgearbeitet. Er sei gleich darauf erkrankt und nach drei Tagen verschieden, sowie auch in dieselbige Stunde der Pastor gestorben sei, der ihm den Segen gegeben, dem Männlein zu folgen. Vor seinem Tode habe noch der Müller seinem Bruder von dem Schatze erzählt, welcher dieser habe ihn dann ohne Gefahr und Krankheit gehoben und benutzt, sei ein reicher Mann geworden und habe seine Mühle von lauter Quadersteinen schön bauen lassen, so daß sie jetzt aussehe wie ein prächtiges Rittergut. Allein der Reichthum habe doch der Familie keinen Segen gebracht, denn er selbst, der Müller, habe in seinen besten Jahren, von einer Treppe herabstürzend, den Hals gebrochen, und sein Sohn und Nachfolger sei ebenfalls noch in rüstigen Jahren, von der Stadt kommend, aus einem Wagen gestürzt, gegen einen Eckstein geschleudert worden und plötzlich ums Leben gekommen. Der Sohn und Nachfolger des Letzteren lebe noch jetzt, aber es sei auch mit ihm nicht viel. Allgemein stünde er in dem Rufe, er habe den Drachen, und fühle sich dabei fast nie ganz sicher und wohl. Bei Nacht wage er nie auszugehen, und wenn er sich einmal im Felde oder sonst irgendwo verspäte, so kehre er bei Leibe nicht ohne Begleitung nach Hause zurück und bezahle oft schweres Geld, um einen Menschen willig zu machen, der ihm die Laterne vorhalte. Seit jener Zeit sei auch in der besagten Müllerfamilie die Eigenthümlichkeit geblieben, daß alle in derselben geborenen Kinder eine schwere Zunge hätten, stolperten und statt zu sprechen

Digitized by Google

fangs nur thierische Töne von sich gaben und erst in sehr spätem Alter endlich etwas ordentlich reden lernten.

Ein anderes Beispiel wurde mir von einem armen Bauer erzählt, der einmal in den Busch ging, um Holz zu fällen. Als er sich dabei einen Augenblick von der Arbeit ausruhte und auf sein Beil stützte, hörte er es dicht hinter seinem Rücken schreien. Er wandte sich schnell um, in der Meinung, es sei ein Mensch, der seine Hülfe anrufe. Allein statt einen Menschen erblickte er einen kleinen Vogel, der den Schnabel aufsperrte und, erbärmlich schreiend, auf dem Zweige hin- und herhüpfte, ohne daß der Bauer die Veranlassung zu diesem Geschrei entdecken konnte. Er haschte mit der Hand nach dem Thierchen, das sich ruhig fangen ließ, und brachte es nach Hause, wo es in seinem Zimmer umherhüpfte. Am anderen Morgen fand der gute Mann hinter der Thür desselben Zimmers einen großen, schönen neuen Sack mit herrlichem Weizen stehen. Er betrachtete den Weizen, wagte ihn aber nicht anzurühren, da er wußte, daß er ihm nicht gehöre, und glaubte, daß ihn vielleicht ein Nachbar, von ihm ungesehen, dahin gestellt haben möchte. Er wartete indeß den ganzen Tag über vergebens, daß der Eigenthümer dazu sich zeigen möchte. Dagegen fand er am folgenden Tage zu seinem nicht geringen Erstaunen einen zweiten Sack neben dem früheren stehen, zu dem sich ebenfalls Niemand meldete. Am dritten Tage war während der Nacht, obgleich er selbst seine Thüren verriegelt und verrammelt hatte, auf eben dieselbe geheimnißvolle Weise ein dritter Sack und am vierten ein vierter dazu gekommen. Endlich wurde dem Bauer bei dieser wunderbaren Anhäufung des Weizens angst und bange, und er lief zum Pastor, der ihm den Rath gab, er solle nichts von dem Getreide anrühren, sondern es ruhig stehen lassen. Höchst wahrscheinlich hätte es mit dem schreienden Vogel nicht seine Richtigkeit. Er solle diesen daher wieder in den Wald zurückbringen und ihn auf denselben Baum und auf denselben Zweig setzen, wo er ihn zum ersten Male gesehen, ein Vaterunser dazu sprechen und abwarten, was weiter geschehen würde. Der Bauer that, wie ihm der Pastor gerathen, fing den sich sträubenden Vogel nicht ohne viel Mühe und Umstände ein und brachte ihn auf denselben Baum und Zweig zurück, wo er ihn gefunden. Hier fing der Vogel nun noch wüthender und jämmerlicher als zuvor an zu schreien, verschwand

Digitized by Google

aber dann, nachdem der Bauer das Vaterunser gesprochen hatte, auf der Stelle in blauem Dunst. Als der Mann nach Hause kam, fand er alle seine Mehlsäcke verschwunden und auch von den Körnlein, die zufällig herausgefallen waren, kein einziges mehr am Boden, und auf diese Weise entging er glücklich den Ränken und Schlingen, die der Böse ihm gelegt hatte.

Diejenigen, welche einmal den Drachen haben, können ihn dann auch auf Andere übertragen. Sie thun dieß oft vor ihrem Tode, indem sie ihn entweder an ihre Frau, oder ihren Sohn und Nachfolger, oder sonst Jemanden „abgeben". Dabei wickeln sie irgend ein Ding, das vom Drachen herrührt, oder auch diesen Drachen selbst in Gestalt einer Bremse, oder einer Maus, oder einer Fledermaus in ein Tuch oder in ein Kleid, mit dem sie ihrem Nachfolger ein Geschenk machen. Entdeckt der Beschenkte das Ding darin und nimmt er es dennoch an, so geht der Drache und alles Gute und Böse, was er mitbringt, auf ihn über. Läßt er aber das Ding laufen oder fliegen und giebt er das Geschenk zurück, so bleibt der Drache bei seinem früheren Besitzer, der ihn nicht freiwillig los werden kann, so gern er auch, wenn die Sterbestunde naht, sich seiner entäußern möchte. Denn alle die Leute, welche den Drachen haben, erleiden einen sehr schweren Tod, sie liegen oft Jahre lang auf dem Krankenbette, zwischen Leben und Sterben schwebend. Können sie auf die besagte Weise den Drachen an einen Anderen los werden, so sterben sie leicht; wo nicht, so haben sie namenlose Qualen zu leiden. Ein sonderbares Mittel, einem vom Bösen Besessenen den Tod zu erleichtern, ist dieß, daß man ihn auf den Misthaufen hinausbringt und da sterben läßt. Zuweilen verlangen die armen Geplagten dieß von freien Stücken. Mitunter ist es auch hinreichend, wenn man eine Hand voll Dünger in das Krankenbett hineinbringt und es dem Sterbenden unter den Kopf legt. Zuweilen nehmen sie noch anderen Mummenschanz mit solchen Kranken vor. So erzählte mir eine Frau, sie habe einmal in ihrer Jugend dem Tode eines solchen Menschen beigewohnt. Demselben habe man das Gesicht geschwärzt, einen Pelz, das Rauche nach außen gekehrt, angezogen, und dann einen großen Haufen Dünger unter den Kopf prakticirt, und so habe er erst seinen Geist ruhig aufgeben können. Es ereignet sich noch jetzt zu-

Digitized by Google

weilen, daß, wenn ein armer Greis altersschwach und arbeitsunfähig dahinkränkelt, sich schlimme Gerüchte über die geheimnißvollen Ursachen seines langen Siechthums verbreiten, und daß die Leute sein Krankenbett mit solchen Schrecken umgeben, die ihm dann natürlich die thätige Hülfe und das Mitleiden seiner Mitbürger entziehen. Das hat seine Gründe, daß der nicht sterben kann, heißt es gleich. Man weiß wohl, was die Ursache davon ist. Es ist nicht richtig mit ihm. Er hat es noch nicht abgegeben, und was dergleichen Andeutungen mehr sind. „Ich weiß sehr wohl", sagte mir eine Frau, als einmal in meiner Nachbarschaft ein solcher alter Mann im Sterben lag, „was noch kürzlich in seinem Hause passirt ist, und ahne, warum er nicht sterben kann. Ganz kurz vorher, ehe er sich auf das Krankenbette legte, hat sich bei ihm Folgendes ereignet. Einer seiner Knechte griff in der Abwesenheit des Bauers nach dessen Schnupftabacksdose, die er vor dem Fenster stehen sah, um verstohlener Weise daraus eine Prise zu nehmen. Als er die Dose aber öffnete, sah er statt des Tabacks eine große, dicke, vielbeinige Hummel darin herumkriechen, die sich, sobald sie den Deckel frei sah, erhob und zum Schrecken des Knechtes wild und gewaltigen Lärm machend im Zimmer herumflog. Als der Bauer bald darauf nach Hause kam, fing er zwar die Hummel gleich ein und steckte sie wieder in seine Dose, dem Knecht aber gab er sofort ohne weitere Explication seinen Lohn und seinen Abschied, und derselbe mußte den anderen Tag zum Hause hinaus, weil der Herr ihm über die Entdeckung gram geworden war." „Wegen der Hummel?" fragte ich, „nun wie so denn?". „Ja diese Hummel, Herr, war sein „Matzchen" oder, wenn Ihr es geradeheraus wissen wollt, sein Drache."

Wie die Knechte die Geheimnisse ihrer Herrn, so verrathen auch die Kinder oft die ihrer Aeltern. So saßen einmal ein paar Nachbarinnen bei ihrer Gevatterin zusammen, als ein Vogel mit dem Schnabel an die Stubenthür pickte und zwar so stark und hart, als schlüge Jemand mit dem Hammer an die Thür. Die Nachbarinnen erschraken und fragten: „was ist denn das mit dem Vogel?" — „Ach das ist ja der Mutter ihr Matzchen!" rief eines der kleinen Kinder aus. „Mutter giebt ihm immer zu fressen." Die Mutter sah darüber ihr Kind sehr bös an und befahl ihm still zu schweigen. Die Nachbarinnen aber mach-

Digitized by Google

ten sich bald unversehens zur Stube hinaus, nachdem jener Vogel hereingeflogen war, und wußten nun, was es mit diesem „Mühlchen" zu bedeuten habe.

Es ist überhaupt gar nicht geheuer in dem Hause solcher Leute, die den Drachen haben. Ein Müllerknecht, der auch in einer Mühle gedient hatte, in welchem der Müller in dem Rufe stand, daß er den Drachen habe, sagte mir, er wisse nicht, ob dieß wahr gewesen sei, allein so viel wisse er, daß es in der Mühle nie ganz richtig gewesen. „Es krochen dort," sagte er mir, „gewöhnlich eine Menge Ottern in der Rabstube und sogar hinter dem Backofen herum. Alle Morgen sahen wir die Spuren der Ottern in dem Mehlstaube der Mühle. Sie bewegten sich stets zu dreien oder vieren hinter einander und spielten mit einander. Oft purzelten sie aus dem alten feuchten Gemäuer der Radstube hervor, und wir hieben ihnen dann zuweilen den Kopf ab. Aber der Rest des Fleisches zog sich dann wieder in die Mauer zurück und verschwand, und wir konnten sie, so viel wir auch todt schlugen, nie gänzlich vertilgen. Der Müller wollte nicht, daß man sie todt schlagen sollten, und oft sahen wir ihn des Abends spät mit einem Körbchen mit Semmelbrocken in der Mühle herumgehen. Er sagte Niemandem, was er mache. Allein wir wußten wohl, daß er die Ottern fütterte. Am Morgen hatte er anstatt der Semmel allerlei Münzen in seinem Körbchen, oft sehr alte und wunderlich gestaltete, runde, dreieckige und viereckige. Niemand von uns wagte ihn zu fragen, woher er diese Münzen habe. Wir sagten dann unter uns, er hätte dem grauen Mühlchen, dem Hüter der Ottern, diese Nacht wieder Semmel abgekauft. Einmal in der Mitte einer ganz stillen Nacht hörten wir plötzlich sich alle Gänge der Mühle in Bewegung setzen. Die Steine schnurrten und flogen, als würden sie von einem wüthenden Sturmwinde getrieben. Ich raffte mich erschreckt vom Lager auf, weil ich fürchtete, daß ich die Räder den Abend zuvor schlecht „versetzt" hätte, und daß sie sich vielleicht losgemacht haben möchten. Allein ich fand bei den Rädern Alles in Ordnung. Trotzdem drehten sich die Steine wie Kreisel, und ich konnte sie auf keine Weise zur Ruhe bringen, bis auf einmal, ich glaube es war 1 Uhr, Alles von selbst wieder still stand und so ruhig wurde wie zuvor. Als ich am anderen Morgen dem Müller diesen Vorfall erzählte, gebot er mir, ich solle darüber ganz still

Digitized by Google

schweigen und nicht davon reden. Ich hätte die Sache vielleicht nur geträumt. Ein ander Mal komme ich spät des Nachts nach Hause und sehe Licht durch die Fenster eines Zimmers, von dem ich wußte, daß es Niemand bewohne. Ich setze eine Leiter an und steige zum Fenster hinauf, um zu sehen, wer da noch so spät sitzen möge. Zu meinem Entsetzen erblicke ich zwei Menschen in dem Zimmer sitzen, die beide ohne Kopf sind, und obgleich das Zimmer hell war, habe ich doch weder Lampe noch Talglicht darin wahrgenommen. Sowie ich aber vor dem Fenster erschien, erhoben sich die beiden Männer und verschwanden, das Zimmer wurde sogleich dunkel, und ich wäre meinerseits vor Schrecken fast von der Leiter herabgestürzt. Von diesem Tage an verließ ich den Dienst des Müllers sogleich. Dieser aber gab mir noch zwei Thaler mit auf den Weg und bat mich, von der Sache zu schweigen."

Es scheint mir überhaupt, als ob die Müller sehr häufig bei den Dorfbewohnern als Drachenfreunde in Verruf kommen. Neid über ihren in der Regel großen Wohlstand mag wohl zum Theil die Ursache davon sein. So wurde mir von einer Mühle erzählt, in welcher einer der sieben Gänge ein- für allemal für den Teufel bestimmt sei. Auf allen übrigen Gängen könne der Müller mahlen, was und wann er wolle, auf dem siebenten Gange aber mahle der Teufel, was und wann er wolle. Dieser stehe daher immer, wenn alle anderen Gänge thätig wären, still. Umgekehrt setze er sich, wenn die Mühle still stände, in der Nacht zuweilen von selbst in Bewegung, und man fände dann am anderen Morgen unter ihm allerlei zermalmte Dinge, die aber nichts weniger als Kornmehl seien.

Von einer anderen Mühle wurde mir erzählt, deren Besitzer contractmäßig dem Teufel verpflichtet sei, alle Jahre etwas Neues an seiner Mühle zu bauen, wenn er nicht des Vortheils seines Paktes verlustig gehen wollte, ohne jedoch der Nachtheile quitt zu werden. Demzufolge baue der Müller alle Jahre entweder eine neue Stube, oder ein neues Fenster oder einen neuen Mühlgang. Wenn er gar nichts zu thun wüßte, so reiße er etwas Altes ein und baue es von Neuem wieder auf.

So übel es solchen Leuten, die den Drachen haben, dem Gesagten zufolge auf ihrem Todtenbette geht und so manche Neckerei sie von dem Bösen auch schon während ihrer Le-

Digitized by Google

benszeit zu erdulden haben, so groß sind doch die irdischen Vortheile, die sie davon genießen. Es ist bei ihnen immer Alles in Fülle. Sie haben stets den Sack voll Geld, und kein Mensch weiß, wo es herkommt. Ihre Kühe geben beständig Milch, und wenn andere Menschen ein Kalb auf den Markt bringen, so haben sie deren meistens zwei oder drei. Auch die Butter geht ihnen nie aus, und man kann zu ihnen kommen, wann man will, sie haben beständig frische gute Butter zu verkaufen. Besitzen sie ein Ackerfeld, und wäre es auch nur ein kleines Stück, so haben sie Korn, Mehl und Brot in Fülle, und „der Teufel allein weiß, wie es zugeht."

Manche Arten abergläubischer oder poetischer Sitten und Spiele haben sich mit den großen christlichen Festen verknüpft und sich in den kleinen Thälern des Erzgebirges ebenso bis auf den heutigen Tag erhalten, wie in vielen anderen Ländern der Christenheit. Die wichtigste Rolle spielen in dieser Beziehung das Weihnachts- und das Osterfest. Das Werfen der Schuhe über die Schultern, das Setzen von Salzhäufchen, das Aufschlagen der Gesang- oder Gebetbücher und viele andere Dinge werden hier ebenso geübt, wie in anderen Theilen von Deutschland und auch in einigen Gegenden Englands und in anderen europäischen Ländern.

Die Salzhäufchen setzen die Mädchen mit ihren Fingerhüten am Weihnachtsabende. Wessen Häufchen am anderen Morgen noch unversehrt aufrecht steht, dessen Glück steht für das nächste Jahr noch fest gebaut. Wessen Salzpyramide aber am anderen Morgen halb oder ganz eingestürzt gefunden wird, der hat im Laufe des folgenden Jahres auch Schaden an seinem Glücke zu gewärtigen, das fast ebenso zerbrechlich und hinfällig ist, wie ein Häuflein lose übereinander gelegter Salzkörner.

Das Werfen der Schuhe wird hier hauptsächlich von den Knechten und Mägden geübt, um zu erfahren, ob sie im Laufe des nächsten Jahres noch im Dienste ihrer bisherigen Herrschaft bleiben werden oder nicht. Sie setzen sich dabei mitten ins Zimmer hin und werfen die Schuhe mit der rechten Hand über die linke Schulter nach der Thüre zu. Weist die Spitze des Schuhes zur Thür hinaus, so bedeutet dieß einen Auszug aus dem Hause. Steht aber die Spitze nach innen zu, so deutet es auf ein längeres Bleiben.

Digitized by Google

Das Aufschlagen der Gesang- und Gebetbücher und der Bibel ist eine ziemlich allgemeine protestantische Sitte. So viel ich weiß, thun sie es hier nur mit dem Gesangbuche am heiligen Abend. An diesem schlagen sie das Gesangbuch aufs Gerathewohl im Dunkeln vor dem Zubettegehen auf und legen es, damit während der Nacht die Blätter durch keinen Zufall verschlagen werden können, verkehrt auf diese hin. Am anderen Morgen sehen sie dann nach, ob sie ein Sterbelied oder ein Trostlied oder eine Jubelhymne oder einen Lob- und Dankgesang trafen, und schließen darnach auf ihr Glück.

Auch umwickeln sie hier um Weihnachten die Obstbäume mit Strohseilen oder, wie sie sich in ihrem Dialekte ausdrücken, „sie bebingen die Bäume mit Sehlchen (Seilchen)". Sie glauben, daß die Bäume darnach eine gute Obsternte geben. Vielleicht hat dieser Aberglaube seinen Ursprung in einer sehr heilsamen Wirthschaftsmaßregel, in dem Umwickeln der jungen Bäume mit Stroh, nämlich zum Schutze gegen die Hasen oder vielleicht auch gegen die Kälte des Winters. Viele sorgsame Wirthe thun dieß auch noch jetzt wirklich. Allein die Strohseile der abergläubischen Besitzer sind so dünn, daß sie keinen anderen Erfolg als einen eingebildeten haben können.

Um Weihnachten kann man auch die sogenannten Heckthaler citiren. Man erlangt diese Thaler mit Hülfe des Teufels in der Mitternacht des Christabends. Der abergläubische Bösewicht, der einen Heckthaler zu haben wünscht, muß um die besagte Zeit sich in die Kirche schleichen und einen schwarzen Kater mit sich nehmen. Mit dem Schlage zwölf muß er den Geldkasten in der Kirche erbrechen, einen Thaler, den er darin findet, herausnehmen und den schwarzen Kater statt seiner darin lassen. Jener Thaler wird dann ein Heckthaler sein und die Eigenschaft besitzen, nach der Verausgabung stets wieder zu seinem Herrn zurückzukehren.

Auch der Himmelfahrtstag ist durch einige abergläubische Meinungen ausgezeichnet. An diesem Tage hüten sie sich nämlich besonders mit Stahl und Eisen umzugehen, weil sie glauben, daß sie damit die Blitze und Gewitter auf sich ziehen. Sogar die kleinen blinkenden Nähnadeln sollen am Himmelfahrtstage diese unheilvolle Kraft haben. Und eine kluge und kundige Hausfrau, die „viel weiß", rührt an diesem Tage keinen solchen Blitzanzieher an. Ja sogar die Kleider, die am Himmelfahrtstage

Digitized by Google

geräth sind, sollen die Kraft, Gewitter anzuziehen, behalten, und manche alte sorgsame Frau, wenn sie sich um diese Zeit ein neues Kleidungsstück kauft, erkundigt sich bei der Schneiderin, ob sie nicht etwa am Himmelfahrtstage daran gearbeitet habe.

Auch wenn man zum Abendmahl gewesen ist, soll man nicht gleich eine Nadel oder ein scharfes Instrument berühren. Man könnte sich dabei schneiden, Blut vergießen und bei diesem Blutvergießen des ganzen heilsamen Erfolges des Abendmahls verlustig werden. Denn mit dem kleinsten Tropfen Blutes haucht schon die ganze Wirkung dieses geistigen Genusses davon. Am folgenden Tage hingegen, wo sich diese Wirkung schon mehr in Körper und Seele befestigt hat, schadet ein kleiner Blutverlust nichts mehr.

Auch am Fastnachtstage soll man keine Kleider ausbessern. Ich sah eine Frau, die dieß dennoch that. Eine andere, ihre Hausgenossin, traf sie dabei, erschrak nicht wenig darüber und bemerkte, sie ihrerseits würde an diesem Tage keine ihrer Kleider ausbessern, und wenn sie auch das ganze Jahr hindurch „lappig" gehen sollte. Sie konnte oder wollte mir aber nicht sagen, warum sie gerade diese Arbeit an jenem Tage so sehr scheue.

Der Fastnachtstag soll nach dem Volksglauben einzig und allein dem Tanze und den Lustbarkeiten gewidmet werden. Denn im Spinnerlande *) ist es ein allgemeiner Glaube, daß der Flachs desto besser gerathe, je mehr man um Fastnachten tanze, sowie man im Strohlande **) glaubt, daß das Stroh desto besser werde, je mehr man am Fastnachtabend jubilire. Obgleich dieß nur eine leere Entschuldigung für die, welche gern lustig sind, zu sein scheint, so ist doch diese Sage allgemein, und Viele halten ganz fest daran. Auch behaupten sie dasselbe sonst von keinem anderen Tanze, sondern blos vom Fastnachtstanze.

Auch mit dem Osterfeste verknüpfen sich noch mancherlei abergläubische Gebräuche, von denen der vornehmste und

*) So heißen die Gegenden, in denen in den Winterabendstunden das Flachsspinnen die vorherrschende Beschäftigung ist.

**) So werden die Gegenden genannt, in denen man in den Winterabendstunden Strohgeflechte macht.

Digitized by Google

verbreitetste der des Schöpfens des sogenannten Osterwassers ist, dem sie mehre außergewöhnliche Kräfte zuschreiben. In den ersten Stunden des Ostersonntags nämlich, nach Mitternacht und vor Sonnenaufgang gehen sie an die Flüsse und Bäche, um Flaschen und andere Gefäße mit fließendem Wasser zu füllen, mit dem sie sich waschen, und das sie auch noch für manche Krankheitsfälle, die im Laufe des Jahres sich einstellen möchten, aufbewahren. Es soll dieß Osterwasser besonders für den Teint gut sein und die Haut des Gesichts von Sommersprossen und kleinen Auswüchsen und Hautflecken befreien. Es ist insofern also eine Art Schönheitswasser, daher es auch hauptsächlich die jungen Mädchen sind, welche es holen. Doch soll es überhaupt gegen alle Arten von Hautausschlägen und Geschwüren gut sein, und um sich von solchen zu befreien, baden sich zuweilen auch die Männer in der besagten Nacht in fließendem Osterwasser. Namentlich thun dieß solche, die mit der Krätze behaftet sind, und die dafür vom Osterwasser Heilung erwarten. Ich kannte selbst Einen, der mitten in der Osternacht hinging und sich in einem kleinen über Felsen rauschenden Wasser badete, obgleich rund herum Alles mit Schnee und Eis bedeckt war. Das Osterwasser hat die Eigenthümlichkeit, daß es sich das ganze Jahr hindurch, auch wenn es nicht hermetisch verschlossen wird, frisch erhält und nie wie anderes Wasser fault. Es soll auch gut sein gegen Zahnweh, wenn man sich den Mund damit ausspült, gegen Kopfschmerz, wenn man sich die Schläfe damit reibt, gegen Augenübel, wenn man sich die Wimpern damit wäscht. — Sie halten zu allen diesen Zwecken mit dem geschöpften Wasser sehr sparsam Haus. Eine Frau zeigte mir eine Flasche mit Osterwasser, das sie vor zwei Jahren geschöpft zu haben vorgab. Sie sagte mir, sie könne es wer weiß wie viele Jahre aufbewahren. Es faule in der That nie.

Damit indeß das Osterwasser die besagten Eigenschaften erhalte, ist es nöthig, daß die Schöpfenden kein Wort dabei reden. Und zwar müssen sie nicht nur auf dem Hingange zum Wasser, während des Schöpfens selbst und auf dem Heimwege ganz stumm sein, sondern auch schon von Mitternacht an. Erst wenn sie das Wasser an Ort und Stelle in der Flasche haben, können sie wieder Athem schöpfen und der Rede freien Lauf lassen. Wird auch nur ein einziges Wörtchen dabei gesprochen, so ist der

Digitized by Google

Zauber dahin, und sie haben dann statt Osterwasser, wie sie sich ausdrücken, „Plapperwasser" geschöpft, welches sich in nichts von dem gewöhnlichen Wasser unterscheidet. Der Aberglaube, so dumm und blind er zum Theil ist, ist doch immer zugleich auch schlau genug, sich auf solche Weise ein Hinterpförtchen aufzulassen. Hält nun das Osterwasser später nicht oder fault es gar, so heißt es dann: Sicher ist es Plapperwasser gewesen, höchstwahrscheinlich haben die albernen Mädchen dabei geschwatzt; oder vielleicht sind sie nicht bei Zeiten aufgewesen und haben die Sonne darauf scheinen lassen.

Natürlich versehen sie sich trotz aller festen Vorsätze gar zu leicht dabei, z. B. gleich in der Nacht, wenn sie einander aus dem Bette holen. Sie müssen sich mit stummen Stößen und Rütteln aufwecken. Sowie ihnen ein Laut dabei über die Lippen kommt, ist der Zauber hin, und sie können sich die Mühe des Schöpfens ersparen. Auch auf dem Wege zum Flusse geschieht es oft, daß sie ihr Schweigen brechen; sie sind so gewöhnt, sich einander einen „scheenen *) guten Morgen" zu wünschen, daß ihnen dieser Wunsch, wenn sie fremden Mädchen begegnen, fast unwillkürlich entfährt. Es bleibt ihnen dann nichts übrig, als unverrichteter Sache wieder nach Hause zu kehren.

Da die jungen Mädchen, wie gesagt, die Hauptwasserschöpferinnen sind, und da es dabei vorzugsweise ihrer Schönheit gilt, so kann man sich vorstellen, daß die jungen Burschen nicht verfehlen, darauf zu denken, wie sie ihnen den Spaß verderben können, und sie auf allerlei Weise gesprächig zu machen. Die Burschen, wenn sie hören, daß einige ihnen bekannte Mädchen am Morgen Osterwasser schöpfen wollen, verabreden sich oft schon im Voraus, sie zu necken. Wenn sie können, entwenden sie den Mädchen während der Nacht ihre Wasserkrüge und verstecken sie. Manche Schöne kann dann am Morgen beim vergebenen Nachsuchen nicht umhin, ihrem Aerger durch eine Klage Luft zu machen, und wird nachher von den ihr auflauernden Burschen als Plappertasche ausgelacht. Die jungen Leute haben auch in der Regel ausfindig gemacht, an welchen Stellen des Baches die Mädchen das Wasser schöpfen wollen, und sie suchen daher mit ihnen zusammenzukommen, wünschen ihnen erst ganz ehrbar und

*) D. i. „schönen".

Digitized by Google

stündlich einen guten Morgen. Wird dieser Wunsch nicht erwiedert, so fragen sie neckend die Mädchen, warum sie so stumm und so unhöflich seien. Vermögen Fragen und Worte nicht, diese in ihrem kühnen Entschlusse des Stummbleibens wankend zu machen, so fangen sie an, sie mit Wasser zu bespritzen oder ihnen ihre Krüge selbst noch auf dem Heimwege umzustoßen und das Osterwasser zu verschütten.

Manche Dörfer liegen auf den Anhöhen fern von allem fließenden Wasser, und die schönen Bewohnerinnen derselben haben daher oft einen weiten Weg zu dem Bache des benachbarten Thales. Ein solches Verschütten ihres Wassers auf dem Heimwege ist daher oft keine geringe Geduldsprobe für sie. Ein- oder zweimal lassen sie es sich wohl still gefallen. Beim zweiten oder dritten Male aber bricht ihr Unwille gegen die muthwilligen Burschen los, die nun jubiliren, denn sie haben ihren Zweck erreicht, da jetzt die Mädchen statt Osterwasser „Plapperwasser" geschöpft haben.

Es gäbe ein passendes Bild für einen sächsischen Genremaler, diese hübschen keifenden Mädchen, die lachenden muthwilligen Burschen auf einem hohen Bergwege vor einem bald erreichten Dorfe auf der Höhe, zwischen ihnen die umgestürzten Wasserkrüge, unten ein bewässertes Thal, hinten am Horizont die ersten Strahlen der Morgenröthe. Mich wundert, daß es noch Niemand gemalt hat.

Auch die Mädchen ihrerseits, wenn sie hören, daß die jungen Leute sich zu solchen Streichen verabreden, machiniren, wie sie können, dagegen, und oft finden die letzteren die Fenster und Thüren des Stalls oder des Zimmers, in dem sie schwatzend beisammen sitzen, zur bestimmten Zeit verriegelt und verrammelt, und die Mädchen, an denen nun die Reihe des Lachens ist, befreien sie erst, nachdem sie ihr Osterwasser in Sicherheit gebracht haben.

Ich wohnte einmal dem Osterwasserschöpfen eines alten Ehepaares bei, und ich konnte mich kaum des Lachens enthalten, als ich die beiden, die ich sonst als durchaus nicht mundfaul kannte, so still und stumm im Dämmerlicht zum Flusse hinmarschiren sah und sie dort in der feierlichsten Stille mit ihren Ablutionen und anderen Operationen nebeneinander emsig beschäftigt fand.

Im Erzgebirge findet sich fast in jeder Haushaltung Jemand, der Osterwasser schöpft, sei es die Magd oder die Tochter oder die Frau des Hauses selbst. Manche thun es sogar auch dann sehr

Digitized by Google

gewissenhaft, wenn die Ostern so winterlich sind, wie es z. B. die vom Jahre 1845, in welchem ich hier lebte, waren. Viele aber, die das Ganze nur als einen hübschen Spaß behandeln, unterlassen es dann.

Nach den Erkundigungen, die ich eingezogen habe, herrscht diese Sitte in ganz Sachsen, sowohl in der Lausitz als auch auf der anderen Seite bis in die Gegend von Leipzig. Nicht nur die Dorfschönen beobachten sie, sondern auch die Bewohnerinnen der kleinen Städte Sachsens, wie ich unter Anderem aus den in diesen kleinen Städten erscheinenden Journalen ersehen habe. So wurde z. B. im Pirnaischen Wochenblatte vom Jahre 1845 die Fischerinnung alles Ernstes aufgefordert, ein Loch im Eise der Elbe schlagen zu lassen, damit die Bürgertöchter der Stadt nicht ihres Osterwassers verlustig gehen möchten.

Uebrigens ist das Schöpfen des Osterwassers bekanntlich eine sehr weit verbreitete christliche Sitte, die in verschiedenen Ländern auf verschiedene Weise ausgeübt wird. In dem ganzen weiten Rußland findet um diese Zeit die Einweihung der fließenden Gewässer aus dem Eise statt, und die Leute schöpfen dabei das Wasser in Flaschen, ebenso wie in Sachsen, nur noch etwas eifriger und weniger im Geheimen, am hellen Tage, in großen Volkshaufen bewahren es eben so lange auf und schreiben ihm dieselben Eigenschaften zu. Ebenso herrscht in Frankreich noch hier und da ein ähnlicher Gebrauch, der sogar in der Hauptstadt Paris sehr viele Anhänger findet. Auch der berühmte Petrarca, der seiner Zeit eine Reise nach Cöln unternahm, fand damals diese Sitte bei den Anwohnern des Rheins im Schwung und beschreibt sie in seinem Itinerarium, das wir noch besitzen, umständlich und auf sehr interessante Weise.

Eine andere mehr oder weniger abergläubische Ostersitte ist die des Bergesteigens. Auch diese Sitte scheint ziemlich allgemein zu sein, und ich habe sie ebenfalls in den hiesigen Journalen, die in den kleinen benachbarten Städten herauskommen, erwähnt gesehen. Es wurde in einem derselben geklagt, „daß man dieses Jahr (1845) keine Berge besteigen könne, weil alle Gipfel noch mit hohem Schnee bedeckt seien". Vielleicht stammt diese Sitte noch aus den heidnischen Jahrhunderten, wo auf den Bergen um diese Zeit dem wiedererwachenden Jahre zu Ehren geopfert wurde. Auch verbindet sich dieselbe ganz

Digitized by Google

natürlich und hübsch mit dem Osterfeste, wo doch in der Regel die Berggipfel schon wieder vom Schnee befreit sind. Man saß den ganzen Winter, von Schnee und Eis eingeschlossen, in den engen Thälern, und erfreut sich nun zum ersten Male wieder der weiten Aussicht über die befreiten Fluren.

Es giebt mehre hohe Spitzen im sächsischen Gebirge, auf denen sich am Ostersonntage die Bewohner der benachbarten Orte und Städte versammeln, in unserer Zeit nun zwar nicht mehr um einer Gottheit zu opfern, sondern um Kaffee zu trinken und Musik anzuhören, denn in der Regel bringen sie auch eine Musikbande mit. Wenn der Ostersonntag schön und mild ist, so sind dann alle Höhen mit der benachbarten dahin auswandernden Bevölkerung bedeckt. Das eigentliche abergläubische Bergesteigen findet aber schon vor Sonnenaufgang statt. Von einem solchen Oster-Bergesteigen vor Sonnenaufgang hoffen sie die Wirkung, daß es sie das ganze Jahr hindurch vor Kopf- und Zahnschmerz bewahre.

Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß man sich die Osterzeit gerade für die Befreiung von Zahnschmerzen so heilbringend machen kann. Wer am ersten Osterfeiertage ebenfalls früh vor Sonnenaufgang (ich weiß nicht recht, warum sie sich einbilden, daß gerade die Strahlen der Sonne immer so vielen Zauber verderben) an einen verborgenen Ort in den Busch geht, wohin er später in seinem Leben nie wieder zurückzukehren glaubt, und daselbst in einen Baum ein Loch bohrt und in dieses einen Zahnstocher verbirgt, den er zuvor in dem Fleische des leidenden Zahnes blutig machte, der wird ebenfalls vor Zahnschmerz geschützt bleiben. Man muß sich aber wohl hüten, je wieder an die Stelle, an welcher man den Splitter verborgen hat, zurückzukehren. Denn geschieht dieß, so kehrt der Zahnschmerz augenblicklich zurück und zwar viel heftiger als zuvor.

Mit jenem Bergesteigen um Ostern verbindet sich noch eine höchst sonderbare abergläubische Sage. Sie versichern nämlich, daß die Sonne am Ostersonntagsmorgen sich umkehre, und daß man dieß auf einem hohen Berge bei Sonnenaufgang sehen könnte. Ich glaubte erst, daß, da das Osterfest in der Regel mit dem Frühlingsanfang ungefähr zusammenfällt, die Leute sich vielleicht vorstellten, daß die Sonne sich nun wieder zu unserer nördlichen Hemisphäre umwende. Allein ein Mann, den ich

Digitized by Google

darüber befragte, gab mir eine andere Vorstellung von der Sache. Er sagte mir, er glaube, daß die Sonne mit allen ihren Strahlen sich wie ein Rad herumwälze, und daß dieß am Ostern aus Freude über die Auferstehung des Heilands geschehe. Sollte vielleicht eine orientalische Bilderphrase in der Bibel zur Entstehung dieser Idee Anlaß gegeben haben? Sie ist unter den Bewohnern dieser Gegenden in der That viel verbreiteter, als man glauben sollte. Und ich hörte einmal von einem jungen Mädchen aus den gebildeten Ständen erzählen, dem man den Glauben, daß die Sonne sich am Ostermorgen umdrehe, nicht aus dem Kopfe bringen konnte.

Dieß ist ungefähr Alles, was ich an Ort und Stelle über die hier zu Lande herrschenden abergläubischen Meinungen und Sitten erfahren habe.

Digitized by Google

XI.

Bemerkungen

über die

Küche und Nahrungsweise

der

Anwohner des Erzgebirges.

Geschrieben in einem Dorfe am Fuße des Erzgebirges 1845.

Digitized by Google

Digitized by Google

Da die Nahrungsweise eines Volkes, sowohl die Quantität der Speisen und Getränke, die es zu sich nimmt, als die Qualität derselben, und auch die Art, wie es dieselben zubereitet, vielfach interessant ist, sowohl an und für sich, als auch, weil dieß Alles mehrfach auf seinen ganzen moralischen und physischen Zustand von Einfluß ist, — manche Nahrungsmittel giebt es, die Geist und Körper schwächen, — an den Genuß gewisser Speisen knüpfen sich interessante psychologische Fragen an, — die Küche veranlaßt allerlei Feste und eigenthümliche Gebräuche unter dem Volke, — die Mahlzeiten selbst bringen mancherlei Sitten und Ceremonieen mit sich, und bei ihnen hat man oft eben so viel Gelegenheit, den Charakter der Leute zu studiren, als bei anderen viel geistigeren und im Allgemeinen wichtigeren Verrichtungen —, so habe ich geglaubt, die Mühe nicht zu verlieren, die ich mir gab, in alle diese Verhältnisse bei demjenigen deutschen Volksstamme, in dessen Mitte ich weile, näher einzudringen, und will es jetzt hier versuchen, die Nahrungsweise der Landbewohner von Sachsen zu schildern, so weit ich sie kennen gelernt habe, und werde zunächst von ihren Getränken und dann von ihren Speisen reden.

Soll ich hier sogleich mit dem sächsischen Hauptgetränke anfangen, so muß ich ohne allen Zweifel den Kaffee obenan stellen.

Wenn man die Rheinländer ein Wein trinkendes, die Baiern ein Bier trinkendes, die Preußen ein Branntwein trinkendes Volk nennen kann, so muß man die Sachsen durchaus wesentlich als Kaffeetrinker bezeichnen.

So viel ich weiß, giebt es kein Land in der Welt, — selbst Mocca in Arabien nicht ausgenommen, — in welchem

Digitized by Google

die geringen Leute solche Quantitäten Kaffee verconsumiren wie hier. In Frankreich trinkt man selbst des Morgens zum Frühstück etwa nur eine halbe Tasse Kaffee, die freilich gut ist, und ungefähr eben so viel nach Tische. In England ersetzt der Thee den Kaffee beim Frühstück fast ganz, und in der Regel ist dieses Getränk dort so schlecht, daß man auch bei der Mittagstafel auf die gebotene Tasse ziemlich willig verzichtet.

In Rußland treten beim geringen Volke ebenfalls Thee und Branntwein und andere Flüssigkeiten an die Stelle des Kaffees. Deutschland ist das Land, welches die Kaffeekanne zu einem so respectablen und umfangreichen Gefäße gemacht hat, und in Deutschland gebührt in dieser Beziehung wieder Sachsen vor allen anderen Ländern die Krone, denn hier sprudelt der Kaffee in tausend Quellen.

In anderen Ländern ist er nur ein Getränk der Wohlhabenden, und die Geringen und Armen kennen ihn kaum. In Frankreich bekommt der Arme eher Wein ins Haus als Kaffee; in England hat der Arme überall zwar Thee, aber fast nie Kaffee. In Sachsen dagegen ist beinahe Niemand so arm, daß er nicht Kaffee trinke. Mit Kaffee bringen sie ihre kleinen Kinder auf, Kaffee trinken die Erwachsenen am Morgen, am Mittage und am Abende. Kaffee ist ihre Suppe, ihr Wein, ihre Sauce, ihr Alltags- und Festtagsgetränk.

In Dresden und anderen sächsischen Städten giebt es eine Menge armer Handlanger und Tagelöhner, die Morgens ihre sechs Tassen wässerigen Kaffee mit Brot, Mittags ihre sechs Tassen Kaffee zum Butterbrot und Abends wieder ihre sechs Tassen Kaffee zu ihren Kartoffeln genießen. Bei den Spitzenklöpplerinnen und Strohflechterinnen im Erzgebirge kommt das Kaffeetopf fast den ganzen Tag nicht von dem Ofen. In Folge dessen hat sich denn auch in den meisten Haushaltungen Sachsens ein solcher permanenter Kaffeegeruch festgesetzt, daß man diesen Geruch als vorherrschend bezeichnen kann. In den Hinterhäusern Dresdens und Leipzigs und überhaupt aller Städte des Königreichs Sachsen verschlingt der Kaffeegeruch alle anderen Gerüche, und man könnte, mit verbundenen Augen reisend, allein aus diesem Geruche erkennen, wenn man zuerst in ein Haus jenes Königreiches träte.

Die sächsischen Mädchen, wenn sie des Nachts hindurch

Digitized by Google

Besuche von ihren Geliebten haben, kochen ihnen Kaffee und nähren die Nacht hindurch bis zum Sonnenaufgange die Flammen der Liebe mit diesem Getränke. Ihre Aeltern, wenn sie Gäste bekommen, die sie ehren wollen, kochen ebenfalls Kaffee und kaufen einige Semmeln dazu. Bei den Spinngesellschaften, den Strohflecht-, Klöppel-, Stick- und Strickzusammenkünften der Mädchen im Erzgebirge bildet die Kaffeekanne ebenso den Hauptmittelpunkt, und die Kaffeetasse kreist von Mund zu Mund. Ich möchte sagen, die mäßigen Sachsen sind sonst in keinem Genusse unmäßig, als in dem dieses lauen Getränkes, das so reichlich mit Wasser getauft, wie es bei ihnen erscheint, selbst ein wahrer Repräsentant der Nüchternheit ist.

Die Sachsen haben eine solche Passion, Kaffee — oder vielmehr warmes mit irgend einer bräunlichen Substanz gefärbtes Wasser zu trinken, daß sie eine zahllose Menge von Gegenständen ausfindig gemacht haben, aus denen sie diesen Extract ziehen können. Der arabische ächte Kaffeebaum ist nur ein sehr niedriger unscheinbarer Strauch, der unter allen Umständen dieselbe Form und Gestalt behält. Das sächsische Kaffeegewächs aber ist ein wahrer Proteus, der bald als Strauch, bald als großer Baum, bald als ein unscheinbares Wurzelgewächs, bald als Halm erscheint.

In der That, ich weiß in den Gärten oder auf den Feldern der Erzgebirgler kaum eine einzige fruchttragende Pflanze, sei sie über oder unter der Erde wachsend, deren Früchte von den hiesigen Leuten nicht geröstet, zerrieben, mit Wasser begossen und als Kaffee verschlürft würden. Der eigentliche echte Kaffee ist den Meisten zu theuer, und zunächst und vor allen Dingen treten an seine Stelle alle Arten des Getreides, Roggen, Hafer Weizen, Gerste, Malz, ganz insbesondere aber Roggen und Gerste. Die Cichorienwurzel ist in ganz Deutschland als treffliches Kaffeesurrogat bekannt. Auch die meisten anderen Arten von Wurzeln, als z. B. Runkelrüben, Möhren, Erdmandeln, ja sogar Kohlrüben und Kohlrabi werden hier zu Kaffee verwandt. Alle diese Rüben und Wurzeln werden in kleine Stückchen zerhackt, geröstet und auf die Kaffeemühle gebracht. In jedem Haushalte findet man immer eine ziemliche Quantität von solchen Wurzelgewächsen zu dem genannten Zwecke vorräthig. Auch Erbsenkaffee ist hier sehr häufig; aber gerade dasjenige Gewächs, dessen Frucht am meisten Aehnlichkeit mit der des Kaffeestrauches hat, die Gar-

Digitized by Google

ten- oder Feldbohne, halten sie zum Kaffebrauen am wenigsten tauglich.

Auch die saftigen Früchte der Obstbäume, die Pflaumen, die Aepfel, die Birnen, müssen es sich gefallen lassen, im heißen Backofen ihrer aromatischen Säfte beraubt, in Halbkohlen verwandelt und in Staub zermahlen zu werden, um das warme Wasser des Sachsen braun zu färben und ihm die lockende Täuschung vorzuspiegeln, daß er Kaffee trinke. Die Aepfel röstet sie in feine Scheibchen zerschnitten, die im Ofen so dürr wie Holzkohlen werden und sich dann leicht zermahlen lassen. Sogar mehre Arten von Dornsträuchern, z. B. Hagebutten, lesen sie sorgfältig ab, um ihre Früchte zu rösten und gleichfalls auf die allzermalmende Kaffeemühle zu bringen.

Die arabischen und westindischen Kaffeehändler und Kaffeetrinker gerathen in Jahren des Mißwachses in die größte Noth. Die sächsischen Kaffeetrinker haben sich, wie man aus dem Vorigen sieht, so vernünftig eingerichtet, daß sie weder eine solche Noth, noch einen solchen Mißwachs für ihre Kaffeeernte je zu befürchten haben. Denn ist der Kornkaffee auf dem Felde nicht gerathen, so giebt es doch Pflaumenkaffee auf den Bäumen oder Wurzelkaffee unter der Erde. Es wäre zu wünschen, daß man jeder Nahrung des Volkes eine solche breite Basis geben könnte.

Da die sächsischen Surrogatkaffees auch in größeren städtischen Haushaltungen Verbreitung erhalten haben, so sind dadurch die Surrogatkaffeefabriken in den Städten Sachsens entstanden. In keinem Theile von Deutschland giebt es deren so große, wie in Magdeburg, Leipzig, Dresden ꝛc. Ja auch die sächsischen Gelehrten und Doctoren haben die Sache ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt und in gründlichen Tractaten die Bereitungsweise jener unzähligen Kaffeearten beschrieben. Das Verlagscomptoir zu Grimma verbreitet unter seinen vielen nützlichen Schriften auch solche Abhandlungen wie diese: „Anweisung zur Bereitung „des besten Roggenkaffees, Versuche und Erfahrungen des Herrn „Dr. Heim, mittelst deren dem Gerstenkaffee fast alle Eigenschaften „des levantischen mitzutheilen sind.“ Vielleicht haben auch schon der Runkelrüben-, der Erbsen-, der Möhren- und Hagebuttenkaffee ihre eigene Literatur.

Doch hat dieß Getränk erst in neuerer Zeit eine solche

Digitized by Google

außerordentliche und bemerkenswerthe Ausbreitung erhalten, und erst sehr allmälig und stufenweise ist man zu dem jetzigen Zustande gelangt. Ich habe mit alten Leuten viel darüber gesprochen, die mir versicherten, daß man in ihrer Jugend in hiesigen Landen noch kaum den Kaffee gekannt habe. „Ich war in dem Anfange dieses Jahrhunderts," sagte mir einer dieser Alten, „ein junger Bursche, und ich erinnere mich, daß damals mein Vater nur an den Markttagen, wenn er früh Morgens um 2 Uhr aufbrechen mußte, um nach Dresden zu fahren, ein paar Tassen Kaffee trank. Meine Mutter mußte ihm dann Kaffee bereiten, was ihr alle Mal viel Umstände machte. Mein Vater trank ihn, um sich munter und wach zu erhalten und sich für seine Frühfahrt etwas zu erwärmen. Im Uebrigen tranken wir den Kaffee nur an hohen Festtagen, zu Weihnachten, zu Ostern und zur Kirmes, aber auch selbst dann nur in sehr kleinen Portionen. Da die Kaffeeplantagen auf Cuba und den anderen westindischen Inseln sich mehrten und die Engländer immer emsiger in der Einführung der Kaffeebohne nach Deutschland wurden, und dadurch dieses kostbare Getränk billiger zu haben war, so tranken wir am Ende auch an allen Sonn- und übrigen Festtagen Kaffee. Auch wurde er dann als Festgetränk den Gästen bei Hochzeiten, Begräbnißschmäusen ꝛc. vorgesetzt. An den übrigen Tagen aber blieben die Wasser- und Biersuppen als Frühstücksgetränk noch eine Zeit lang in ihrem uralten Rechte, welches sie wahrscheinlich seit der alten Germanen Zeiten bei uns geübt hatten."

„Da auf diese Weise sich indeß die Kaffeevorräthe sowohl in den Läden der Kaufleute, als in den Hauswirthschaften mehrten und da des Sonntags zuweilen mehr Kaffee gebraut wurde, als man nöthig hatte, so fing man an, zuerst auch den Montag mit in die zum Kaffee berechtigten Tage hineinzuziehen. Man genoß an diesem ersten Tage der Woche den Kaffeerest vom Sonntage, und zuletzt gewöhnte man sich so daran, daß nun die Wirthinnen beim Kochen des Sonntagkaffees immer auf den Montag mit Rücksicht nahmen und dafür sorgten, daß für diesen Tag eine hinreichende Portion übrig bleibe."

„Die Napoleonische Continentalsperre ließ es uns zum ersten Mal schmerzlich empfinden, wie sehr wir uns bereits an das ausländische Getränk gewöhnt hatten und in wie hohem Grade es uns zum Bedürfniß geworden war. Da die echte Bohne uns

Digitized by Google

entzogen wurde, so griffen wir nun zu den Schätzen des eigenen Vaterlandes und sahen uns in den eigenen Gärten und Feldern um, um die Dinge zu entdecken, welche uns und unseren Gästen ein Getränk liefern könnten, das wenigstens demjenigen ähnlich wäre, das sie bei uns zu finden sich gewöhnt hatten."

„Seit dieser Zeit nun entstand in unseren Haushaltungen und Fabriken die Anfertigung und Bearbeitung der vielen Kaffesurrogate, die sich seitdem in so außerordentlichem Maße ausgebreitet und vermehrt haben. Kaffee wurde nun ein so billiges Getränk, daß wir, während wir früher unsere Wasser-, Milch- und Biersuppen als minder kostspielig vorzogen, jetzt umgekehrt den Kaffee als leichter erreichbar betrachten und die Milch- und Biersuppen jetzt fast doppelt so theuer sind. Zuerst verbreitete sich der Kaffee als allgemeines Frühstücksgetränk über alle Tage der Woche. Doch trank man ihn wenigstens jeden Tag nur ein Mal. Jetzt aber genießen wir ihn fast alle Tage drei Mal."

Bei den eigentlichen wohlhabenden Bauern oder Bauergutsbesitzern herrscht noch am meisten alte Sitte. Hier wird der Kaffee noch jetzt gewöhnlich nur des Morgens und dann des Nachmittags nach einer soliden Mittagsmahlzeit, oder wenn sie Gäste haben, aufgetischt. Auch gilt dieß nur von der Gutsherrschaft selbst. Knechte und Mägde dagegen in solchen größeren Wirthschaften genießen oft nur an Sonntagen Kaffee und bekommen an Alltagen auch zum Frühstück noch die alten herkömmlichen Frühstücksspeisen, Milch-, Wasser- und Biersuppe ꝛc., theils weil sie dieser kräftigen Nahrung bedürftig sind, theils weil sich überhaupt alles Hergebrachte bei den eigentlichen Bauern länger erhalten mag.

Die ärmeren Klassen dagegen auf den Dörfern sowohl als in den Städten, die kleinen Gärtner und Häusler, die Handwerker, die Spinnerinnen, die Spitzenklöppler und die zahllosen kleinen Fabrikarbeiter im Gebirge betrachten den Kaffee durchweg als ihr vornehmstes Getränk. Wie in Irland und England die Ausbreitung der Kartoffeln, so ging in Sachsen die Ausbreitung des Kaffees mit der Vermehrung des Pauperismus Hand in Hand. In der That, man kann sagen, daß es Tausende in Sachsen giebt, deren einzige und vornehmste Nahrung jetzt nichts Anderes als Kaffee und Kartoffeln sind.

Schon fast von der Geburt an bildet Kaffee die Nahrung

Digitized by Google

der Armen, und die kleinen Kinder, sowie sie von der Mutterbrust entwöhnt sind, nehmen alsbald an dem Kaffeegeschlürfe der Großen Theil. In der Regel indeß setzen sie den Kleinen doch etwas mehr Milch und, wenn sie können, auch etwas Zucker hinzu, um dadurch die nährenden Bestandtheile in der Substanz zu vermehren. Nur die Kinder der Wohlhabenden, die an Milch Ueberfluß haben, werden mit diesem Getränke groß gezogen.

Diejenigen kleinen Säuglinge, deren Mütter ihnen selbst keine eigene Milch zu geben haben, und solcher sind leider nicht wenige, müssen zu ihrem „Zulp" gleich von der Geburt an Kaffee trinken. Es giebt Tausende kleiner Neugeborene, die in ihrem ersten Lebensjahre keine andere solide Kost zu sich nehmen als die, welche sie aus dem „Zulp" saugen, und kein anderes Getränk als das, welches ihnen die Kaffeetasse gewährt. Der berühmte sächsische „Zulp" ist ein Läppchen Leinwand, in welches sie in Wasser aufgelöstes Weizenbrot hineinbinden und das sie dann dem Kinde statt der Mutterbrust in den Mund stecken. Viele thun statt der Weizenkrume auch Roggenbrot hinein, manche blos Mehl und andere Dinge. Viele fügen auch wohl, um die Sache nahrhafter und schmackhafter zu machen, etwas Zucker hinzu.

Ein solcher Zulp, an dem die Kinder saugen oder, wie die Sachsen sagen, „nutschen" oder „zulpen", ist in ganz Sachsen gebräuchlich; fast bei allen Klassen, auf dem Lande sowohl, als in den Städten. Die sächsischen Mütter, Ammen und Kinderwärterinnen sind große Anhängerinnen des Zulps. Sie lassen ihn oft Tage lang den Kindern im Munde, die dabei in der Regel ruhig und zufrieden sind.

Weil bei dem Saugen die kleinen Löcher der Zulplappen sich durch die Mehltheile allgemach verstopfen, so pflegen sie sie am Ende der Woche auszuwaschen. Ich traf einmal eine Bauerfrau, die am Sonnabende fünfzehn solche Zulplappen für ihren kleinen Säugling auswusch. „Wahrscheinlich," sagte ich, „verstopfen und verkleistern sich der Magen und die Eingeweide Eures Kindes auch ebenso wie diese Lappen, und die werdet Ihr nicht so leicht waschen können." Die Aerzte, die Gesetzgeber und alle Patrone der unbewachten Säuglinge sollten gegen die sächsischen Mütter und ihre Zulpe zu Felde ziehen. Denn was kann man in der That von der Energie, Gesundheit und Kraft eines Geschlechtes erwarten, das in seinen ersten und kostbarsten Jah-

Digitized by Google

ren seinen ganzen Lebensorganismus mit nichts Anderem als mit Kaffee und Zulp im Gange erhielt. Viele lassen ihre Kinder bis ins zweite und dritte Jahr zulpen und nutschen. Manche Kinder, besonders Mädchen, können es sich kaum mehr abgewöhnen und thun es bis ins achte, ja zehnte Jahr. Ich kannte einige, die deswegen oft hart bestraft wurden und es doch nicht lassen konnten. Sie nahmen, wenn sie keinen Zulp bekommen konnten, die Finger, und eine hatte ihren Finger durch Saugen am Ende ganz zugespitzt.

Ich sage, was für Arbeiter mögen aus diesen bei Zulp und Kaffee groß gewordenen Kindern, die von Müttern geboren wurden, welche ebenfalls bei Kaffee und Spinnrocken und stets an Stuhl und Tisch gefesselt im Dunste enger warmer Stuben groß wurden und lebten, werden? — Der physische Zustand der sächsischen Gebirgsbewohner scheint keine sehr günstige Antwort auf diese Frage zu geben. Denn in der That so ausgezeichnet sie sonst in vieler Hinsicht sind, so sind sie es doch keineswegs in Bezug auf Größe, Stärke und Körperbildung. Sie stehen darin ihren Nachbarn im Osten, den Wenden, bei Weitem nach. Im Ganzen ist ihre Statur klein und hat etwas Verkommenes. Ihre Gesichtsfarbe ist in der Regel nicht sehr frisch. Man sieht mehr bleiche als blühende Wangen. In den sächsischen Städten sind die Krüppel und Verwachsenen häufiger als in den Städten irgend eines anderen mir bekannten Landes.

Wahrscheinlich muß dem unmäßigen Kaffeetrinken ein gut Theil Schuld an diesem Allen zugeschrieben werden.

Es ist in der That eine interessante Frage, inwiefern und in welchem Grade die so große Verbreitung des Kaffees und der Kaffeesurrogate in den letzten vierzig Jahren und die allmälige Vertreibung der Milch- und Biersuppen und anderer kräftigeren Speisen auf die Schwächung des Gesundheitszustandes und der Constitution der hiesigen Landeskinder hingewirkt habe. Es hängt diese Frage mit anderen großen Fragen, deren Gebiet sich über ganz Europa ausdehnt, zusammen. Denn wie über Sachsen, so hat sich in der neueren Zeit, seit der Eröffnung der großartigen Handelsverbindungen mit der ganzen übrigen Welt, auch über unseren ganzen Welttheil eine so große Masse von warmen Getränken, von früher unbekannten Speisen und Nahrungsmitteln verbreitet, daß man vermuthen könnte, der ganze Zustand der

Digitized by Google

physischen Constitution aller europäischen Völker müsse wesentlich dadurch afficirt worden sein.

Der sogenannte Kaffee ist zwar so sehr das Hauptgetränk der Sachsen, daß neben ihm kaum ein zweites sich noch nennen läßt. Doch haben sie sich mit diesem warmen Getränke allein nicht begnügt. Wenn sie auch nicht von so vielen Pflanzen, Blättern und Pflanzenblüthen wie die Bewohner der südrussischen Steppen Absude bereiten, so ist doch auch bei ihnen die Zahl derselben nicht gering.

Sie sammeln sich im Frühlinge die Blüthen der Schlüsselblume, die hier, wie auch anderswo die ersten Blumen sind, die auf den Wiesen erscheinen, dann die der Stiefmütterchen, welche auf den Bergen und brachliegenden Feldern zuweilen so häufig sind, daß sie ganze Bergabhänge blau und gelb färben, der Pfeffermünze, der Krausemünze, des Tausendgüldenkrauts, der Königskerze, des Huflattigs, die Lindenblüthen und die süßen Wurzeln der Quecke und bereiten aus allen diesen Gewächsen Thee; denn Thee nennen sie jeden heißen Wasserabguß von getrockneten Blüthen, Blättern oder Pflanzentheilen, mögen diese nun von der wirklichen chinesischen Theestaude kommen oder nicht, sowie sie Kaffee jeden Abguß von verkohlten oder gebrannten Pflanzentheilen nennen, mögen diese nun aus Arabien herrühren oder nicht.

Man findet fast in jedem Bauernhause einige Säckchen voll von den genannten Blüthen und Blättern, die sie im Sommer nicht in der Sonne, welche die Kraft herausziehen würde, sondern an einem schattigen Orte trocknen. Doch gehört die Betrachtung dieser Theearten weniger in das Capitel der Nahrungsmittel als in das der Haus- und Heilmittel, weil sie in der Regel nur als Medicin angewandt werden.

Auch das „warme Bier" ist, wie im Erzgebirge und im Königreiche Sachsen, in ganz Deutschland eines der nationalen warmen Getränke, das aber in der neueren Zeit mehr und mehr in Abnahme gekommen ist. In einigen Haushaltungen des Erzgebirges habe ich ein eigenthümliches warmes Getränk gefunden, nämlich den sogenannten „Mehltrank". Derselbe wird von Weizenmehl auf diese Art bereitet: Man schüttet einige Hände voll Mehl in einen Topf, quirlt dieß mit etwas kaltem Wasser, gießt dann heißes Wasser hinzu und läßt das Ganze eine Zeit lang über dem Feuer kochen. Sie trinken dieß Getränk wie

Digitized by Google

Kaffee aus Tassen und schütten statt des Zuckers etwas Salz hinzu.

Sonstige heiße und zugleich berauschende Getränke, wie in Irland und Schottland der Punsch, der Whisky und der Grog, den sich dort auch jeder Bauer braut, könnte ich hier nicht als einheimisch bezeichnen. Kühlende mussirende Getränke wie die Russen aus Honig und Mehl deren verschiedene zu bereiten wissen, sind hier ebenfalls nicht national. Die sogenannte Bierkaltschale wäre allenfalls das einzige, welches man nennen könnte. Doch giebt es Gegenden von Deutschland, in denen diese Bierkaltschale noch häufiger ist.

Kalte berauschende Getränke sind blos das Bier und der Branntwein, da der Wein im Elbthale nicht so häufig gebaut wird, daß er, wie im Schwarzwalde und in anderen Gegenden Deutschlands, ein gewöhnliches Getränk des Landbewohners hätte werden können. Nur in den Wirthshäusern der kleinen sächsischen Städte ist der Landwein allgemein verbreitet. Im Schwarzwalde läßt sich selbst der wandernde Bettler sein Gläschen goldenen Weins auf den Tisch setzen. Vielleicht mag dieß früher auch hier anders gewesen sein. Denn man findet noch an vielen Abhängen des Vorgebirges Spuren von ehemaligen Weinbergen, Ruinen von alten Winzerhäusern und von Mauern, die jene Weinberge einfaßten, Stellen, die auch jetzt noch alte „Weinberge" heißen.

Es scheint also, daß der Weinbau, der sich jetzt blos und allein auf das Elbthal beschränkt, früher weiter ins Gebirge hineinging und hier ebenso in Verfall gerieth, wie in mehren anderen nördlichen Gegenden, z. B. in Preußen, in Brandenburg, auf der Insel Wight in England, wo er früher ebenfalls strichweise bestand, aber nach und nach eingegangen ist und aufgehört hat. Wie in jenen genannten Ländern, so sind auch hier in Sachsen die Ansichten der Leute darüber getheilt, was die Ursache dieser Beschränkung des Weinbaues gewesen sein möchte.

Einige glauben, daß die Vermehrung der Communicationsmittel und die größere Ausdehnung des Handels und Verkehres, welche uns jetzt gestatten, vom Rhein, aus Frankreich und anderen Ländern bessere Weine auf leichtere Weise zu beziehen, den Gebrauch und Anbau dieser schlechteren, nördlichen Weine so sehr beschränkt habe.

Digitized by Google

Andere glauben, daß nur eine Verschlechterung des Klimas daran Schuld sein könne. Sie sagen, daß es jetzt gar nicht mehr möglich sei, da Wein zu bauen, wo man ihn früher baute, und daß die Trauben bei den jetzigen kalten Sommern und rauhen Wintern da gar nicht mehr reif würden, wo sie sonst eine hinreichende Süße und Reife erlangt hätten.

Noch Andere endlich glauben, daß die Fortschritte und Verbesserungen, welche in der neueren Zeit in der Kunst des Ackerbaus stattgehabt hätten, die Ursache des Zurückgehens des Weinbaus wären. Man finde es nun weit profitabler, den früheren Weingarten in ein Kornfeld zu verwandeln.

Für jede Ansicht läßt sich etwas sagen. Vielleicht haben alle Ursachen zusammengewirkt. Für eine Verschlechterung des Klimas scheint auch der Umstand zu sprechen, daß früher in der hiesigen Gegend mehr zahme Kastanienbäume vorkamen als jetzt. Man erzählte mir in mehren Dörfern, daß sie früher daselbst Kastanienbäume gehabt hätten, die nun eingegangen wären. Ich kannte ein Dorf, welches wegen seiner vielen Kastanien sonst in sächsischen Chroniken „Kastaniendörfchen" genannt wurde, das aber jetzt nur noch einige wenige alte Bäume als Ueberreste seines ehemaligen Reichthums aufzuweisen hatte und nun bei seinem gewöhnlichen Namen Sayda blieb.

Wer polnische oder preußische Landleute den Branntwein hat trinken sehen, wer gehört hat, wie oft die Bewohner Baierns im Verlaufe eines Abends mit ihren Schoppendeckeln klappern, um den Kellnern anzuzeigen, daß das Glas geleert sei und auf neuen Stoff warte, wer die Pfälzer am Rheine hat „schöppeln" sehen, der wird nicht umhin können, die Mäßigkeit der Sachsen zu bewundern, wie sie mit einem einzigen Glase leichten Bieres den ganzen Abend Haus halten, und wie sie selbst im Winter bei strenger Kälte nur ein oder höchstens zwei Gläschen „Halbirten" (d. h. guten starken Branntwein, der mit schwächerem gemischt wurde) verlangen.

Vor einiger Zeit wurde mir die Uebersetzung einer trefflichen Abhandlung eines berühmten Engländers über Mäßigkeit zugesandt, mit der Bitte, sie, wenn ich könnte, in einem sächsischen Journale zu publiciren. Ich fand diese Abhandlung zwar vortrefflich und insbesondere ganz außerordentlich gut auf die englischen Zustände passend, allein die Schilderungen der Unmäßigkeit selbst

Digitized by Google

und ihrer betrübenden Folgen waren so grell und finster, daß man diese Bilder den sächsischen Zuständen durchaus nicht anpassend und hier in Sachsen nur unwahr gefunden haben würde. Man würde daher auch die Ermahnungen des englischen Redners, als an Leute, wie sie in Sachsen gar nicht existiren, gerichtet, nur als lächerlich und ihr Ziel verfehlend angesehen haben. Die Publicirung jener Rede unterblieb daher, weil sie in Sachsen eine Rede in die Luft gewesen sein würde.

In Rußland, Polen und in mehren anderen nördlichen Ländern grassiren Trunksucht und Völlerei als wahrhafte Grundübel der Gesellschaft. In der oft thierischen Unmäßigkeit dieser Völker offenbaren sich die Leiden und Verkehrtheiten ihres Zustandes, die zum Theil eben aus ihr entspringen und zum Theil Veranlassung dazu geben.

Doch brauchen wir die Blicke nicht so weit nach Osten, Norden und Westen zu richten, um die Sachsen als mäßige Leute erscheinen zu lassen. Selbst wenn wir sie nur mit ihren nächsten Nachbarn unter den Deutschen vergleichen, wird es offenbar, daß sie auch vor diesen in der angedeuteten Beziehung entschiedene Vorzüge genießen. Ich glaube, es ist keine Frage, daß im ganzen Norden von Deutschland, in Brandenburg, Preußen und selbst in Hannover, der Branntwein und andere berauschende Getränke mehr Anhänger und Opfer finden als in Sachsen.

Schlesien, das schon ganz nahe an die großen branntweintrinkenden Völker und an die branntweinbrennenden Länder gränzt und zum Theil selbst dazu gehört, will ich nicht einmal erwähnen. Am Rhein zerrüttet der Wein einer Menge von Menschen Geldbeutel und Gesundheit, und nach Südwesten in Baiern dominirt das Bier zuweilen auf eine Abscheu erregende Weise.

Meine Sachsen haben in der That kein einziges berauschendes Getränk, das man als bei ihnen dominirend bezeichnen und von dem man sagen könnte, daß es sie ganz zu Sclaven gemacht hätte. Sie bauen etwas Wein, aber nur sehr wenig. Bier wird zwar überall gebraut und consumirt, aber nicht in den Quantitäten wie in Baiern, und Branntwein wiederum bei Weitem nicht so viel wie in Preußen. In keiner Stadt von Sachsen giebt es solche traurige Branntweinboutiquen, wie man sie in Berlin sieht, und wie sie aller Welt aus den vielen kleinen Hef-

Digitized by Google

ten des Berliner Werkchens: „Berlin wie es ißt und trinkt" bekannt geworden sind.

Ich habe oft mit Verwunderung und Bedauern die geringen Klassen Berlins an sogenannten hohen Fest- und Freudentagen in ihre Sandlandschaften hinausströmen sehen und ihr wüstes und oft bacchantisches Wesen und Benehmen beobachtet. Man betrachte dagegen die Sinnigkeit und Mäßigkeit der Freude an Festtagen, wie sie bei der niederen Bevölkerung sächsischer Städte stattfindet, wenn sie in die ihre Ortschaften umgebenden Thäler zum Genusse der „Bohnblut" hinauspilgern, oder wenn sie sich in ihren Kaffee- und Musikgärten vereinigen, oder wenn sie sich im Frühlinge um eine hohe Stange zu dem bei ihnen so beliebten und nationalen Vogelschießen versammeln.

Wer die Bacchanalien, welche die geringen Klassen der Pariser vor den Barrieren ihrer Stadt in den dort zahlreichen Weinschenken aufführen, mit angesehen, wer ihre Ausgelassenheit zur Zeit der Fastnachten und der öffentlichen Maskenbälle beobachtet hat, der wird, wenn er in die stillen sächsischen Städte zurückkehrt, glauben, er sei in das Land, wo Mäßigkeit und Nüchternheit ihre wahre Residenz aufgeschlagen haben, gekommen.

Ich erinnere mich mit einem großen Mißbehagen und Widerwillen der zahllosen Scenen brutaler Trunksucht in nördlichen und östlichen Ländern, wo an Markttagen die zur Stadt hinauseilenden Wagen der Landleute fast durchweg mit lärmenden oder schnarchenden Trunkenbolden angefüllt sind. Wo bekommt man in den sächsischen Ortschaften je etwas Aehnliches zu sehen! Ich habe in Dörfern des Landes der Kosaken und Kleinrussen gelebt, in welchen zu gewissen Zeiten ein nüchterner Einwohner eine wahre Seltenheit war.

In dem sächsischen Dorfe dagegen, in welchem ich jetzt seit 10 Monaten wohne, und das 1500 Einwohner zählt, hat mir die öffentliche Stimme nur drei oder vier Personen als notorische Säufer bezeichnet. Diese Leute lernte ich alle kennen. Es waren lauter durch Armuth und Unglück herabgekommene Subjecte. Unter den Wohlhabenden und namentlich unter den eigentlichen Bauern wußte man mir keinen zu nennen, der auch nur zum Trunke geneigt sei.

Der Wirth der Schänke meines Dorfes sagte mir neulich, daß er gar keine Trunkenbolde in seiner Schänke leide und ihnen

Digitized by Google

sogleich unerbittlich die Thüre weise, und ich habe auch immer gefunden, daß er darnach gehandelt hat. Die Schänkwirthe sind bekanntlich sehr wichtige und einflußreiche Personen in einem Dorfe, und man kann einem Lande, in welchem diese, die gerade von der Unmäßigkeit ihrer Mitbürger den Hauptgewinn ziehen, und die in anderen Ländern, wie z. B. in Rußland und Polen, die vornehmsten Patrone und Beförderer der Völlerei sind, so denken, dazu nur gratuliren.

In der That, wenn ich alle meine kleinen Erfahrungen zusammenfasse, so muß ich in Wahrheit die Mäßigkeit und Nüchternheit meiner Sachsen wirklich großartig nennen, und ich glaube, daß sie dieser Eigenschaft in nicht geringem Maße die ausgezeichnete Stellung verdanken, welche sie durch ihre Moralität, durch ihre Industrie, durch Bildung und Gelehrsamkeit unter den Völkern Deutschlands und Europas einnehmen.

Die Sachsen haben nur stille Leidenschaften. Außer dem Kaffeeschlürfen, das ich bereits nannte, ist eine andere solche geräuschlose Leidenschaft das Tabackrauchen. Und diese Unart, die jetzt zwar überall in der Welt, sogar in England, überhand zu nehmen droht, ist allerdings hier zu einer Ausbildung gediehen, wie man dieß sonst nirgends als noch in anderen Theilen Deutschlands wiedersehen kann. Auch in Sachsen scheint dieses Uebel, das fast gar keine guten, sondern nur lauter schlechte Seiten hat, noch immer im Wachsen zu sein. Wenn der Bauer blos in seinen Erholungsstunden in der Muße rauchte, so ließe man sich die Sache noch gefallen. Man könnte denken, daß dadurch die Gemüthlichkeit in seinem Familienkreise vergrößert würde. Auch könnten durch den seelenberuhigenden Tabacksqualm manche rohe Ausbrüche von Leidenschaftlichkeit gemildert werden. Was kann aber in der That dieser langherabhängende Mundauswuchs, den man die Pfeife nennt, dem Ackersmann, dem Steinhauer, dem Holzhacker, bei seiner Arbeit nutzen? Die Pfeife und ihre Besorgung macht ihm selbst so viele Arbeit, daß sie da nur hinderlich ist; auch wirkt der Tabacksrauch gewiß nur lähmend auf die Energie des Arbeiters ein. Man sieht schon die Knaben von 14 und 15 Jahren rauchen, und ich glaube, unter 10 Männern ist kaum einer, der nicht mit seiner Tabackspfeife zusammengewachsen zu sein scheint. Ich zählte einmal 60 sächsische Arbeiter, die bei einer Eisenbahn beschäftigt waren, und ich konnte kaum ein

Digitized by Google

Dutzend Leute herausfinden, die nicht eine qualmende Pfeife zwischen den Zähnen hielten.

Zuweilen bin ich allerdings auf einen Mann gestoßen, der das Rauchen nie gelernt hatte, doch ist dieß eine so große Seltenheit, wie eine weiße Krähe unter den schwarzen. Ich traf auch in Rußland zuweilen Leute, die nie in ihrem Leben Branntwein gekostet hatten, und es kam mir dann so vor, als stieße ich in jenem allgemeinen Branntweinsumpfe auf ein Stückchen festen Grundes und Bodens, so wie es mir in Sachsen, wenn ich einen Nichtraucher traf, schien, als trete ich inmitten dieses allgemeinen Tabacksnebels auf ein Fleckchen freie, frische Atmosphäre.

Die Pflüger gehen rauchend hinter dem Pfluge her. Die Waldarbeiter hauen rauchend ihre Bäume um und spalten das Holz mit der Pfeife im Munde. Die Steinhauer bei ihrer schweren Arbeit kleben rauchend in den Rissen und Spalten ihrer Steinbrüche. Der Todtengräber gräbt seines Nachbarn Grab mit der Pfeife im Munde und räuchert die Höhle so gründlich aus, als sollte der Leichnam darin für ewig conservirt werden.

Selbst die Aermsten, die oft Noth um das liebe tägliche Brot im Hause haben, sind nicht im Stande, sich den Genuß des Tabacks zu versagen. Ein armer sächsischer Tagelöhner raucht in der Regel das Pfund Taback zu 3 und 4 Neugroschen, und er verdampft davon leicht sein Pfund in der Woche. Viele aus derselben Klasse rauchen aber auch das Pfund zu 6 bis 8 Neugroschen, und mehre gestanden und berechneten mir, daß ihnen ihre Pfeife im Jahre auf 10 Thaler zu stehen komme. Welches erfreuliche kleine Capital könnten diese Leute sich und ihren Familien in 20 Jahren bilden, wenn sie jedes Mal, wo sie 4 Groschen für Taback zum Kaufmann zu tragen im Begriffe sind, Selbstüberwindung genug besäßen, diese 4 Groschen statt dessen in eine Sparbüchse zu werfen.

Sie rauchen von ihrem 15. Jahre ununterbrochen fort bis an das Ende des Lebens, und ein alter, in Lumpen gehüllter Bettler von 82 Jahren gestand mir, daß er glaube, seine Pfeife habe ihm während seines Lebens über 600 Thaler gekostet, welche Summe er jetzt ungemein gern in der Tasche gehabt hätte.

Digitized by Google

Den ältesten Urkunden des Menschengeschlechtes zufolge, nach der Bibel, in welcher die Menschen um ihr tägliches „Brot" bitten, nach Homer, welcher die Menschen „Brotesser" nennt und welcher der Erde fast nie erwähnt, ohne sie dankbar die „körnertragende" zu nennen, sind wir Menschen wesentlich brotessende Geschöpfe, und wenn ich daher von der Betrachtung der Getränke, des Tabackrauchens ꝛc. jetzt zu der der soliderern Nahrungsmittel der Sachsen übergehe, so ist es billig, daß ich das Brot obenan stelle.

Im Ganzen genommen ist das Brot des gemeinen Mannes in Sachsen besser und schmackhafter als das des gemeinen Mannes in Norddeutschland. Der Landbewohner in Norddeutschland genießt so grobes, schwarzes, trockenes Brot, wie man es hier nie zu sehen bekommt. Außer diesem bereitet man dort, jedoch nur für den Gebrauch der gebildeten Klasse, ein Roggenbrot von feinem Mehl, das sie „ausgesiebtes Brot" nennen, und diesem ausgesiebten Brote gleicht in Farbe, Geschmack und Gehalt ungefähr das sächsische gewöhnliche Brot.

Da die runden Brote des sächsischen Landmannes bedeutend kleiner sind als die großen plumpen Brote, welche der norddeutsche Bauer zusammenballt und die an Schwere und Gestalt fast großen Quadersteinen gleichen, so backen die Leute hier alle 14 Tage, während sie in Norddeutschland nur alle 5 oder 6 Wochen zu dieser Operation zu schreiten brauchen.

Jeder Bauer sowie jeder kleine Häusler hat seinen eigenen Backofen, der gewöhnlich mitten im Hause angebracht ist und meistens mit dem großen Zimmer- und Kochofen in Verbindung steht, während in Norddeutschland der Backofen gewöhnlich unter einem eigenen kleinen Dache hinter dem Hause im Garten steht, ungefähr so, wie die Badestuben in Rußland, wahrscheinlich um die Feuersgefahr zu vermindern. Die sächsische Weise deutet auf eine größere Vollkommenheit und Ausbildung der häuslichen Einrichtung hin.

Gewöhnlich nehmen sie zu ihrem Brote reines Roggenmehl. Doch wird bei den Bauergutsbesitzern dasselbe auch wohl mit Gerstenmehl vermischt, und zwar so, daß sie zu drei Theilen Roggenmehl einen Theil Gerstenmehl nehmen. Manche thun auch wohl, besonders in theueren Jahren, zu einem Scheffel Roggenmehl einige Metzen

Digitized by Google

Erbsenmehl, und in einigen schlechten Hauswirthschaften mischen sie Alles durcheinander.

Im höheren Gebirge wird, wie in allen rauhen Gegenden Europas, viel Haferbrot gegessen, das süßlich und herbe schmeckt. Doch machen sie hier nicht die in Schottland und Irland so beliebten dünnen und dürren „Oatscakes" davon, sondern ebenfalls dicke Brote. Je weiter man von dieser hohen Haferbrotgegend zum Elbthale und namentlich in die Gegend von Meißen herabsteigt, desto besser wird das Brot.

Nur Roggenbrot wird von den Leuten in ihren Häusern selber gebacken, und Weizenbrot, das sie vom Bäcker kaufen, ist hier ein Luxusartikel, anders als in Ungarn, England und anderen Weizenländern. Ein Bauer, der in seiner Wirthschaft jährlich etwa 50 Scheffel Roggenmehl verbraucht, hat daneben nur etwa 2 bis 3 Scheffel Weizenmehl nöthig. Diese Quantität Weizenmehl verwendet er nun theils zu Kuchen, theils zu dem Weizenbrei, der in diesen Gegenden ein Sonntagsgericht bildet, während Roggenbrei für die Alltage bestimmt ist.

Das Weizenbrot, die Semmel, welche der Bauer verzehrt, läßt er sich täglich vom Bäcker des Ortes holen. Er genießt sie zum Kaffee und consumirt davon, wenn er eine starke Familie hat, täglich etwa für 2 Neugroschen. Sein Gesinde bekommt nur bei besonderen Gelegenheiten Semmel zu essen. Der Verbrauch dieser Semmel mag im Laufe des Jahres ungefähr auf 5 bis 6 Scheffel Weizenmehl zu berechnen sein, so daß demnach der ganze Verbrauch des Weizenmehles zu dem des Roggenmehles sich etwa wie 9 zu 50 stellen möchte.

Es ist das Brotbacken natürlich immer ein Hauptereigniß in einer ländlichen Haushaltung, und die Hausfrau, wenn diese Verrichtung nicht günstig ausfällt, hat dann ganze 14 Tage hindurch mit der üblen Laune ihres Hausherrn zu kämpfen. Sie sieht daher sorgfältig darauf, daß das Brot eine gehörige Quantität „Sauer" bekomme, damit es nicht zu „süße" ausfalle, und daß die „Brusse" (so nennen sie hier die weiche Krume) immer recht locker und die Rinde nicht zu dick und dicht, sondern blos „krost" werde. Recht gern haben die Herren Ehemänner die kleinen krosten Auswüchse, die besonders da entstehen, wo die

Digitized by Google

Brote im Backofen aneinanderstießen, und die sie „Klebe-Kampfchen" oder „Klauer-Kampfchen" nennen.

Der größte Feind der sächsischen Brotbäckerei ist der „Schlief", d. h. die dichte Schicht, die sich manchmal unten in der Brusse des Brotes zusammenballt. Dieser „Schlief" entsteht auch dann, wenn ihr Sauerteig nichts taugt. Ein Mittel, das sie dagegen oft in Anwendung bringen, besteht darin, daß sie vor dem Backen ein Stück von einem Ziegelsteine in den Sauerteig hineinwerfen. Dieser Ziegelstein bedeckt sich dann mit einer schlüpfrigen Materie und soll den Schlief ausziehen. Hilft dieß nichts, so kratzen sie ihre ganze Backdöse rein, waschen sie sorgfältig aus, werfen ihren Sauerteig weg und holen sich frischen von ihren Nachbarsleuten.

Die Sachsen essen im Ganzen sehr viel Brot und ohne Zweifel weit mehr als z. B. der geringe Mann in England. Ja sie leben eigentlich hauptsächlich von Brot und anderen Mehlspeisen, wozu ich dann auch die Kartoffeln rechne. Schon ihr vieles Kaffeetrinken deutet auf starken Brotverbrauch hin, da jenes Getränk nun die „Tunke" zum Brote ist. Sie beschmieren das Brot mit Butter, mit Schweineschmalz und mit allerlei Arten von Fett und geben ihm so einen etwas pikanteren Geschmack. Brot und Butter wird überhaupt nirgends mehr gegessen als in Deutschland, und Sachsen ist das wahre Vaterland der „Butterbemmen" oder „Schniedebemmen". Das Pain beurré ist in Frankreich viel seltener, und in England ist „Bread and cheese" ohne Butter weit häufiger. Die Butterbemme tritt in Sachsen überall zur Aushülfe ein, so wie in Baiern und anderen deutschen Ländern „Salz und Brot" oder „Kümmel und Brot".

Im Sommer ist der Brotverbrauch stärker als im Winter, denn für diese Jahreszeit, wo die Arbeit länger fortgeht, kommt zu den gewöhnlichen Mahlzeiten noch eine Brotmahlzeit am Nachmittage, das Vesperbrot, das hier „Brabels" genannt wird. Dieß Brabels beginnt gewöhnlich drei Wochen nach Ostern, und da um diese Zeit der Neustädter Frühlingjahrmarkt in Dresden einfällt, so sagen die Bauern in der Nachbarschaft dieser Stadt: „jener Jahrmarkt bringe ihnen den Brabels". Der letzte Neustädter Jahrmarkt im Herbste um Aegidi nimmt den Brabels wieder weg. Später giebt es keine „Schniedebemmen" mehr. Sie haben auch ein Verbum von jenem Worte gebildet

Digitized by Google

und sprechen z. B. so: „Es wird heute um 4 Uhr gebrädelt", oder: „Ich will eine Butterbemme brädeln".

Es giebt hier auf dem Lande für die Weißbrotbäckerei auch überall Dorfbäcker, was man in Norddeutschland sehr selten findet. Diese Bäcker haben sich gewöhnlich in einem Hauptpfarrdorfe niedergelassen und versorgen von da aus ein Dutzend kleiner Dörfer mit ihrer Waare. Dieß geschieht durch Herumträgerinnen oder sogenannte „Abträgerinnen", die sich alle Morgen schon mit Sonnenaufgang, um noch zeitig genug zum Frühstück bei den Bauern mit ihren Semmeln anzulangen, beim Bäckerfenster einfinden.

Die Dorfbäcker verfertigen alle in ganz Sachsen üblichen Brotarten: „Dreierbrotchen", „Einback", „Zwieback", „Semmel", „Mundsemmel", „Zöpfchen", „Striezeln", „Hausbackenbrot" und alle Arten von sächsischem Kuchen. Ein Bäcker, in dessen Laden ich oft kam, sagte mir, daß alle seine Kunden in den verschiedenen Nachbardörfern verschiedene Sitten und verschiedenen Geschmack hätten. Nach dem einen ginge mehr „Einback", nach dem anderen mehr „Zwieback" ab. Er hätte ein paar Dörfer gegen das Gebirge zu, wo immer zweimal so viel „Zöpfchen" als Semmel verlangt würden. Er sagte mir ferner, daß er im Winter in der Regel an Sonntagen zweimal so viel Semmel backen müsse als an Alltagen, im Sommer aber drei- oder viermal so viel. Manche Bauern geben Sonntags ihrem Gesinde Weizenbrot, und viele Arme, bei denen Semmel und Kaffee statt Diner und Kuchen gilt, tractiren an Sonntagen ihr Gäste und Besuche damit.

Jener Bäcker gab mir auch folgende Classification seiner Brotkunden: 1) die Honoratioren, für welche er täglich die Mundsemmel backe; 2) die reichen Bauern, welche alltäglich Wassersemmel äßen, an Sonntagen aber Mundsemmel; 3) Diejenigen, welche Semmel mit Butter äßen; 4) Die, welche trockene Semmel äßen; 5) Die, welche Dreierbrot äßen; 6) Die, welche blos Schwarzbrot und höchstens am Sonntage zuweilen Semmel zum Kaffee äßen; 7) Die, welche zu ihren Kartoffeln und zu ihrem Wasserkaffee gar kein Brot genießen könnten.

Beim Brotbacken alle 14 Tage oder drei Wochen bäckt sich der sächsische Bauer in der Regel auch einige Kuchen, die als Beiläufer, und um den Platz auszufüllen, mit in den Ofen

Digitized by Google

geschoben werden, und diese Kuchen bilden dann an dem Backtage mit dem Kaffee sein Mittags- oder Abendessen.

Es giebt wahrscheinlich kein zweites Land in Deutschland, in welchem Kuchengebäcke eine so große Rolle spielen wie in Sachsen. Die meisten Brotbäcker in den sächsischen Städten sind zu gleicher Zeit auch Kuchenbäcker. Sie haben eine Menge von Kuchenarten; ganze Kuchen und in Stückchen zerschnittene findet man in ihren Läden bereit, und die Quantitäten, welche sie täglich davon absetzen, sind eben so erstaunlich, wie die Quantitäten von Kuchen, welche die sächsischen Dorfbewohner an einem Backtage verzehren. In den Städten und Dörfern anderer Länder, z. B. Englands, sieht man nichts Aehnliches. Auch ist weder in Nord-, noch in Süddeutschland die Kuchenbäckerei so ausgedehnt.

Die Kuchen, welche die Landleute hier backen, sind folgende: Dickkuchen, Grieskuchen, Quarkkuchen, Käsekuchen, Blankkuchen, Butterkuchen und dann verschiedene Arten von Obstkuchen, Kirsch-, Pflaumen-, Heidelbeer- und Aepfelkuchen, endlich „Eierschecken" und „Bäbe". Der Teig dieser Kuchen und die Form ist bei den meisten dieselbe. Nur die „Gieße", d. h. das, was oben darauf kommt, ist verschieden und besteht bald aus Obstsäften, bald aus Syrup, bald aus Butter und Zucker, bald aus Quark, Gewürz und Eiern, bald aus „jungem Rohm"*) mit geriebenem Käse. Daher die verschiedenen Namen.

Man kann die Recepte zu allen diesen Kuchen von jeder armen Häuslersfrau erhalten. Doch sind einige darunter kostspieliger als die anderen und können nur bei den Wohlhabenderen gebacken werden. So z. B. der Dickkuchen, der so heißt, weil keine Gieße darauf kommt und weil die Gewürze, Rosinen ꝛc. alle in die Masse des Kuchens selbst hineinkommen. Auch die „Eierschecken" sind wegen der vielen Ingredienzien ein „vornehmer" Kuchen.

„Die Bäbe ist eigentlich kein Kuchen, sondern blos Bäbe", sagte mir meine Hausfrau. Sie steht zwischen Brot und Kuchen in der Mitte. Kuchen nennen sie nämlich alle diejenigen

*) „Jungen Rohm" nennen sie hier das Oberste von der süßen Milch im Gegensatz von altem Rohm oder „Schlicker-Rohm", dem Obersten von der sauren Milch.

Digitized by Google

trockenen Mehlspeisen, die in einem Napfe oder einer Pfanne gebacken werden. Die Bäbe kommt in eine eigene hohe thönerne Tortenform.

Wie gegen Vieles, was aus dem Wendenlande kommt, so haben die hiesigen Deutschen diesseits der Elbe auch gegen die zähen, schlecht ausgebackenen wendischen Kuchen eine Art von Verachtung. Sie sagen scherzweise von ihnen, daß man beim Anbeißen eines wendischen Kuchens sich bei Leibe nicht mit dem Rücken gegen die Wand setzen müsse, weil man sonst riskire, sich beim Zurückziehen mit dem Kopfe gegen die Mauer zu stoßen. Uebrigens läßt sich auch von den hiesigen deutschen Kuchen selbst nicht viel Vortheilhaftes sagen, und man greift lieber zu einem Stück ihres guten hausbackenen Brotes als zu einem Stück ihrer Kuchen, mit denen sie ihren städtischen Gast so gern beglücken.

Die meisten Kuchen werden auf dem Lande bei den Kirchmeß- und Erntefesten consumirt. Denn dann will Jedes auf Kuchen tractiren und tractirt sein. Manche Arten von Gebäcken sind blos für gewisse Feste, Tage und Perioden im Jahre. So werden z. B. zu Fastnacht oder, wie sie hier sprechen, „Faßnacht", als wenn es hier etwas mit den Zähnen zu „fassen" statt zu „fasten" geben sollte, in allen Haushaltungen des Erzgebirges die bekannten „Blinsen" gebacken, eine Art von Pfannenkuchen, die, wie schon erwähnt, den Blinni, welche die Russen in ihrer sogenannten Butterwoche im Anfange der Fastenzeit backen, in Namen und Wesen ähnlich sind. Selbst die Armen suchen sich die Materialien zu diesem Festgerichte zu verschaffen und sie, wenn sie es nicht anders thun können, zusammenzuborgen oder zusammenzubetteln, um doch nach der Väterweise ihre Fastenblinsen verspeisen zu können. Es gewährte mir kein geringes Vergnügen, einmal an einem solchen Fastnachtstage in meinem Dörfchen von Pfanne zu Pfanne herumzustreifen und die Leute bei ihren Backkünsten zu überraschen.

Es ist immer interessant, die Menschen einem allgemeinen Impulse folgen zu sehen, der ihnen vor Gott weiß wie viel Jahrhunderten gegeben wurde, über dessen Ursprung sie nichts wissen, den sie sich aber alle untereinander von Kind auf Kindeskind mittheilen. Am meisten interessirte mich die Bereitung der Blinsen in der Wirthschaft eines armen Häuslers in einem vom

Digitized by Google

Wege abgelegenen kleinen Bergdorfe. Der Herr der Wirthschaft war ein alter invalider Tagelöhner, der seine Feldarbeit und sein Haus aufgegeben und für 300 Thaler verkauft hatte. Von diesem Capitale hatte er 100 Thaler verbraucht, um seine Schulden zu decken. Für die zweiten hundert Thaler hatte er sich ein kleines Auszugshäuschen, so groß wie ein Papageienbauer, an die frühere Wohnung angeklebt, und die übrigen hundert Thaler hatte er auf dem alten Grundstücke stehen lassen und strich davon jährlich viermal 300 Pfennige Zinsen ein. Außerdem genoß er auch noch gewisse Vortheile aus dem Obstgarten, Bienenhofe ꝛc.

Im Uebrigen gewann er seinen Lebensunterhalt durch Strohflechten, das einzige Geschäft, welches er noch zu verrichten im Stande war. Sein Haus hatte nur einen kleinen Bodenraum, zu dem eine Leiter führte und auf dem er mit seiner alten Ehefrau schlief, einen noch engeren Küchenraum und außerdem nur ein einziges Zimmerchen, welches durch dünne Lehmwände, die er im Winter mit einer Schicht dürren Laubes fütterte, begrenzt und beschützt wurde. Dieß Zimmerchen hatte Fenster nach drei Seiten hin und trat auf die Straße hervor, und jedesmal, wenn ich vorüberging, sah ich zu allen Tageszeiten meinen alten Invaliden vor einem blankgescheuerten Tische sitzen, sein Strohgeflecht in der Hand, das er ohne Unterlaß drehte und verlängerte, um die Pfennige zu verdienen, die in seiner Haushaltung für Salz, Kartoffeln, Runkelrübenkaffee, Brot und Mehlbrei darauf gingen.

Ich kehrte immer gern auf einen Augenblick bei ihm ein, weil Alles bei ihm so nett und reinlich war, wie auf dem Bilde eines alten armen Mannes, das ein deutscher Künstler malte. Es lag nichts Ueberflüssiges im Zimmer herum. Es stand das halbe Dutzend irdener Teller, Tassen und Scherben in gehöriger Ordnung auf dem Gestell neben dem Ofen. Auch der Anzug des Alten war so proper und sein Bart so kurz, wie man es unter solchen Umständen nur erwarten konnte. „Ja", sagte er, „ich halte was auf Reinlichkeit, und meine Frau kann Schmuz auch nicht leiden und stellt immer Alles an seinen Platz".

Vor dem Fenster blühte sogar ein kleiner Adonisgarten von mehren Muskatsträußchen, die mit Papier ordentlich umsteckt waren, um sie im Winter vor der allzuversengend strahlenden Wärme des Ofens zu schützen. Ich erinnerte mich jedesmal

Digitized by Google

beim Anblick dieser in guter Ordnung gehaltenen Armseligkeiten an die Armen in Irland und England, und dachte mir, wenn doch auch die armen Paddy und John Bull es verständen, mit so Wenigem so gut Haus zu halten. Seine Frau half ihrem Lebensgefährten getreulich im Strohflechten, und da sie noch etwas rüstiger als er war und ihre Gesundheit es ihr erlaubte, ins Freie zu gehen, so lag es ihr ob, das Stroh draußen einzukaufen und auch die fertige Waare zu den Kaufleuten in dem benachbarten Städtchen zu bringen.

Durch vereinte Anstrengungen gewannen die Beiden auf diese Weise wohl täglich zweimal 18 Pfennige (oder 1½ Groschen) und mit dieser Revenue hielten sie ihr ganzes Wesen in Stand.

Sie hatten eine Tochter von 19 Jahren, die als Magd für 19 Thaler Lohn auf dem Hofe des Pachters diente und die auch ihren Aeltern zuweilen etwas zukommen ließ, wie sich dieß denn heute am Fastnachttage zeigte, wo sie ihnen für 2 Groschen Mehl eingekauft und dieses zu ihnen gebracht hatte mit der Bitte, sie möchten sich davon „Fastenblinsen" verfertigen. Die Aeltern waren indeß erst darüber zu Rathe gegangen, denn es waren dazu außer dem Mehle noch für 1½ Groschen Milch, für 3 Pfennige „Neuewürze", für 3 Pfennige Hefen, für 8 Pfennige Eier und für 1 Groschen Speck erforderlich, um das ganze nationale Fastengericht vollständig zu machen.

Dieß war eine lange Rechnung, und sie zu bestreiten waren mindestens zwei Strohgeflechtarbeitstage von nöthen. Allein die Erwägung, daß sie schon seit drei Jahren keine Blinsen gebacken hätten, und dann der Umstand, daß noch am Morgen des Tages ein Nachbar, der ein Schwein geschlachtet, ihnen ein Stück Speck in Würfelform geschickt hatte, mit dem Bedeuten, er schenke ihnen dieß für die Blinsen, wenn sie sich welche backen wollten, entschieden sie für die Ansicht, man müsse wirklich Blinsen backen.

Die Tochter konnte nicht dabei helfen, denn obwohl sie ihren „Fastnachtnachmittag", wie es auf allen hiesigen Gütern Sitte ist, von ihrer Herrschaft frei erhalten hatte, so hatte sie doch der Mutter Wäsche und noch so manches Andere, weit Nöthigere im Haushalte zu besorgen. Die Mutter hatte sich daher ihre alte Jugendfreundin und Nachbarin, eine ebenfalls als Auszüglerin in einem Stübchen wohnende Wittwe, die, wie mir aus

Digitized by Google

ihrem Anblicke höchst wahrscheinlich wurde, gewiß auch bessere Tage gesehen hatte, herbeigeholt.

Sie hatte ihr einen Antheil an dem Blinsengerichte in Aussicht gestellt, und mit ihrer Hülfe blies sie nun das Feuer unter der Pfanne an, um das beliebte Fastengericht zu bereiten, und bei diesen beiden Alten war es nun, wo ich es lernte, auf welche Weise sich die Armen des Erzgebirges die Fastnacht zu verherrlichen suchen.

Zuerst mischten sie die Milch, die Hefen und das Mehl, thaten dann die Eier hinein und schütteten aus einem Dütchen die nöthige Quantität „Neuewürze" — so nennen sie hier das „Piment" — hinzu. Sie waren durchaus nicht über die von jeder Ingredienz nöthige Quantität einig, doch ging jedesmal die Meinung der Nachbarin, welche in der Blinsenbäckerei mehr Erfahrung zu haben schien, durch. Auf ihren Rath wurde daher etwas Mehl in einem Näpfchen wieder zurückgestellt, die Milch aber alle verbraucht. „Du kannst das Mehl noch morgen zur Wassersuppe brauchen", sagte die Nachbarin, „aber die Milch macht Deine Blinsen schmackhaft".

Ich dachte nun, daß sie den Speck zerschneiden und einbrocken würden. „Bei Leibe, so geht das nicht, guter Herr!" sagten sie, „zum Einbrocken haben wir den Speck nicht, sondern blos zum Ausschmieren der Pfanne, damit die Blinsen angenehm davon — riechen. Dieß Stückchen wird nicht weiter reichen; denn haben wir Alle unsere Blinsen damit geschmiert, so wird es wohl bis auf die Haut verbraucht sein."

Mir fielen hierbei wieder die armen Irländer ein, die ihre Kartoffeln zuweilen nicht mit Häring verzehren, sondern sie nur an einem Häringsschwanze „reiben", um ihnen den salzigen und öligen Geschmack dieses beliebten Fisches als Würze mitzutheilen.

Der erste Blinsen gerieth nicht ganz gut. „Er ist zu langsam gar geworden", sagte die Nachbarin, „die Pfanne ist noch nicht heiß genug, komm', steck' noch ein paar Splitterchen unter". Nun wurden neue Holzstücke zusammengesucht und diese, wenn sie zu dick schienen, zuvor zu Rohrstöckchen zerspalten, und meine Alte steckte nicht allzureichlich unter die Pfanne. „Blas zu ein Bißchen! Es brennt nicht recht, blas! blas!" Ich half auch mit blasen. „So ist's recht. Jetzt ist es Zeit.

Digitized by Google

Nun wieder von Neuem aufgegossen. O je mine hette!*) nicht zu viel! nicht zu viel!" Es war, als wenn wir irgend einen Hexentrank brauten oder Freikugeln gössen. „Ich bitte Dich, geuß doch nicht zu viel uf! Zu dicke müssen sie nicht werden, sie backen sonst nicht gut durch!"

Der zweite Blinsen war schon besser geworden, heiß, gar, auf beiden Seiten hübsch gebräunt. „Ich wollte, wir hätten noch ein Bißl Milch gehabt. Der Brei ist noch zu dechte, scheint mir's!" — „Nein, laß Du den Brei nur so, die Blinsen werden viel besser, wenn derselbe nicht gar zu dünn ist. So, nun wende um!" — „Ne, da nimm Du, wende Du einmal um. Ich habe Furcht, daß ich sie nicht fallen lasse." — „Warte, ich will Dir helfen." — „So, Gott sei Dank. Glücklich herum." — „Nun halt e Mal die Schüssel, ich will wieder ausschmieren."

Der dritte Blinsen war wieder so gut wie der zweite, und der vierte und fünfte waren noch besser, und die letzten folgten sich dann Schuß auf Schuß. Sehr bald indeß schmierten meine beiden Alten schon auf dem Rande der dicken Speckschwarte. Und da sie am Ende nichts mehr davon herabbringen konnten und doch ohne Speck keine Blinsen zu backen im Stande waren, so stellten sie ihr Geschäft nach einiger Zeit ein und brachten dann den dampfenden Teller voll Blinsen dem Alten in die Stube, der während der ganzen Zeit auf seinem Stuhle, Strohgeflechte drehend, gesessen und der Dinge, die da kommen sollten, gewartet hatte.

So geht es um die erzgebirgische Fastnacht und ihre Blinsen.

Gleich nach den Blinsen tritt ein anderes sächsisches Gebäck auf, das sich während der ganzen Fastenzeit bis nach Ostern hin an der Tagesordnung erhält. Dieß sind die in Dresden und in allen sächsischen Städten so beliebten „Brezeln".

Man sieht um diese Zeit in jenen Städten Männer mit Körben, die sie vor dem Leibe tragen, in den Straßen herumgehen und einen Ruf von sich geben, den wohl mancher wißbegierige Engländer mit der Hülfe seines Lexikons schwerlich

*) „O hette!" (oder „hätte?") sächsischer Ausruf der Verwunderung.

Digitized by Google

enträthseln und auf gut Englisch übersetzen könnte. Dieser Ruf heißt: „Warmö! Warmö! Neubacken!“ und es sollen dadurch die warmen Fastenbrezeln, die aber nota bene nie warm sind, bezeichnet und ausgerufen werden.

So lange ich blos jenes räthselhafte Geschrei gehört und noch nicht das Tuch, mit dem jene Männer ihre Waare bedeckt haben, gelüftet, so lange ich nur die weißen Bäckergesellen sitzen gesehen und die langen Queues, welche die Mägde und Dirnen oder Bürgerstöchter bei den Thüren und Fenstern der Brezelbäcker bilden, betrachtet hatte, dachte ich mir unter den Fastenbrezeln irgend etwas ganz Herrliches und Delicates.

Als es mir aber eines Abends gelang, eine solche Delicatesse in die Hand und in den Mund zu bekommen, zerrannen meine Träume, denn ich fand weiter nichts als ein sehr nüchternes, mit Wasser angemachtes, trockenes, gewürz- und geschmackloses Gebäck. Nichtsdestoweniger sind die Brezeln in Sachsen so außerordentlich beliebt, daß die Bäckerläden die ganze Zeit von Neujahr bis Ostern mit Kauflustigen belagert und daß die Brezeln das einzige Gebäck sind, welches in den Straßen öffentlich feilgeboten und herumgetragen wird.

Sogar auch auf den Dörfern findet man um diese Zeit viele herumwandernde Fastenbrezelverkäufer, und die Dorfbäcker bemühen sich ebenso wie die Stadtbäcker, dieses Gebäck gut darzustellen. Es gedeiht nur im Winter, weil die Brezeln vor dem Backen schon eine gute Kruste bekommen und recht „krost“ werden müssen, und weil die Krustenbildung bei allen Arten von Brot nur im Winter recht ordentlich geräth. Es findet auch das Sonderbare bei ihnen statt, daß sie, bevor man sie in den Backofen schiebt, erst gekocht werden müssen.

Es giebt mehr als ein Buch, in welchem, wie in dem von Herrn Gottlieb Klein, „das Ganze der Fastenbrezelbäckerei“ oder „ein vollständiger, auf vieljährige Erfahrung gegründeter praktischer Unterricht in dieser Kunst“ enthalten ist. Es soll bei diesem Gebäcke, wie es scheint, Alles gegen die gewöhnliche Regel sein. Daher findet auch der Umstand statt, daß nicht alle Bäcker zu ihrer Anfertigung berechtigt sind, sondern immer nur eine gewisse Anzahl. Von den 70 Bäckern der Dresdener Altstadt werden für jene Zeit nur 8 durchs Loos als Fastenbrezelbäcker bestimmt, und zwar so, daß die 8, welche

Digitized by Google

dieß Jahr backen, das nächste Jahr nicht wieder daran Theil nehmen. Da jeder dieser 8 Bäcker nicht im Stande ist, den Brezelappetit seines Stadtviertels mit seinen eigenen Kräften zu befriedigen, so sind sie genöthigt, für diese Zeit mehr Gesellen anzunehmen, oft 12—20. Natürlich finden alle diese Gesellen nicht in der gewöhnlichen Backstube Platz; der Bäcker räumt ihnen daher immer seine größere Wohnstube, welche in der Regel neben seinem Verkaufslocale, d. h. parterre mit dem Fenster zur Straße hinaus liegt, ein, und dieser Umstand führt eine für die Bäckergesellen sehr gesellige und lustige Zeit herbei. Denn da ihrer immer viele beisammen und sie zugleich den Blicken der Spaziergänger, die durch die Fenster gucken, ausgesetzt sind, so sehen sie auf recht hübsche weiße Kleidung und führen dabei, wie die Mädchen in ihren Spinnstuben bei ihrem „Strohrucken" und bei ihren Klöppelgesellschaften, muntere Gesänge auf. Neben ihnen bemerkt man gewöhnlich eine Art von Kranz oder Krone, an der Decke hängend, schweben, woran eine Menge bunte Bänder, Tücher, Taschen, Hosenträger, Westenzeuge ꝛc. angebunden sind. Es sind die Geschenke, welche die Bäckergesellen von wohlwollenden Kunden erhalten, und die sie nachher unter sich vertheilen.

Die Bäcker senden nämlich an ihre Hauptkunden um diese Zeit eine Partie Brezeln zum Präsent, und diese beschenken dann wieder die Gesellen. Auch haben die Letzteren die Gewohnheit, diejenigen, welche in ihre Backstube kommen, mit rothen Bändern, die sie in Bereitschaft halten, anzubinden, sie so gleichsam zu pfänden und zu einer Auslösung aus ihrer durch das Band angedeuteten Gefangenschaft zu zwingen.

In zwei langen Reihen sitzen die singenden, weißgekleideten lustigen Bäckergesellen da und drehen ihre Brezeln. Man möchte mit dem heiteren Anblicke sehr zufrieden sein, wenn man dabei vergessen könnte, daß alle diese Umstände nur „much ado about nothing" sind, indem das ganze Product der Arbeit nichts als eine gewaltige Masse von geschmacklosen Fastenbrezeln ist.

Wie um Fastnacht und Ostern Blinsen und Brezeln, so giebt es um Weihnacht herum ein anderes sächsisches Gebäck, die sogenannten „Striezel", von denen es sich ebenfalls wohl der Mühe lohnt, ein Wort zu sprechen. Die Striezel sind dasselbe Gebäck, welches man in Norddeutschland, in Bremen und Hamburg

Digitized by Google

„Klaben" nennt und welches man dort zu Ostern anfertigt. Es ist ein feines Brot, gewöhnlich in länglicher Form gebacken und mit Rosinen, Korinthen und sonstigen Gewürzen sehr schmackhaft zubereitet. Es macht einen wesentlichen Bestandtheil aller sächsischen Weihnachtsfreuden und Weihnachtsgeschenke aus, so daß man daher auch dem Markte, der kurz vor Weihnacht in Dresden abgehalten wird und der meistens solche Geschenke zum Verkauf bringt, darnach den Namen gegeben und ihn „Striezelmarkt" genannt hat.

Auch auf dem Lande sucht Jeder womöglich seinen Striezel um Weihnachten zum Kaffee zu haben, wie um Fastnacht seine Blinsen. Wohlwollende Menschen können sich den wärmsten und rührendsten Dank der Armen dadurch erwerben, daß sie um Weihnachten einige Striezel unter sie vertheilen. Auch die Bauern backen zu diesem Feste zuweilen eine große Quantität von jenem Gebäck und vertheilen sie unter ihre Knechte und Mägde.

Doch wird um Weihnachten auch der reichste und mächtigste Mann im Lande mit Striezeln bedacht. Die Bäcker der Residenz überreichen nämlich dem Könige von Sachsen am Weihnachtsabend einen riesengroßen Striezel. Dieser Striezel ist so dickleibig, daß nur wenige Bäcker einen Ofen haben, der hinreichend groß ist, ihn zu backen. Festlich ausgeschmückte Bäckerbursche tragen denselben und bringen ihn ins königliche Schloß, wo sie ein Geschenk dafür empfangen. Indeß ist an diesem königlichen Striezel nichts ausgezeichnet als die Größe. Im Uebrigen besteht er jetzt aus gemeinem Semmelteig und ist nicht einmal so schmackhaft wie die, welche die Bäcker in ihren Läden an Jedermann verkaufen.

Dieser Umstand allein zeigt die Hohlheit dieser Ceremonie. Ich denke mir, daß ehedem, als solche Ceremonieen noch mehr zu bedeuten hatten und die Fürsten die Striezel eigenhändig empfingen und eigenmündig aßen, auch die Bäcker ihre feinsten Gewürze und Zuthaten in das Gebäck thaten. Jetzt, wo nur die Hausbeamten des Königs den Striezel empfangen und ihn verspeisen, geben sich die Bäcker nicht mehr so viel Mühe.

Manche Kuchen sind nicht sowohl für die großen christlichen Jahresfeste als für die Familienfeste bestimmt. So spielen z. B. die schon genannten „Bäben" eine Hauptrolle bei den Taufschmäusen. Bei diesen bekommt in der Regel jeder Pathe seine

Digitized by Google

eigene Wäbe mit nach Hause. Auch erhalten die Pathen wohl schon den Tag vorher eine Wäbe zugeschickt, indem sie dabei noch einmal an die Einladung erinnert werden. Ist eine der Pathen ein junges Mädchen, das ohne Begleitung seiner Aeltern nicht zum Taufschmause gehen könnte, so bekommt auch von den Aeltern jedes eine kleine Wäbe in Herzform; doch die große Wäbe bleibt für die Tochter.

Man begreift dem Gesagten nach, daß die blechernen Formen zum Wäbebacken einen wesentlichen Theil des Hausgeräthes ausmachen, da bei der Etablirung eines Hauses Taufschmäuse diejenigen Feste sind, die man am natürlichsten erwartet.

Zu ihren Wäben gebrauchen sie das feinste Mehl, das sie „Mundmehl" nennen, zu ihren gewöhnlichen Kuchen die zweite Sorte und zu ihrem hausbackenen Brote ihr gewöhnliches Roggenmehl. Gewöhnlich lassen sie sich beim Müller von jeder dieser drei Mehlklassen eine besondere Portion mahlen. Da sie nicht für jede Gattung einen eigenen Sack haben, so binden ihnen die Müller jede Partie in eine besondere Abtheilung des Sackes, den sie mitbringen, indem sie durch festes Zusammenschnüren und Unterbinden diese Abtheilungen von einander trennen. Man sieht daher in den Mühlen überall solche abgetheilte Säcke stehen, die wie gigantische doppelköpfige Wespen aussehen.

Doch ziehen auch Mehlhändler in den Dörfern herum, welche Pröbchen von allen Arten von Mehl zu verkaufen haben, Hiersche, (Hierse), Graupen, polnische Hiersche, „Wehzenes" (Weizenes, d. h. Weizenmehl) ꝛc.

Den Mehlhändler, den man in allen Dörfern auf einem Hundekarren eine unzählige Menge von kleinen Mehlsäcken herumfahren sieht, nennen die Leute den „Gemüsemann" wegen seiner Graupen, seiner Hiersche und seines Grieses, aus denen sie ihr Zugemüse zum Fleische bereiten.

Wie in ganz Deutschland und in vielen anderen Ländern so bildet auch in Sachsen, wie gesagt, Brot und Mehlspeise die Hauptbasis der Nahrung des Volkes. Die Fleischspeisen, zu denen wir nun übergehen, nehmen erst den zweiten Platz ein. Wenn man in das Haus eines westphälischen oder überhaupt eines niedersächsischen Bauers eintritt, so ist das Erste, was einem darin auffällt, eine hübsche und in der Regel zahlreiche Versammlung von Speckseiten, Schinken, langen Würsten und ge-

Digitized by Google

räucherten Ochsenbraten, die in der Mitte des Hauses über dem Heerde im Rauche hängen. Sie deuten auf ein Viehzucht treibendes Volk hin, wie dieß die Schweine hütenden Westphälinger, deren Land so herrlichen Ueberfluß an Eichen und Eicheln hat, die Ochsen und Kühe züchtenden Oldenburger, Hannoveraner, Holsteiner, Friesen und Holländer, deren Vaterland so reich an schönen Marschen und Triften ist, und die Schafe weidenden Lüneburger und Lauenburger, deren Haiden, für Getreidebau zu mager, sich nur für Schafweiden eignen, sind.

Die Obersachsen von Magdeburg an bis ans Erzgebirge herauf treiben mehr Ackerbau und weniger Viehzucht als ihre Brüder, die Niedersachsen, und haben daher auch besseres Brot und weniger Fleisch. Sie genießen vielleicht weniger Fleisch als irgend ein deutscher Volksstamm, obgleich, wenn man alle Fleischgerichte, die ihre Haushälterinnen zu bereiten verstehen, zusammen herzählt, doch eine ziemlich ansehnliche Partie herauszukommen scheint.

Das wichtigste Thier ist in dieser Beziehung für sie, wie überhaupt für die kleinen Leute fast aller Länder, die ich kenne, das Schwein. Das Schwein läßt sich in kürzerer Zeit und auch mit geringeren Umständen groß ziehen und fett machen als der Ochse, der nicht nur mehr, sondern auch bessere Nahrung verlangt. Das Schwein ist kein Kostverächter und nimmt mit dem verschiedenartigsten Abfalle aus der Wirthschaft fürlieb. Mit seiner Hülfe kann man gewissermaßen jede Kartoffelschale und alle Arten von Ueberbleibseln nützlich verwenden und in genießbaren Stoff umwandeln. Ein Schwein, das für die Familie und nicht blos zum Verkauf fett gemacht wird, findet man daher selbst in den Haushaltungen der kleinen Häusler und Gärtner. Es ist das Thier, welches entschieden die meiste und gewöhnlichste Fleischnahrung für die Gebirgsbewohner hergiebt; von ihm kommen die Speckstücke zum Ausschmieren der Pfanne für die Blinsen, die Speckwürfel, die an Festtagen den Kartoffeln beigemischt werden, das Fett, mit dem sie sich zu Zeiten statt einer Butterbemme eine Fettbemme bereiten, sowie das Töpfchen Pökelfleisch, die beiden kleinen Schinken und alle die Würste, mit denen der Erzgebirgler, das Jahr über sparsam haushaltend, seine Sonntage bezeichnet und seine Besucher, Hochzeits-, Kirmeß-, Tauf- und Feiertagsgäste bewirthet.

Digitized by Google

Wie, ich möchte sagen, bei allen wenig bemittelten Fleischessern sämmtlicher Nationen Europas, so ist daher auch bei den Sachsen die Zeit, wo das Schwein fett wird, der Spätherbst, eine Zeit voll angenehmer Erwartungen und das „Schweinschlachten" gegen Weihnachten ein nicht unbedeutendes häusliches Fest, bei dem sie vor allen Dingen das sogenannte „Wellfleisch", das dem Schweine vom Halse herabhängt, verspeisen. In der Regel schicken sie an jenem Tage auch ihren Hausgenossen, die sie ehren wollen, ein Pröbchen davon herauf, ebenso wie man an intime Freunde und Verwandte, denen man sein Wohlwollen zu erkennen geben will, ein Stückchen Wellfleisch sendet.

Zuweilen, wenn das Schwein recht fett geworden ist, geschieht das Schweineschlachten mit besonderer Feierlichkeit. Man erzählte mir von einem Bauer, der sein Schwein auf 450 Pfund gebracht habe. Er ließ es wie ein Opferthier bekränzen, in seinem Dorfe zur Schau herumfahren und dann unter einem Zulaufe von vielen Menschen unter Musik schlachten und gab gleich darauf seinen Freunden einen Wellfleischschmaus. Ich habe bei den sächsischen Schlächtern bemerkt, daß jeder sein Zeichen hat, und daß er dieses beim Schlachten auf den zartesten und vorzüglichsten Theil des Schweines, nämlich auf die großen Fettstücke einschneidet, welche auf der inneren Seite der Rippen sitzen und auf denen jeder Schnitt, den man hineinmacht, wie auf der Rinde eines Baumes auseinandergeht.

Nur sehr wohlhabende Bauern, die viel Gesinde im Hause haben, schlachten im Laufe des Jahres auch einen Ochsen oder eine Kuh, und diese essen, wie auch die Wohlhabenderen unter den Häuslern, jede Woche wenigstens einmal Fleisch, was dann auch das Gesinde mit ihnen theilt. Sie bereiten das Rindfleisch auf verschiedene Weise zu. Doch genießen sie ungleich viel mehr gekochtes als gebratenes. Sowie sie in ihre Würste viel Süßigkeiten, Mandeln, Rosinen und Syrup mischen, so haben sie auch zum Rindfleische viel süßliche Saucen aus Syrup, Thymian und geriebenem Honigkuchen.

Das Rindfleisch ist kein solches Hauptgericht wie in England, das Schweinefleisch dominirt hier nicht so wie in Irland oder in der Walachei, der Kalbsbraten ist nicht so wichtig wie in Norddeutschland, das Schöpsenfleisch ist nicht so allein ein Besitz der Tafel wie im Orient. Doch essen die Sachsen, die von

Digitized by Google

Allem ein Bißchen haben, auch das Letztere zuweilen. Auch das Ziegenfleisch ist nicht so gewöhnlich wie in den Pyrenäen. Doch genießen sie auch dieses. Im Frühlinge sieht man die Leute sich überall mit kleinen Ziegen schleppen, welche sie gekauft oder geschenkt erhalten haben, und die sie zum Sonntage abzuschlachten gedenken. Besonders gegen Fastnacht werden viel junge Ziegen geschlachtet. Zuweilen verzehren sie auch die alten Böcke.

Die Martinsgänse sind hier in Sachsen Sitte wie in anderen Theilen Deutschlands. Sie plagen diese armen Thiere des leidigen Fettwerdens willen auch hier wie anderswo. Sie nudeln und stopfen sie unbarmherzig. Auch mengen sie den Nudeln viel Pfeffer bei, damit die Gänse viel saufen müssen und große Lebern bekommen. Sie schließen sie in sehr enge Stallungen ein und hängen sie auch wohl in Körben auf, damit sie sich gar nicht bewegen können und um so eher fett werden.

Manche sollen noch grausamer sein und ihnen die Augen ausstechen, um den armen Thieren alle Neugierde zum Herumgaffen und Bewegen zu benehmen.

Auf den Tafeln der reichen Bauern erscheint natürlich zuweilen auch Wildpret-, Enten- und Rebhühnerbraten. Die Armen dagegen begnügen sich, wenn sie sie haben können, mit kleineren Vögeln. Die Sperlinge fangen sie in ihren Tennen, wo sie zuweilen in Schaaren zum Aufpicken der Körner herbeiflattern.

Auch Tauben essen sie, sowie Finken, Lerchen, Amseln, „Quäken," „Schoderzchen," „Gaken," Kornkrähen und Staare. Die jungen Staare, denen sie überall neben ihren Häusern in den Bäumen Nester bereiten, lassen sie zuvor durch folgendes Verfahren fett werden. Sie hämmern mitten vor dem engen runden Loche, welches den Eingang der hölzernen Wohnung des Staars bildet, einen langen Nagel quer vor, so daß es den jungen Staaren unmöglich wird, selbst wenn sie schon etwas flügge geworden sind, hinauszufliegen, die Alten aber dabei doch noch Raum genug behalten, neben dem Nagel ihren Schnabel mit Futter hineinzubringen. Die Jungen kommen nun an die Thüre ihres Gefängnisses, und die Alten stecken ihnen von außen das Futter in den aufgesperrten Schnabel, und jene werden so hinter dem Nagel dick und fett, bis der Bauer kommt und sie für seine Frau abholt, die oft eine besondere Liebhaberin junger fetter Staare ist.

Digitized by Google

In den Conversationen, die Dr. Johnson während seines Lebens mit seinen verschiedenen Freunden geführt, und die sein treuer Freund Dr. Boswell in seinem Life of Dr. Johnson alle genau verzeichnet und publicirt hat, kommt auch ein Gespräch vor, welches Dr. Johnson mit ich weiß nicht wem über die curiose Sitte des Hundeessens in China gehabt hat. Die Herren wundern sich in diesem Gespräche gegenseitig über das, was sie sich davon einander erzählen, wie viele Chinesen den Hundebraten für einen delicaten Bissen halten, wie sie die Hunde expreß dazu fett machen, wie es in ihren Städten und Dörfern eigene Hundeschlächter giebt und wie diese Hundeschlächter von den lebendigen Hunden sogleich ausgespürt und so gefürchtet werden, daß sie nur durch ein Dorf zu gehen brauchen, um gleich alle Hunde in Aufruhr zu setzen und sie sammt und sonders hinter sich her auf den Fersen zu haben. Viel mehr noch hätten Dr. Johnson und seine Freunde sich gewundert, wenn sie gewußt hätten, daß sie alle dieselben Dinge auch in den sächsischen Dörfern in der Nähe von Dresden hätten sehen und erleben können.

In der That der Genuß des Hunde- und auch des Katzenfleisches ist hier unter den Leuten ziemlich verbreitet, gewöhnlich allerdings nur bei sehr armen und verkümmerten Leuten, zum Theil aber auch bei den ordentlicheren und wohlhabenderen. Man hält das Hunde- und Katzenfett hier durchweg für ein sehr treffliches Mittel gegen Brustübel, und fast alle die, welche an der Brust oder Lunge, an Husten, Schwindsucht und Asthma leiden, suchen sich diese Medicin zu verschaffen, essen sie oft Jahre lang und gewöhnen sich so an ihren Genuß. Auch gegen das sogenannte „Herzstrammen" soll der Genuß von Katzen- und Hundefett sehr gut sein. Dieß „Herzstrammen" ist weiter nichts als Magenweh. Der Magen und das Herz werden von den geringen Leuten nicht blos in Sachsen, sondern auch in Frankreich, wie man schon aus dem „mal au coeur", welches eigentlich „mal à l'estomac" heißen sollte, lernen kann, verwechselt.

Das Hundefett soll viel fetter und stärker sein als das von irgend einem anderen Thiere. Und man braucht davon zu einer Fettbemme sogar noch weniger zu nehmen als vom Schweinefett.

Auch in den Apotheken wird Hunde- und Katzenfett verlangt, und es giebt daher in mehren kleinen Orten einzelne

Digitized by Google

Menschen, die sich ein Geschäft daraus machen, dieses Fett zu bereiten. Wo sie können, kaufen sie die Hunde und Katzen billig auf oder verschaffen sich dieselben auch wohl auf andere Weise, schlachten sie, kochen das Fett auf und gießen es in Töpfe. Dasselbe hat seinen bestimmt regulirten Preis. Es kostet sechs bis acht Groschen das Pfund.

Die Hundeschlächter (mir wurden mehre in verschiedenen Orten als ziemlich allgemein bekannte bezeichnet) treiben einen ordentlichen Handel mit dem Fette, das sie zum Theil an die Apotheker in den Städten, zum Theil an die mit Asthma behafteten Dorfbewohner absetzen. Die Leute essen das heilsame Fett theils auf ihren Semmen, theils thun sie es an die Suppe. Ich sah selbst einmal einen jungen Burschen, dem es seine Mutter verordnet hatte, mit einem Teller voll Suppe, auf dem große, dicke Hundefettaugen schwammen, hinter dem Ofen abseits von der übrigen Gesellschaft sitzen.

Manche von diesen Patienten nun, die den, allen Christen eigenen Widerwillen gegen den Genuß des Fettes eines so unreinen Thieres einmal überwunden haben und die vielleicht allmälig sogar hinter den Geschmack gekommen sind, haben nun später das Fett als Gourmandise zu genießen angefangen, was sie anfangs nur als Medicin genossen. Da sie am Ende gegen das Fleisch nicht solchen Widerwillen hatten wie gegen das Fett, so fanden sie es zu schade, jenes ganz wegzuwerfen, und ließen es sich wohlschmecken. Das gebratene Hundefleisch, mit Lorbeerblättern angemacht, ist durchaus nicht minder lieblich als gebratenes Ochsenfleisch, und so mochte mancher gute Bekannte, der sich sonst keinen Braten von Gras und Getreide fressenden Thieren verschaffen konnte, sich versucht fühlen, dieß Ding auch zu probiren. Auf diese Weise mag es denn gekommen sein, daß sich jetzt in den sächsischen Dörfern einige Leute finden, die sich mit dem Hundeschlachten abgeben, und noch mehr, die den Widerwillen gegen den Genuß dieses Fleisches als ein Vorurtheil betrachten.

Ich habe fast in jedem der Dörfer in meiner Nachbarschaft wenigstens einen oder zwei solcher Hundeschlächter gefunden. Ich besuchte mehre in ihrem Hause, einmal einen, der 80 Jahre alt war, und der mir sagte, er wäre schwerlich so alt geworden, hätte er nicht seit funfzig Jahren Hundefleisch gegessen. Er zeigte mir das Fleisch von dem Hunde, den er zuletzt geschlachtet hatte.

Digitized by Google

Er hatte es in einer eisernen Pfanne, in welcher die Hundecoteletten und Lendenstücke in einem dicken Fette schwammen. Er wollte mich ein Stückchen kosten lassen, obgleich schon Alles, wie er sagte, an Nachbarn versprochen und verkauft wäre, die es noch heute abholen würden.

Zuweilen sollen diese Hundeschlächter fast wie die Speisewirthe ihre Coteletten in Näpfchen oder auf Tellern ausgeben, und ihre Stube soll oft von Gästen ganz gefüllt sein, wenn sie einmal einen recht fetten Hund schlachteten. In manchem Dorfe nannte man mir auch ganz wohlhabende Bauern, die nicht nur zu solchen Hundeschlächtern kommen und ein Stückchen Braten essen, sondern die auch zuweilen ihre eigenen Hunde mästen und schlachten. Manche sind darauf mehr erpicht als auf Lammsbraten.

Ich besuchte einmal einen Tagelöhner, der auf einem kleinen Gehöfte mit seiner Frau das Getreide drosch und den man mir als einen Hundefleischliebhaber bezeichnet hatte. Ich unterhielt mich mit ihm über diese seine Neigung. „Den letzten Hund", sagte er mir, „hätte er zu Ostern mit seiner Frau gegessen, und seitdem habe er kein Fleisch wieder genossen. Doch hoffe er noch zu dem bevorstehenden Feste (es war dicht vor Weihnachten) irgendwo einen Hund billig ankaufen zu können. Könne er für 8 oder 10 Groschen einen bekommen, so wolle er sie daran wenden. Denn auch seine Frau äße gern Hundefleisch." Ich fragte ihn, welcher Theil des Hundes am besten schmecke. „Die Zunge", sagte er, „schmeckt am delicatesten. Auch die Lenden sind sehr delicat, meine Frau aber ißt am liebsten das Herz. Der letzte Hund, den wir hatten, war aber sehr dürre. Doch sonst haben die Hunde wohl zwei Finger dicken Speck auf den Rippen liegen. In der Regel ist das Fleisch des Hundes sehr saftig, und man braucht nie Sauce daran zu thun. Ich esse auch das Gehirn und finde es gut. Doch muß man sich damit in Acht nehmen, denn es ist zuweilen giftig, wenn die Hunde entweder schon halb toll sind oder zur Hundswuth einen Ansatz haben. Viele essen daher das Gehirn nie, besonders nicht von Kettenhunden, die bei ihrem täglichen Aerger, Bellen und Beißen am meisten zu jener Krankheit geneigt sind."

Ich fragte ihn, ob er die Hunde, ehe er sie esse, auch fett mache, und er sagte mir, „gewöhnlich füttere er den Hund, wenn

Digitized by Google

er von einem Bauer einen erlangt habe, bevor er ihn schlachte, noch etwas. Manche machten die Hunde aber nicht lange fett, und damit ihnen dieß besser gelänge, castrirten sie sie auch noch vorher und fütterten sie dann vierzehn Tage oder drei Wochen hindurch mit guten Speisen, Brot und Milch."

Beim Schlachten verfahren sie so: sie legen dem Hunde einen Strick um den Hals, stecken das Ende dieses Strickes durch einen eisernen Ring an der Mauer und ziehen den Hund fest an die Mauer hinan, so daß er gezwungen ist, seinen Kopf ganz ruhig zu halten. Die Hunde merken es aber längst vorher, was man mit ihnen vor hat, und sperren sich, heulen, bellen und beißen gewaltig um sich. „O Herr, kein Thier ist so schlecht zu schlachten", sagte mein Tagelöhner, „als ein Hund. — Hat man ihn an der Wand fest, so schlägt man ihn zunächst mit einem Stecken auf die Nase, wonach er sogleich, seiner Sinne nicht mehr Meister, zusammensinkt. Dann sticht man ihn in die Herzgrube, läßt ihn ausbluten und schneidet ihm zu gleicher Zeit schnell die Hoden ab, wenn dieß noch nicht geschehen ist, weil sonst das Fleisch einen schlechten Geschmack und Geruch bekommt."

In der Winterzeit, im November, December, Januar, sind die Hunde am besten, im Frühling, in der Zeit, wo sie sich begatten, am schlechtesten.

Man sagte mir, daß das Hundefleisch etwas stärker und pikanter schmecke als das Hammelfleisch. Die Liebhaber setzen es in eine Klasse mit dem Wildpret.

Sogar auch räuchern sollen sie das Hundefleisch und es so für besondere festliche Gelegenheiten zu conserviren suchen.

Diejenigen, welche sich mit dem Schlachten der Hunde abgeben, werden eben so wie in China sogleich von den Hunden erkannt, und es giebt ein schreckliches Geheul und einen allgemeinen Aufruhr unter den Hunden eines Dorfes, wenn ein solcher Mensch durch einen Ort geht. Es ist interessant, die Aufregung der Thiere in einem solchen Falle zu beobachten. Sie kennen ihren Feind sogleich; denn selbst wenn er glaubt, nichts von Hundefleischgeruch an sich zu haben, so weiß die feine Nase der Hunde doch noch genug davon auszuspüren. Sie kommen aus allen Hofthüren heulend und bellend heraus, laufen hinter ihm her und verfolgen ihn oft bis weit zum Dorfe hinaus. Doch

Digitized by Google

bellen sie nur, beißen ihn aber nie, denn sie haben eine tödtliche Furcht vor einem solchen Menschen. Auch selbst wenn sie ihn schon aus dem Gesichte verloren haben, beruhigen sie sich nicht und beriechen die Spuren, die er im Sande zurückließ. Sie springen von Fußtapfen zu Fußtapfen und heulen zwischen durch zum Himmel auf, als wollten sie ihren Feind dort verklagen.

Ein solcher Mensch kann sich auch unbesorgt dem wüthendsten Kettenhunde nähern. Der Hund kommt wohl heulend und bellend hervor, kriecht aber, wenn der Hundeschlächter nahe herzugeht, sogleich winselnd in sein Loch zurück.

Aber auch bei den Menschen stehen diese Hundefresser in Verruf. Mehre derselben, die sehr bekannte Hundeschlächter waren, kamen mir fast wie Verbrecher oder Cannibalen vor. Der Hund ist einer so großen Veredelung fähig, er hat so viel Geist und so treffliche, fast menschliche Seeleneigenschaften, daß es einem grausam erscheint, ein solches Thier ebenso wie einen dummen Ochsen blos als ein Stück Fleisch zu behandeln.

Außerdem aber nährt sich der Hund zuweilen von so widerlichen Dingen, daß man auch deswegen das Vorurtheil gegen den Genuß seines Fleisches ziemlich natürlich finden wird. Allein selbst wenn dieß nicht so natürlich, wenn jener Widerwille nichts als ein Vorurtheil wäre, so ist es doch nicht räthlich, mit solchen allgemein verbreiteten Vorurtheilen sich in Opposition zu setzen.

Da Tugend oft nur das ist, was unter allen Menschen für solche gilt, so werden dergleichen Menschen oft als Verbrecher betrachtet. Die Genießer des Hundefleisches ziehen sich von anderen zurück; es ist, als hätten sie vor diesen anderen ein schlechtes Gewissen. Sie erlangen ihre Waare auf Schleichwegen, sie verspeisen sie wie die Raubthiere im Verborgenen, und sie leben und geberden sich daher wie Strafwürdige, ohne es eigentlich zu sein.

In der Regel sind solche notorische Hundefresser und Hundeschlächter nur liederliche und herabgekommene Subjecte.

In Zeiten der Noth nimmt das Essen der Hunde und Katzen sehr zu, dann fangen die Armen und Bettler diese Thiere häufig weg. Zum Wegfangen, Abschlachten und Verspeisen der Katzen giebt es außer den angegebenen noch andere Veranlassungen. Sie machen sich nämlich hier gern aus den Fellen der Katzen

Digitized by Google

Pelze oder Schlafröcke. Es giebt Leute, die stets den Katzen auf der Lauer liegen, um ihre Felle zu sammeln, bis sie davon so viel haben, als zu einem Pelzjäckchen für ihre Frau oder zu einem Schlafrock für sie selbst nöthig ist. Diese Leute nun nehmen die Gelegenheit wahr, auch das Katzenfleisch zu kosten. Es soll das Essen des Katzenfleisches nicht so häufig sein wie das des Hundefleisches. Allein daß es doch nicht gar zu selten vorkomme, schließe ich daraus, daß sie die Katze hier allgemein „Dachhase" nennen, indem sie sie auf diese Weise mit dem Feldhasen in eine Kategorie, nämlich die des speisbaren Wildprets, stellen. Der Katzenkopf soll noch giftiger sein als der Hundekopf, und ihn verwerfen die Katzen-Gourmands daher ganz und gar.

Sie wenden das Katzen- und Hundefett auch noch sonst hie und da an, z. B. zum Einschmieren spröden Leders, auch ihrer Stiefel und des Pferdegeschirrs.

Selbst die Scherze, die man sich in einem Lande erlaubt, zeigen in der Regel sehr genau an, wie weit diese oder jene Sitte verbreitet ist. Daher will ich noch erwähnen, daß kürzlich in einem sächsischen Provinzialstädtchen ein Gastwirth einen großen Schmaus gab, wozu er das Fleisch jenes Carnivoren auf verschiedene Art bereitete und eine Gesellschaft mehrer Liebhaber einlud.

Auch das Fleisch der Dachse und der Hamster essen sie im Erzgebirge. Die letzteren sind hier auf den Wiesen und in den kleinen Gehölzen strichweise sehr häufig, und die kleinen Hirtenjungen schlagen beim Weiden ihrer Heerden viele davon todt und bringen sie dann der Mutter in die Küche.

So wie das geringe Volk hier auf jede Weise darauf bedacht ist, nach allen Richtungen hin seine Fleischnahrung zu vermehren, und diese sowohl aus dem Schweinestalle, als aus dem Hundeloche, sowohl aus den Staarmesten, als vom Dache holt, so haben auch schon die Staatslenker und Gesetzgeber darauf gedacht, dem Volke mehr Mittel und Wege zu seiner Ernährung zu eröffnen, und in der sächsischen Deputirtenkammer machte vor einigen Jahren Jemand den Vorschlag, das Essen von Pferdefleisch zu gestatten und so viel als möglich zu befördern. Auch gab dieser Deputirte einmal seinen Mitdeputirten ein Pferdefleisch-Diner.

Er ließ dazu ein hübsches feistes junges Thier, das sich am Fuße beschädigt hatte, schlachten und davon Suppe, Braten, Beef-

Digitized by Google

steaks, Carbonaden ꝛc. bereiten. Es war dabei besonders auf die Gegner seines Vorschlags gemünzt, die er alle einladen ließ, natürlich ohne ihnen sein Geheimniß zu verrathen. Er wollte sie überzeugen, daß alle jene Dinge, aus der Lende eines Pferdes geschnitten, eben so gut schmecken, wie aus der eines Ochsen. Die Sache wäre ihm vielleicht auch geglückt, wenn er sich nicht zu früh verrathen hätte. Er hätte einige Tage damit warten sollen. Statt dessen rückte er schon gleich nach dem Diner damit hervor. Und die bloße Idee, daß sie noch jetzt Pferdefleisch im Magen hätten, wirkte so übel auf die Deputirten ein, daß die unangenehmste Scene davon die Folge war.

Obgleich diese Scene gegen die Genießbarkeit und Schmackhaftigkeit des Pferdefleisches ein nur sehr unbedeutendes Zeugniß ablegte, so fiel doch der Vorschlag jenes Deputirten nun entschieden durch. Denn der Mensch ist ein so wunderbares, einbildungsreiches Wesen, daß selbst seine falschen Vorstellungen und Vorurtheile wie wirkliche reelle Uebel wirken, — erzählt doch Herr von Montaigne von einer Dame, die sich ebenfalls nach einem Diner schrecklich geberdete, da man ihr erzählte, die Pastete, von der sie genossen, sei aus Katzenfleisch bereitet gewesen, obgleich es in der That sehr gutes und frisches Hasenfleisch gewesen war. Uebrigens giebt es in der Lausitz ein Dorf, wo das Pferdefleischessen Sitte ist und ein Scharfrichter dieses Fleisch an jeden Menschen pfundweise verkauft *).

Fischgerichte erscheinen auf den sächsischen Tafeln aller Stände äußerst selten. Ich kenne kein Land, das so wenig Fische hat wie dieses. Selbst Böhmen ist mit seinen zahlreichen Fischteichen viel besser daran. In Norddeutschland ist fast jeder Bauer zugleich ein Fischer und Krebser. Die Forelle kommt hier zwar in allen kleinen Flüssen vor, aber sie giebt nur ein Gericht für Vornehme ab. Die meisten Fische kommen nach Sachsen aus Böhmen und von der lausitzer Seite.

In Norddeutschland findet man in der Hütte fast jedes Bauers neben seinen Schinken auch geräucherte Aale und geräucherte Butten oder andere solche Fische. Es giebt hier in Sach-

*) Seitdem dieser Aufsatz geschrieben wurde, hat das Pferdefleischessen in Deutschland bedeutende Fortschritte gemacht.

Digitized by Google

sen kaum eine Art von Fisch, der eine Rolle in der Haushaltung spielte und den man als ein gewöhnliches Nationalgericht betrachten könnte, ausgenommen etwa der weit hergeholte Häring, der übrigens, obgleich ein Einwohner entfernter nordischer Gewässer, ein wahrhaft europäisches Fischgericht geworden ist.

Etwas Eigenthümliches sind hier die sogenannten „Karpfenschmäuse". Man findet sie in den Städten sowohl als auch in den Dörfern. Gewöhnlich werden diese Schmäuse im Winter von den Gastwirthen veranstaltet. Selbst die Gastwirthe in den kleinsten und abgelegensten Dörfern lassen es sich nicht nehmen, ihren Gästen ihren Karpfenschmaus zu geben. Das Couvert wird dabei mit einigen Groschen bezahlt. Und gewöhnlich giebt es dabei auch noch Bier, Käse, Suppe, Braten und Musik, und das Fest wird bis in die späte Nacht verlängert. Im ganzen Erzgebirge finden im Winter solche Karpfenschmäuse statt. Die Karpfen werden dazu aus der Lausitz und von den Moritzburger Teichen herbeigeschafft. Auch giebt es in den Dörfern in den Vorbergen des Erzgebirges einige Karpfenteiche, welche die Hochlande mit dieser Waare versorgen. Der Besitzer eines solchen Karpfenteiches sagte mir, daß die Sitte der Karpfenschmäuse erst seit den Kriegsjahren in Schwang gekommen sei. Er glaubte, weil man seitdem die Anzahl der Feier- und Festtage vermindert habe, und weil auch die langen achttägigen Hochzeiten auf drei- und zweitägige reducirt seien, so strebe nun das Volk zur Entschädigung nach anderweitigen außerordentlichen Vergnügungen, und daher seien die Karpfenschmäuse allgemein geworden. Die Gärtner in den Dörfern bauen für diese Karpfenschmäuse eine Menge von Sellerie, der dabei als Zukost eine Hauptrolle spielt und von dem sie sich bei Zeiten einen großen Vorrath verschaffen, um den Nachfragen der Wirthe danach begegnen zu können.

Von allem übrigen Speisbaren, was weder Fisch noch Fleisch noch Brot noch Kaffee ist, spielt gar nichts eine so bedeutende Rolle bei der Nahrung der erzgebirgischen Strohflechter, Klöppler, Holzschnitzler, Musiker, Instrumentenmacher oder Bergleute, als die Kartoffel, dieses nützliche, schmackhafte und nahrhafte Gewächs, das kaum nach seiner Bekanntwerdung in Europa schon viele, besonders norddeutsche Völkerstämme zu ihrer Lieblingsfrucht erkoren haben.

Digitized by Google

Nach den Irländern kann es kaum noch eifrigere Anhänger der Kartoffel geben, als die Sachsen. Es giebt ihrer, die diese Frucht zwei-, ja dreimal im Tage genießen, und bei denen sie statt des Brotes, statt des Fleisches und statt Zugemüses dient. Ja bei Kleinen und bei Großen kommen die Kartoffeln wenigstens zweimal täglich neben anderen Gerichten auf den Tisch.

So wie der arme Irländer Kartoffeln und Buttermilch hat, so hat der arme Sachse Kartoffeln und Kaffee. Sie nennen diesen geliebten Knollen hier gewöhnlich „Abarn" oder, wie es eigentlich heißen soll, „Erdbirn" oder „Erdbirnen." Und sie bereiten sie auf alle die mannichfaltigen Weisen zu, die man auch anderer Orten erfunden hat.

Sie essen Erdbirnen mit der Schale, Erdbirnklöße, Erdbirnkäulchen, Erdbirnsalat. Etwas Besonderes, wenn nicht dem Wesen, doch dem Namen nach, sind die „gebregelten Kartoffeln", so nennen sie die mit Speck gebratenen Kartoffelscheibchen, und dann der mit Speck und Zwiebeln „gemeckselte" Erdbirnbrei. „Gemeckselt" heißt bei ihnen Alles, was durch eine beigegebene Sauce oder Zuthat noch besonders schmackhaft wurde *).

Auch in Schweden und Norwegen sind die Kartoffeln außerordentlich verbreitet, so wie sie ja in England bekanntlich ein eben so allgemeines Lieblingsgericht geworden sind. Die romanischen und südlichen Völker machen sich nicht so viel aus den Kartoffeln. Ihre Kartoffeln wachsen zum Theil auf den Bäumen, nämlich auf den Kastanienbäumen. Die germanischen Nationen sind die großen Champions der Kartoffel. Es hat etwas Wunderbares, wie der Gaumen, der Geschmack, der Magen, die Nerven und der Sinn so verschiedener Stämme, die so weit von einander wohnen, so ganz für ein Gewächs gestimmt sein konnten, blos weil diese Stämme alle einem einzigen großen Völkerbaume angehören. Die slawischen Völker machen sich wiederum nicht viel aus den Kartoffeln.

Die armen Häusler und Hausgenossen, die kein eigenes Feld haben, bitten sich gewöhnlich bei den reichbegabten Bauern, den Pachtern und Gutsbesitzern ein Streifchen Landes aus, das sie mit ihren Kartoffeln bestellen können. Die Bedingungen, unter denen dieß gewöhnlich geschieht, sind folgende. Sie müssen das

*) Vergleiche hierüber Adelung, Artikel „Mät".

Digitized by Google

Feld selbst düngen und auf die Benutzung dieser Düngung für das zweite und dritte Jahr verzichten. Und außerdem müssen sie dem Bauer oder Verleiher des Feldes noch einige Tage während des Jahres bei seiner Arbeit unentgeltlich helfen, oder sie müssen, wie es hier heißt, ihnen einige „Hofetage leisten". Diese „Hofetage" für das Kartoffelfeld sind also gewissermaßen noch ein kleiner Ueberrest aus der Zeit des Lehnswesens. Sie haben ganz die Natur der Frohndienste, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht erblich sind. Die Bauergutsbesitzer wissen einen guten Profit deraus zu ziehen, indem sie in der Regel den armen Leuten nur ein Stückchen sehr mageren Bodens geben und sie zwingen, recht viel Dünger hineinzuackern. Ich kannte einen Bauer, der nicht weniger als zwanzig Familien solcher kleinen Kartoffel-Lehnsleute für sich arbeiten ließ.

Das Sauerkraut ist hier nicht so häufig und allgemein wie in manchen anderen Theilen von Deutschland (z. B. wie in Baiern oder gar in Polen). Doch gehört es auch hier zu den gewöhnlichen häuslichen Nahrungsmitteln, die man in allen Wirthschaften findet, und die man im Herbste auf eine nicht eben sehr appetitliche Weise die Leute einmachen sieht. Es wird im Herbst zuerst mit einem Krauthobel, der sogenannten „Krautschabe", gehobelt oder „eingeschabt" und dann mit Füßen „eingedämmert". Sie treten so lange darauf herum, bis das Salz sich zu Wasser verwandelt hat und der Gischt über die Füße wegläuft. Die kleinen Leutchen, die kein ganzes Faß füllen können, pfropfen und füllen wenigstens damit einige irdene Töpfe.

Sie essen den Kohl in der Regel in Begleitung von Erbsen. Denn ihrer Meinung nach hat dieß „eine Passe", d. h. beide Dinge passen gut zusammen. Sie tauchen allemal erst mit einem Stückchen Brot in die Erbsen, und dann fahren sie mit der Gabel in den Kohl. Dieß sieht man so bei allen Bauern, die in der Art und Weise, ihre Nahrung zu sich zu nehmen, eben so constant und stereotyp sind, wie die Vögel des Himmels in der Art und Weise, wie sie ihr Wasser schlürfen oder ihre Körner picken.

„Kraut und Rüben" sind so gewöhnliche deutsche Gartenpflanzen und Tischgerichte, daß sie schon in unsere Sprüchworte übergegangen sind. Doch kenne ich slawische Völker, die ihren „Kapusta" noch häufiger genießen, als die Sachsen ihre Krauthöte

Digitized by Google

(so heißen bei ihnen die Krauthäupter). Im „Niederlande" (so nennen sie das Flachland am Fuße des Erzgebirges) haben sie mehr Welschkohl. „Oben herein", das heißt im Oberlande, findet sich dieser nicht, sondern mehr Weißkohl. Wie weißes Brot mehr in Obersachsen und braunes oder schwarzes Brot mehr in Niedersachsen zu Hause ist, so ist auch Weißkohl mehr in Obersachsen und Braunkohl mehr in Niedersachsen angebaut, wo er auf allen Feldern und in allen Gärten fleißig gehegt wird.

Da Gemüse ihr Hauptessen ist, so haben sie davon eine ziemliche Auswahl, weit mehr, als dessen die Bauern in England oder in Irland besitzen. Sie haben Erbsen, Bohnen, Gurken, Rüben auf ihren Feldern. Doch werden, je weiter man ins Gebirge hinaufkommt, diese Zugemüse desto seltener. In manchen Gebirgsdörfern haben nur der Prediger oder der Schulmeister allenfalls einige Gurken und Bohnen. Die Leute essen auch Schwämme, doch nicht so viel wie in Rußland. Ferner hat Jeder einige Kürbisse oder „Kerbse", wie sie hier sagen, in seinem Garten, doch bei Weitem nicht so viel als die großen Kürbisfreunde, die Ungarn, in den ihrigen. Eine Art von diesen „Kerbsen", die länglich sind und wie dicke Würste aussehen, nennen sie „Erdäppel". Doch schmecken die runden, die eigentlichen Kürbisse, besser. Ihr Fleisch zieht sich im Kochen nicht so lang wie das jener Erdäppel. Es ist „kurzmusiger", wie sie sagen. Das Fleisch der länglichen Kürbisse ist dagegen zu „lodlig" oder „zodlig". Es sind immer „Zodeln", das heißt langgezogene zähe Stücke, darin. Sie kochen von ihren Kürbissen „Kerbssuppe" und „Kerbspappe" oder „Kerbsbrei", wie in anderen Theilen von Deutschland.

Erbsen genießen sie sowohl grün als auch getrocknet. Das Ausklauben der Erbsen nennen sie hier „auslesern". Gewöhnlich essen sie Möhren und Erbsen vermischt und wo möglich Speck und Schweinefleisch oder Rindfleisch dazu. Schotenfleisch heißt hier ein Stück Rindfleisch mit Erbsen. Schöpsenfleisch essen sie nie mit Erbsen. „Es hat keine Passe dazu." Das Schöpsenfleisch ist für Erbsen zu „latschig", d. h. zu weichlich.

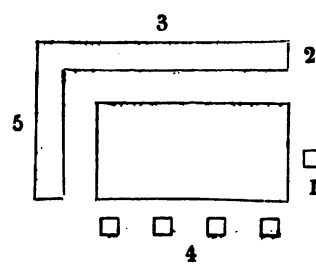
Von den Bohnen haben sie verschiedene Arten, die Stockbohnen, welche kleine Büsche bilden, und die Losbohnen (Laufbohnen), welche an Stangen sich hinaufwinden oder laufen. Die sogenannten Saubohnen sind hier bei Weitem nicht so häufig wie

Digitized by Google

in Niedersachsen, wo der Bauer ganze Felder damit bepflanzt und sie täglich speist, und wo sie „große Bohnen" genannt werden.

Zwiebeln giebt es in allen Gärten, und sie essen sie eben so gern, wie alle europäische Nationen. Doch genießen sie sie bei Weitem nicht so viel, wie einige slawische Völker, welche in Zwiebeln gleichwie in Aepfel einbeißen. Auch verzehren sie nicht so viel Knoblauch, wie die Leute in einigen französischen Provinzen, wo jeder Bewohner schon von Weitem einen so üblen Geruch verbreitet, als sei er eine wandelnde Riesenknoblauchstaude.

Was die Tischsitten der Bewohner hiesigen Landes betrifft, so sind diese im Ganzen genommen sehr einfach. Bei den kleinen Häuslern und Gärtnern giebt die Hausfrau das Zeichen, daß die Kartoffeln auf dem Tische dampfen, und sogleich verläßt willig Alles seine Arbeit, setzt sich herbei und läßt es sich gut schmecken. Bei den „Bauern" giebt es mehr Ceremoniel und auch eine gewisse Rangordnung bei der Tafel. Der Eßtisch steht gewöhnlich in einer Ecke des Zimmers und zwar so, daß um zwei Seiten desselben die an der Wand aufgestellten Bänke herumlaufen, während auf den beiden anderen Seiten Stühle gestellt werden; auf diese Weise:



Der Bauer selbst sitzt präsidirend auf einem Stuhle (1) an der einen Spitze des Tisches. Er hat immer den Rücken gegen die Thür gekehrt. Seine Ehehälfte nimmt den Platz ihm zur Rechten (2) auf der langen Bank ein. Sie hat ihre Kinder, denen sie vorlegt, auf der Bank (3) zu ihrer Rechten. Die Knechte sitzen unten am Tische auf der Bank (5) ruhig aufgepflanzt. Die Mägde aber nehmen die Stühle (4) ein. Die letzteren haben bei Tisch immer viel zu besorgen, die Gerichte

Digitized by Google

aufzustellen, das Brot herbeizulangen, das Salz zu holen rc., daher ihnen dieser Platz, von wo aus sie überall leicht hingehen können, angewiesen wird. Die reichen und vornehmen Bauern speisen wohl mit ihrer Familie besonders in ihrem eigenen Wohnzimmer, getrennt vom Gesinde.

In solchem Falle nimmt der Großknecht oder, wie derselbe hier genannt wird, der „Schirrmeister" den Platz des Präsidenten ein. Dieser Schirrmeister giebt dann auch allemal das Zeichen zum Zulangen. Bevor er nicht den Löffel ergriffen und eingetunkt hat, dürfen auch die Anderen nicht mit dem Werke beginnen. Ebenso auch hören die Anderen auf, wenn der Großknecht seinen Löffel auswischt und bei Seite legt. Ist sein Appetit etwas minder munter als der der Anderen, so nimmt er darauf Rücksicht, faßt kleinere Portionen und zieht die Tafel so seinen Mitknechten zum Vortheil in die Länge.

Gewöhnlich beten hier auch noch die Bauern sowohl vor als nach der Mahlzeit zusammen. Oft sind diese Gebete sehr lang und dauern zuweilen 5 bis 10 Minuten. Gewöhnlich betet der Bauer selbst oder der Großknecht oder die Großmagd vor. An hohen Festtagen oder Sonntags werden auch zuweilen Lieder aus dem Gesangbuche gesungen.

Die eigentlichen Bauern sind also auch in dieser Beziehung die Aufrechterhalter guter alter Sitten, als welche ich sie schon öfters bezeichnet habe. Bei den Handwerkern und Professionisten der Dörfer, bei den kleinen Häuslern und Gärtnern sind Tischgebete fast durchweg nicht häufig. Jene, wie z. B. die Tagelöhner, kommen oft weit von der Arbeit zum Mittagsmahl herbeigelaufen, haben nicht viel Zeit darauf zu verwenden, sind müde und hungrig und fallen gleich über das her, was ihnen die Hausfrau vorsetzt. Die Handwerker sind ohnedieß mit ihren Gesellen in dem benachbarten Arbeitszimmer zusammen und setzen sich nur auf die Stühle hin, um wieder davon aufzustehen und beisammen zu bleiben.

Bei dem Bauer ist die ganze Verfassung des Hauses patriarchalisch. Auf seinem Gehöfte ruht der Segen Gottes. Die Söhne und Töchter, die Knechte und Mägde kommen vom Felde, von den Tennen, aus der Scheune, aus Küche und Keller zum gemeinsamen Mahle zusammen und zerstreuen sich dann wieder in ihre verschiedenen Departements. Auch lassen sie sich bei allen

Digitized by Google

Dingen mehr Zeit als die kleinen Leute, die den ganzen Tag hindurch flechten oder klöppeln oder nähen und hämmern müssen. Bei jenen hat daher Alles mehr Styl, Form und Ceremoniel. Auch sind die Handwerker die Träger des Fortschritts und der sogenannten Aufklärung der Neuzeit. „Wir", sagte mir einmal ein solcher kleiner Professionist, dem ich darüber Vorwürfe gemacht hatte, daß er bei Tisch mit den Seinigen nicht bete, „führen halt den Gedanken, daß es von Gott kommt, schon von selbst im Kopfe, und das ist, glaube ich, ebenso gut als dieß lange Gebeteplappern der Bauern." Doch jedes Ding hat seine Schatten- und seine Lichtseiten.

Digitized by Google

XII.

Ueber Cretinismus in der Schweiz.

Geschrieben zu Interlaken 1847.

Digitized by Google

Digitized by Google

Manche an die Erzieher und die Gesetzgeber der Menschheit gestellte große Fragen sind in unserer so allseitig wirksamen Zeit endlich nach vielfachen vergeblichen Bestrebungen mehr oder weniger genügend gelöst worden.

Die Erziehung und der Unterricht der Blinden und der Taubstummen, für welche am Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich für das Wohl ihrer Mitmenschen begeisterte Männer aufstanden und unter unsäglichen Hindernissen thätig waren, ist eine Angelegenheit fast aller Gesetzgebungen geworden, und wir sehen jetzt in den meisten civilisirten Staaten Europas Blindeninstitute und Taubstummenanstalten schon in Wirksamkeit oder doch im Entstehen begriffen.

Die verwahrlosten Kinder der Armen, für welche schon in früheren Zeiten in Spanien ein Vincenz von Paul und im vorigen Jahrhundert in Deutschland ein August Hermann Francke mit heiligem Eifer und mit der edelsten Selbstaufopferung sich erhoben, sind ebenfalls ein Gegenstand der Aufmerksamkeit der Regierungen geworden, und wir finden in vielen Staaten Vorkehrungen getroffen, um der Verwahrlosung der armen älternlosen Kinder zu begegnen.

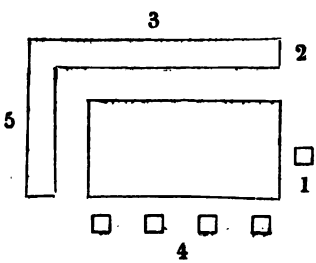
Auch für die hülflosen Kleinen an der Mutterbrust und für ihre zweckmäßigere Behandlung sind edle Menschen in die Schranken getreten, haben durch Schriften und Reden die Regierungen darauf aufmerksam gemacht, wie schon in der Wiege oft die Kräfte eines großen Theils ihrer Mitbürger vergiftet oder in ihrer Entwickelung gehemmt werden, und zugleich danach gestrebt, diesen schädlichen Einflüssen entgegenzuarbeiten, und es ist daraus eine Gattung von Wohlthätigkeits-Instituten entstanden, die man Kleinkinderbewahranstalten genannt hat. Die Irren und

Digitized by Google

in Niedersachsen, wo der Bauer ganze Felder damit bepflanzt und sie täglich speist, und wo sie „große Bohnen" genannt werden.

Zwiebeln giebt es in allen Gärten, und sie essen sie eben so gern, wie alle europäische Nationen. Doch genießen sie sie bei Weitem nicht so viel, wie einige slawische Völker, welche in Zwiebeln gleichwie in Aepfel einbeißen. Auch verzehren sie nicht so viel Knoblauch, wie die Leute in einigen französischen Provinzen, wo jeder Bewohner schon von Weitem einen so üblen Geruch verbreitet, als sei er eine wandelnde Riesenknoblauchstaude.

Was die Tischsitten der Bewohner hiesigen Landes betrifft, so sind diese im Ganzen genommen sehr einfach. Bei den kleinen Häuslern und Gärtnern giebt die Hausfrau das Zeichen, daß die Kartoffeln auf dem Tische dampfen, und sogleich verläßt willig Alles seine Arbeit, setzt sich herbei und läßt es sich gut schmecken. Bei den „Bauern" giebt es mehr Ceremoniel und auch eine gewisse Rangordnung bei der Tafel. Der Eßtisch steht gewöhnlich in einer Ecke des Zimmers und zwar so, daß um zwei Seiten desselben die an der Wand aufgestellten Bänke herumlaufen, während auf den beiden anderen Seiten Stühle gestellt werden; auf diese Weise:



Der Bauer selbst sitzt präsidirend auf einem Stuhle (1) an der einen Spitze des Tisches. Er hat immer den Rücken gegen die Thür gekehrt. Seine Ehehälfte nimmt den Platz ihm zur Rechten (2) auf der langen Bank ein. Sie hat ihre Kinder, denen sie vorlegt, auf der Bank (3) zu ihrer Rechten. Die Knechte sitzen unten am Tische auf der Bank (5) ruhig aufgepflanzt. Die Mägde aber nehmen die Stühle (4) ein. Die letzteren haben bei Tisch immer viel zu besorgen, die Gerichte

Digitized by Google

aufzustellen, das Brot herbeizulangen, das Salz zu holen ꝛc., daher ihnen dieser Platz, von wo aus sie überall leicht hingehen können, angewiesen wird. Die reichen und vornehmen Bauern speisen wohl mit ihrer Familie besonders in ihrem eigenen Wohnzimmer, getrennt vom Gesinde.

Ist. In solchem Falle nimmt der Großknecht oder, wie derselbe hier genannt wird, der „Schirrmeister" den Platz des Hausherren ein. Dieser Schirrmeister giebt dann auch allemal das Zeichen zum Zulangen. Bevor er nicht den Löffel ergriffen und eingetunkt hat, dürfen auch die Anderen nicht mit dem Werke beginnen. Ebenso auch hören die Anderen auf, wenn der Großknecht seinen Löffel auswischt und bei Seite legt. Ist sein Appetit etwas minder munter als der der Anderen, so nimmt er darauf Rücksicht, faßt kleinere Portionen und zieht die Tafel so seinen Mitknechten zum Vortheil in die Länge.

Gewöhnlich beten hier auch noch die Bauern sowohl vor als nach der Mahlzeit zusammen. Oft sind diese Gebete sehr lang und dauern zuweilen 5 bis 10 Minuten. Gewöhnlich betet der Bauer selbst oder der Großknecht oder die Großmagd vor. An hohen Festtagen oder Sonntags werden auch zuweilen Lieder aus dem Gesangbuche gesungen.

Die eigentlichen Bauern sind also auch in dieser Beziehung die Aufrechterhalter guter alter Sitten, als welche ich sie schon öfters bezeichnet habe. Bei den Handwerkern und Professionisten der Dörfer, bei den kleinen Häuslern und Gärtnern sind Tischgebete fast durchweg nicht häufig. Jene, wie z. B. die Tagelöhner, kommen oft weit von der Arbeit zum Mittagsmahl herbeigelaufen, haben nicht viel Zeit darauf zu verwenden, sind müde und hungrig und fallen gleich über das her, was ihnen die Hausfrau vorsetzt. Die Handwerker sind ohnedieß mit ihren Gesellen in dem benachbarten Arbeitszimmer zusammen und setzen sich nur auf die Stühle hin, um wieder davon aufzustehen und beisammen zu bleiben.

Bei dem Bauer ist die ganze Verfassung des Hauses patriarchalisch. Auf seinem Gehöfte ruht der Segen Gottes. Die Söhne und Töchter, die Knechte und Mägde kommen vom Felde, von den Tennen, aus der Scheune, aus Küche und Keller zum gemeinsamen Mahle zusammen und zerstreuen sich dann wieder in ihre verschiedenen Departements. Auch lassen sie sich bei allen

Digitized by Google

[illegible] [illegible] [illegible] [

XII.

Ueber Cretinismus in der Schweiz.

Geschrieben zu Interlaken 1847.

Digitized by Google

Digitized by Google

Manche an die Erzieher und die Gesetzgeber der Menschheit gestellte große Fragen sind in unserer so allseitig wirksamen Zeit endlich nach vielfachen vergeblichen Bestrebungen mehr oder weniger genügend gelöst worden.

Die Erziehung und der Unterricht der Blinden und der Taubstummen, für welche am Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich für das Wohl ihrer Mitmenschen begeisterte Männer aufstanden und unter unsäglichen Hindernissen thätig waren, ist eine Angelegenheit fast aller Gesetzgebungen geworden, und wir sehen jetzt in den meisten civilisirten Staaten Europas Blindeninstitute und Taubstummenanstalten schon in Wirksamkeit oder doch im Entstehen begriffen.

Die verwahrlosten Kinder der Armen, für welche schon in früheren Zeiten in Spanien ein Vincenz von Paul und im vorigen Jahrhundert in Deutschland ein August Hermann Francke mit heiligem Eifer und mit der edelsten Selbstaufopferung sich erhoben, sind ebenfalls ein Gegenstand der Aufmerksamkeit der Regierungen geworden, und wir finden in vielen Staaten Vorkehrungen getroffen, um der Verwahrlosung der armen älternlosen Kinder zu begegnen.

Auch für die hülflosen Kleinen an der Mutterbrust und für ihre zweckmäßigere Behandlung sind edle Menschen in die Schranken getreten, haben durch Schriften und Reden die Regierungen darauf aufmerksam gemacht, wie schon in der Wiege oft die Kräfte eines großen Theils ihrer Mitbürger vergiftet oder in ihrer Entwickelung gehemmt werden, und zugleich danach gestrebt, diesen schädlichen Einflüssen entgegenzuarbeiten, und es ist daraus eine Gattung von Wohlthätigkeits-Instituten entstanden, die man Kleinkinderbewahranstalten genannt hat. Die Irren und

Digitized by Google

Wahnsinnigen, welche man noch vor hundert Jahren fast überall den Verbrechern gleich behandelte, haben nun vernünftigere Zeitgenossen gefunden, und in allen Ländern Europas hat man besondere und neue Anstalten für die Irren gegründet, oder ist darauf bedacht, die alten zweckmäßiger zu organisiren.

Vielleicht keine aller dieser merkwürdigen und wohlthätigen Reformen ist schon so weit gediehen, daß man behaupten könnte, wir wären ganz damit aufs Reine, bei keiner noch haben wir das uns vorschwebende Ziel erreicht, allein wenigstens sind doch fast überall die ersten und gröbsten Vorarbeiten ausgeführt. Den Vorfechtern und Märtyrern dieser Reformen ist es doch gelungen, für alle jene Angelegenheiten, denen sie ihr Leben widmeten, die Massen der Bewohner Europas zu erwärmen und die schwer zu elektrisirenden Räderwerke der Staatsmaschinerieen dafür in Bewegung und Schwung zu setzen.

Zu der Zeit, als der Lord Chesterfield seine Briefe über Erziehung schrieb, dachte man nur an die Erziehung der großen Herren. Der Begriff, den man mit dem Worte „Erziehung" verband, war noch äußerst eng, und kaum wurde ein redlicher Bürger oder ein ehrlicher Gelehrter „ein Mann von Erziehung" genannt.

Unserer Zeit erst war es vorbehalten, den den Erziehungsgeschäften Vorstehenden einen wahrhaft humanen und wahrhaft christlichen Sinn einzuflößen, ihre Aufmerksamkeit und ihre Thätigkeit nach allen Richtungen hin zu lenken, und so erzieht und unterrichtet man nun alle Klassen, alle Alter, alle Capacitäten unter den Bürgern der Gesellschaft.

Man bemächtigt sich der Kinder, die aufsichtslos im Schooße unserer Societäten verwildern, und erzieht sie; man denkt auf Mittel, wie man dem Geiste der Blinden und Tauben sich nähern und wie man ihre schlummernde und von der Welt der Erkenntniß durch scheinbar unübersteigliche Hindernisse ausgeschlossene Psyche entwickeln könne. Man bemüht sich, den Ursachen der Dunkelheit, die in den Köpfen der Irren und Wahnsinnigen herrscht, sich klar zu machen und in dem Labyrinthe ihrer verworrenen Ideen den Faden zu finden, an dem man sie durch Unterricht und Erziehung auf den Weg der Vernunft zurückführen könnte. Man entwarf pädagogische Bücher für alle Zustände des menschlichen Geistes, und wie die Heiligen und Missionäre

Digitized by Google

zu den Wilden der Wüste, so steigen jetzt Pädagogen in die Kerker und Gefängnisse hinab, um zu erproben, wie man in den moralischen Wildnissen den Herzen der Verbrecher aus den Trümmern ihres besseren Selbst durch Erziehung und Belehrung eine reinere Existenz hervorbauen könne.

Sogar zu den verworfensten ihres Geschlechtes, zu den öffentlichen Mädchen, neigt die Erziehung unserer Zeit sich liebend hin, sucht sie in Asylen zu sammeln, durch Unterricht, Arbeit und Bildung sie für sanfte und wohlthätigere Neigungen empfänglich zu machen und sie auf die Bahn der Tugend zurückzuführen *).

Kurz, die Wissenschaft und Kunst der Erziehung, ihre Theorie und Praxis, war sonst ein Gewächs von ziemlich einförmigem Stamme, aber von der energischen Sonne der Neuzeit bestrahlt, ist sie nun zu einem Baume mit zahllosen Aesten auseinander gegangen. Es ist wohl wahrscheinlich, daß er noch lange nicht alle diejenigen Zweige getrieben hat, zu deren Entwickelung er fähig ist. Manche Knospe mag noch aus ihm hervorzudrängen streben, mancher Zweig noch unbeachtet und wenig gefördert sein.

Ich glaube, daß ich nicht irre, wenn ich als einen solchen gerade eben jetzt wieder knospenden und treibenden Zweig des Geschäfts der Menschenerziehung die Sache des Cretinismus bezeichne. Für sie und zu ihrer Beförderung ist ähnlich einem Abbé de l'Epée, einem Franke und Hauy in neuester Zeit ein junger menschenliebender Mann in der Schweiz erstanden, für sie ist jetzt eine Anstalt als erster Keim auf einem neu sich eröffnenden Felde der Wohlthätigkeit begründet worden, und für sie sind bereits in verschiedenen Ländern vorbereitende und einleitende Forschungen geschehen, so daß es in der That scheint, als ob sich der Geist der Zeit wiederum der Heilung und Minderung eines neuen bisher sehr vernachlässigten Uebels und einer Klasse von unglücklichen Mitmenschen zuwende, die viel weiter verbreitet ist, als die Meisten zu wissen scheinen.

Mit dem Worte Cretinismus bezeichnet man den höchsten Grad eines Uebels, welches in mannichfaltigen Graden und Phasen

*) In London giebt es mehre bewundernswerthe Bildungsinstitute für die verwildertste Klasse des weiblichen Geschlechts dieser Stadt.

Digitized by Google

der Welt haben, als bildeten sie eine und dieselbe Nation, ihre bestimmte, feste und überall wiederkehrende Physiognomie.

Diese besteht bei den Cretinen auf der tiefsten Stufe ihrer Entartung der Hauptsache nach etwa in folgenden Zügen. Die ganze Figur des Cretins ist meistens zwergartig, zuweilen bis zu einer Größe von 4 oder 3 Fuß Höhe herab, immer aber klein und gedrückt. Die Beine sind kurz, gekrümmt, die Kniee ohne Elasticität und Energie, schwach und schwankend, zuweilen in so hohem Grade, daß sie den Körper nicht aufrecht halten können, und daß viele solcher Wesen, ohne sich zu bewegen, ihr Leben meistens liegend oder sitzend, an die Wand gelehnt, verbringen.

Die, welche den Gebrauch ihrer Füße haben, erkennt man doch alsbald als Cretinen an ihrem schwerfälligen und schwankenden Gange. So wie ihr Gang, so sind auch alle ihre Bewegungen, die des Kopfes, der Arme, langsam, unsicher, meistens zwecklos oder zweckwidrig. Torporescirende, starre Ruhe ist ihr gewöhnlicher Zustand. Ihre Muskeln sind schwammartig anzufühlen. Ihre Haut hängt überall schlaff herunter und legt sich frühzeitig schon in Runzeln. Nur am aufgeschwollenen Bauche ist sie gespannt. Ihr Rückgrat ist gewöhnlich schwach und nicht selten gekrümmt, und der dicke Kopf schwankt wie eine Blase über einem zu einem Kropfe angeschwollenen Halse mit kurzem Nacken.

Während uns bei schönen und geistig entwickelten Menschen der Anblick ihres Angesichts zum Himmel erhebt und während wir selbst den Göttern und Engeln ein solches Antlitz verleihen, ist bei den Cretinen der höchsten Gattung der allgemeine Eindruck ihrer Gesichtszüge oft unedler als bei den Thieren. Die Augen sind meistentheils klein, tiefliegend, ohne Glanz und gewöhnlich schielend in Folge der Schwäche der Muskeln, an welche sie hinterwärts geheftet sind.

Die Stirn und das Vorderhaupt sind abgeflacht und steigen wie bei den Thieren sehr schief zum Scheitel des Kopfes auf. Das Haupt ist nach oben spitz, und es fehlt ihm eine kräftige Entwickelung des Hinterkopfes, des Sitzes derjenigen Organe, welche die Energie unseres Willens, die Stärke und Entzündbarkeit unserer Leidenschaften zu bedingen scheinen.

Die Nase hat in der Regel etwas von der der Neger.

Digitized by Google

An der Wurzel zwischen den Augen ist sie eingefallen, nach unten hin dick, schwülstig und meistens plattgedrückt. Die Gegend um den Mund tritt wie bei den Thieren weit hervor. Das Kinn, das bei den edelsten Menschen gerade, abgerundet, fest dasteht, liegt weit zurück und verschwindet oft ganz. Die Kinnbacken sind stark gerundet und schlagen einen großen Bogen. Zwischen zwei fleischigen hängenden Lippen erscheinen zwei große Reihen widerlicher Zähne, und beim höchsten Grade des Cretinismus hängt die Zunge angeschwollen und bleich gefärbt aus dem Munde hervor. Bei den männlichen Individuen finden sich auf den Lippen und am Kinn statt des gekräuselten Bartes einzelne verlorene Haarstumpfe. Selbst die Ohren haben etwas Thierisches, sie sind lang und abstehend, und oben auf dem Haupte wird dieß ganze traurige Ensemble unerfreulicher Elemente gekrönt durch einen Schopf struppiger Haare.

Die Stimme der Cretinen, wenn sie überhaupt Laute von sich geben, ist so unangenehm für das Ohr wie ihr Anblick für das Auge. Es sind rauhe, krächzende, aus tiefer Kehle wie aus einem Kropfe hervordringende Töne, die meist unarticulirt scheinen und die gewöhnlich nur Denen verständlich sind, welche diesen Wesen näher stehen und mit der Bedeutung ihrer Willensäußerungen vertraut sind.

Wie in körperlicher, so sind auch in geistiger Beziehung die Cretinen in den allerersten Jahren ihrer Kindheit wenig von anderen Kindern verschieden. Wenn auch zuweilen schon frühzeitig minder geweckt, äußern sie doch an der Mutterbrust ihre ersten instinctartigen Herzensregungen fast ebenso wie die anderen Kinder. Sie weinen, sie lächeln, sie lallen liebend den Namen ihrer Mutter, und diese hat sehr häufig nicht die geringste Ahnung davon, in welch bodenloses Verderben ihr Säugling hinabzusinken im Begriffe steht.

Zuweilen sogar fassen sie ohne auffallende Schwierigkeit den ersten Unterricht auf, den man ihnen ertheilt. Auf einmal aber geräth ihr psychisches Räderwerk ebenso ins Stocken, wie ihr somatisches. Sie bleiben hinter den übrigen Kindern zurück. Sie werden ihren vorschreitenden Mitschülern zum Spott. Man muß sie der Schule entnehmen. Sie ziehen sich auch selbst von der Straße und den Spielplätzen der Jugend zurück. Wie stumme Pagoden auf dem Ofen des Hauses sitzend, versinken sie

Digitized by Google

in eine völlige Apathie des Geistes und des Herzens, und der entschiedenste Blödsinn überzieht wie eine finstere Wolke den ganzen Horizont ihrer Seele.

Dieselben Erscheinungen, dieselbe allmälige Trübung und Schwächung der Geistesanlagen, die wir bei anderen Menschen im Greisenalter eintreten sehen, zeigen sich bei den Cretinen schon in der Jugend. „Ils passent", sagt ein französischer Schriftsteller von ihnen sehr richtig, „de l'enfance à la décrépitude". Aber so wie sie frühzeitig die Natur der Greise annehmen, so behalten sie dabei doch zugleich auch lange die Eigenschaften des Kindesalters; sowie sie schon im 12. Jahre greisenartig sind, so schleppen sie noch bis an ihr Lebensende die Kinderschuhe. Die Schattenseite des Kindes- und des Greisenalters, die am wenigsten erfreulichen Eigenschaften beider Lebensstufen, vereinigen sich in ihnen auf eine beklagenswerthe Weise. Sie sind stumpf, unerregbar wie abgelebte Alte, und dabei sind sie launisch, eigensinnig, unartig wie ungezogene Kinder. Nichts reizt sie, nichts erregt ihre Aufmerksamkeit, nichts ist im Stande, sie aus ihrer Versunkenheit emporzurichten. Man steht solchen Wesen mit Staunen und Entsetzen gegenüber. Man fühlt, es ist da Wärme, man hört den Athem, man sieht die Finger sich convulsivisch bewegen, aber das sind auch fast die einzigen Anzeichen dafür, daß man sich in Gegenwart eines lebenden Wesens befinde.

Die Historiker Roms haben uns eine höchst interessante, oft bewunderte Scene aus der Geschichte dieser Stadt dargestellt, den Eintritt der die Stadt zerstörenden Gallier in die Versammlung des Senats, in die stumme „Versammlung dieser Weisen", wie später der Gesandte des Pyrrhus jene Senatoren nannte, die alle persönlichen Beleidigungen mit Geduld ertrugen in dem Schmerze, den sie über das Unglück des Vaterlandes empfanden. Ich kenne keine andere, mit diesem Bilde mehr contrastirende Scene als die, welche Herr von Saussure in seinen trefflichen „Voyages dans les Alpes" beschreibt, da er in dem Thale von Aosta in ein von Cretinen wimmelndes Dorf, „Villeneuve", eintrat. „Die sämmtlichen, wenig zahlreichen, vernunftbegabten Wesen", sagt er, „hatten das Dorf verlassen und waren auf dem Felde beschäftigt. Man sah vor den Häusern und in den Straßen nichts als blödsinnige Cretinen. Ich kannte damals noch nicht

Digitized by Google

die äußeren Kennzeichen dieser Krankheit, und ich redete daher den Ersten Besten an, um ihn nach dem Namen des Dorfes zu fragen, und da er, mich anstarrend, mir keine Antwort gab, so richtete ich dieselbe Frage an einen Zweiten, der mich aber eben so stumm anstierte, dann an einen Dritten und Vierten; aber ein tiefes Stillschweigen, oder einige widerliche und unartieulirte Töne waren ihre einzigen Antworten. Das stupide Staunen, mit dem sie mich angafften, ihre riesenhaften Köpfe, ihre breiten Mäuler, ihre grinsenden Zähne, ihre hängenden Zungen, ihr bleicher, gelblicher Teint hatten etwas Erschreckendes. Und mir lag der Gedanke nahe, daß ein böser Genius alle Einwohner dieses unglückseligen Ortes in brutale Thiere verwandelt hätte, ihnen von der menschlichen Natur nur so viel lassend, als nöthig war, um zu erkennen zu geben, daß sie einst in der That Menschen gewesen. Ich wich aus dem Dorfe mit einem Eindrucke des Entsetzens und der Traurigkeit, der meinem Gedächtnisse nie entschwinden wird!"

So zeigen sich die Cretins, sage ich, auf der tiefsten Stufe ihrer Versunkenheit. Indeß, man hat schon oft bemerkt, — und jedem Reisenden drängt sich diese Bemerkung, so wie er die vom Cretinismus endemisch inficirten Länder betritt, von Neuem auf, — daß dieses Uebel ein wahrer Proteus ist, der sich in diesen Ländern in sehr mannichfaltigen Phasen und Graden zeigt, und daß von dem auf der tiefsten Stufe stehenden Cretin bis zu dem völlig verständigen und aller seiner Sinne mächtigen Menschen, der gar keine Spur von Cretinismus mehr zeigt, eine unendliche und für den Beobachter höchst interessante Stufenleiter hinaufgeht. Der Cretinismus läßt sich betrachten als eine Anhäufung von tausend verschiedenen Uebeln, aus denen er zusammengesetzt ist. Manche Individuen sind von allen diesen tausend Uebeln auf einmal bedrängt, manche aber leiden nur an 999, andere zeigen viel weniger, und noch andere haben gar nur eine oder zwei der Eigenheiten und Fehler an sich, die zusammen einen vollständigen Cretin ausmachen.

Welcher Menschenmaler wäre im Stande, das ganze gewaltige Feld von Gebrechen, das der Cretinismus umfaßt, in allen Nuancen und Schattirungen zu zeichnen. Ich will mich hier darauf beschränken, nur einige Beispiele anzuführen, die geeignet sind, einiges Licht auf einzelne Partieen jenes verzweig-

Digitized by Google

ten, polypenartig mit vielen Armen in die Bevölkerung der Cretinenländer eingreifenden Uebels zu werfen, indem ich es dann dem Leser überlasse, sich nach diesen Beispielen anderweitige Combinationen selber zu denken.

Zuerst trennt sich sehr häufig die körperliche Verkrüppelung von der geistigen Verschrumpfung, und man könnte daher fast einen geistigen und einen körperlichen Cretinismus als häufig für sich gesondert bestehende Uebel annehmen. Man begegnet in den Alpen nicht selten Menschen, die fast alle äußeren Merkmale eines Cretins in ziemlich hohem Grade an sich haben und dabei sich doch einer ganz normalen und gesunden Geistesbeschaffenheit erfreuen.

So kannte ich z. B. einen Menschen, der mich beim ersten Zusammentreffen anwiderte. Er hatte ganz die Gesichtszüge und den Habitus eines Cretins mittleren Grades. Sein Körperwuchs war, wenn nicht zwergartig, doch klein und gedrückt, seine Beine waren etwas krumm, seine Arme etwas kurz, sein Gesicht aufgedunsen, das Kinn klein, der Mund breit, die Augen tief und etwas verworfen, die Nase nach Art der Neger platt, der Kopf spitz, das Haar struppig, der Hals aufgeschwollen. Er war etwas harthörig, und seine Stimme klang so widrig und kropfhaft, daß ich mich erst etwas daran gewöhnen mußte, bis ich ihn verstand. Und doch war dieser Mensch im Uebrigen von ganz gesundem Geiste. Er hatte vom Cretinismus nichts als die häßliche Maske entlehnt, sein Inneres war gänzlich von dieser Maske getrennt. Er war der thätige Vorsteher und aufmerksame, kluge Leiter einer großen Hauswirthschaft, der Vater zahlreicher erwachsener Kinder, ein sehr geachteter Bürger einer großen Stadt der Schweiz, ein Mann von feinem Gefühle, und seiner Geistesbildung fehlte nichts von dem, was die Bildung der Leute seines Standes auszumachen pflegt.

Auf der anderen Seite wiederum findet man umgekehrt Wesen, die von dieser äußeren Maske wenig oder gar nichts haben, deren Körper ganz normal und gesund gebildet ist, die aber in eine unrettbare innere cretinenhafte Stupidität versunken sind.

Ich sah einst in einer Gegend, wo der Cretinismus häufig war, eine wohlgebildete, ja schöne und blühende junge Blödsinnige, die körperlich völlig gesund war, und die, wenn sie stumm und

Digitized by Google

bewegungslos da saß, Jeder für ein vernünftiges, gebildetes und angenehmes Mädchen gehalten hätte. Es bedurfte erst eines Blickes in ihr seelenloses Auge, einer genauen Beobachtung ihrer schwankenden, tastenden, zwecklosen, so zu sagen, spukhaften Bewegungen, man mußte erst ihre lallende Zunge, ihre krächzende Stimme gehört haben, um zu erkennen, daß man ein im Inneren verfinstertes Geschöpf vor sich habe.

Auch bei uns wie in allen Ländern sind diese innerlich versunkenen, im Uebrigen äußerlich nicht mißgebildeten Wesen wohl bekannt, und wir haben im Deutschen den trefflichen und höchst bezeichnenden Namen „Blödsinnige"*) für sie.

Es leuchtet ein, daß es sehr wichtig ist, bei der Erziehung der Kinder jenen sogenannten körperlichen Cretinismus und den geistigen Cretinismus, den wir Blödsinn nennen, von einander zu unterscheiden, weil beide Gattungen des Uebels einen sehr verschiedenen Weg zu ihrer Heilung erfordern.

So wie der körperliche Cretinismus und der geistige sich gänzlich von einander gesondert darstellen, so können sich nun auch alle einzelnen Merkmale, welche den geistigen oder körperlichen Cretinismus constituiren, wiederum gesondert zeigen. Ein Hauptelement des körperlichen Cretinismus ist die Anlage zu den-

---

*) Es ist schade, daß man den guten deutschen Ausdruck „Blödsinn" nicht für „Cretinismus" überhaupt in Gang gebracht und angenommen hat. Er deutet so recht eigentlich auf das Centrum und die Wurzel des Uebels hin, das mit einer Erblödung der äußeren Sinne anfängt, in Folge deren auch der innere Sinn erblödet und der ganze Organismus leidet. Man müßte denn für die von mir so genannten blos körperlichen und so auch für die blos geistigen Cretinen besondere Ausdrücke erfinden und ausprägen. Das romanische Wort Cretin, das wir allgemein für die Sache angenommen haben, hat wenig Bezeichnendes. Es soll von dem romanischen „creatura" herkommen. Die mitleidigen Bewohner der italienischen Alpenthäler nennen die armen unbehülflichen „Blödsinnigen" „arme Creaturen", wie man in deutschen Provinzen sie wohl eben so blos „arme Tröpfe" (in Steiermark) oder „arme Burschen" (im Berner Oberland) oder „Ungeschickte" (ebendaselbst) nennt. Andere Ausdrücke für sie sind noch folgende: „Trobdeln" (in Tyrol und Steiermark), „Marons" von der bläßlich-braunen Gesichtsfarbe (in dem Thale von Aosta). Es giebt noch viel solche mehr oder weniger gebräuchliche Ausdrücke. In der Schweiz werden die Cretins auch wohl blos „Taubstumme" genannt, indem man von einem einzelnen sehr gewöhnlichen Merkmale des Uebels das Ganze benennt.

Digitized by Google

jenigen Uebeln, welche die Aerzte scrophulöse oder rhachitische Krankheiten nennen. Es giebt aber scrophulöse und rhachitische Menschen, die nichts weiter als dieß sind. Ich kannte in der Schweiz ein paar Knaben, die es in so hohem Grade waren, daß sie weniger Herrschaft über ihren schwächlichen, von ihrer Geburt an völlig entnervten und zu immer größerer Verkümmerung herabsinkenden Körper ausübten als der entschiedenste Cretin. Und doch bot ihr Aeußeres im Uebrigen durchaus nicht die widerlichen und entstellenden Erscheinungen der Cretinen dar. Ihr Herz und Geist war vollkommen gesund, ihr Verstand sogar besonders geschärft. Sie litten an einem sehr partiellen Cretinismus.

Zuweilen findet man bei einem Menschen blos die Taubstummheit, oft nur einen geringen Grad von Harthörigkeit, zuweilen nur die cretinartige widerliche Stimme der Sprache, oft blos den Kropf und weiter nichts.

Es giebt bei uns wie in den Cretinenländern Hunderte von Menschen, die mit einem widerlichen, entstellenden Kropfe behaftet und doch dabei im Uebrigen körperlich und geistig gesund sind. Nur in den Ländern, in welchen der Cretinismus endemisch ist, ist ein solcher Kropf als ein partieller, körperlicher Cretinismus, als ein Anflug davon, zu betrachten.

Auch bei dem geistigen Blödsinne ließen sich eben so viele verschiedene Gattungen des Uebels bezeichnen, die bald in höherem, bald in niederem Grade, bald mehr oder weniger getrennt oder vereinigt, bei einzelnen Individuen vorkommen. In den Ländern, in welchen der Cretinismus endemisch ist, giebt es Bevölkerungen ganzer Landstriche, bei denen alle Individuen sammt und sonders mehr oder weniger Antheil an dem Uebel haben. Jener böse Same scheint über sie Alle ausgestreut zu sein, und die einzelnen Körner sind in Diesen so, in Jenen so aufgegangen. Es scheint zuweilen, als läge über ganzen Gebirgsthälern der Cretinismus gleichsam wie eine dumpfe, schwere Nebelwolke, die den Horizont jedes darin lebenden Wesens mehr oder weniger trübt und auf jedem Gemüthe mehr oder weniger drückend lastet.

In solchen stark inficirten Gegenden kommen dann alle Grade und Gattungen vom Cretinismus vor, die niedrigsten und die höchsten, und selbst diejenigen der Bewohner, die für geistig-

Digitized by Google

und körperlichgesund ausgegeben werden, verrathen in ihrem stupiden, linkischen und langsamen Wesen und Bewegen, daß sie entweder die Aeltern, Schwestern und Brüder, oder doch die Vettern und Mitschüler jener mißgebildeten Wesen sind.

So wie das Wort Cretin uns zunächst aus den romanischen Thälern der Alpen gekommen ist, so hat auch, so zu sagen, die erste Entdeckung des Cretinismus, ich meine die Aufmerksamkeit des größeren Publicums der wissenschaftlichen und gebildeten Welt, in diesen Thälern stattgehabt und von hier aus ihren Einfluß zu üben begonnen.

Die Nähe des gebildeten Genf, die Reisen des Herrn von Saussure, der Durchbruch der Simplonstraße durch das Wallis und das Thal von Aosta, Gegenden, die vorzugsweise von Cretinen wimmeln, und manche andere Umstände haben ursprünglich viel dazu beigetragen, die Augen der Welt auf dieses Uebel zu richten.

Die meisten Laien werden daher auch gewöhnlich vorzugsweise an diese Gegenden denken, wenn sie vom Cretinismus hören. Allein wir haben, von jenen Gegenden ausgehend, nun auch andere Alpenthäler durchforscht und auch hier überall, von der Grenze Frankreichs bis zu den Ebenen Ungarns und den Donauländern, den Cretinismus heimisch gefunden.

Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts wurden auch in den Pyrenäen ganze cretinisirende Thalbevölkerungen nachgewiesen. Je weiter man forschte, desto mehr und größer erschien das Bild des Gebietes dieses Leidens der Menschheit. Im Verfolge dieses Jahrhunderts haben deutsche Aerzte fast in allen Theilen Deutschlands den Cretinismus in mehr oder weniger hohem Grade endemisch gefunden. Oestreichische Geographen haben ihn in allen niedrigen Moraſtgegenden an der Donau hin nachgewiesen. In Sachsen, in mehren Theilen Baierns, in Würtemberg, in einer Menge deutscher Staaten sind specielle Nachforschungen über den Cretinismus angestellt worden. Ja hie und da haben wir dieß Uebel, das der gewöhnlichen Meinung nach nur in entfernten finsteren Alpenthälern haust, so zu sagen, vor unseren Thüren gefunden, in den Vorstädten und Armenquartieren unserer Städte, in denen es sich neben der Armuth und dem Schmuze in verderbter Atmosphäre einnistete.

Von den Alpen aus, von den deutschen Gebirgen, von den Pyrenäen, diesen Hauptsitzen des Cretinismus, hat man dann

Digitized by Google

die Blicke noch auf andere Länder und Welttheile gerichtet, und man hat zunächst bemerkt, daß der Kropf, dieser merkwürdige Vorläufer und Verbündete des Cretinismus auch in allen Thälern der hohen Gebirge Asiens und Südamerikas sich endemisch findet. Selbst auf den Halbinseln und Inseln des indischen Archipels hat man den Kropf unter ähnlichen Verhältnissen und Umständen entdeckt wie in Europa. Durch Pöppig's Reiseberichte wissen wir, daß der Kropf und der Cretinismus ebenso in Thalschluchten der Anden existiren und sogar bei den jugendlichen Völkern Nordamerikas hie und da endemisch in gewissen Localitäten erscheinen. Auch für die Erforschung des Cretinismus im Kaukasus haben sich jetzt russische Forscher in Bewegung gesetzt und ihre Resultate kund zu machen versprochen.

Wenn wir bei der Neuheit des Gegenstandes auch noch nicht behaupten können, daß wir schon im Stande wären, eine genaue und vollständige Statistik des Kropfes und Cretinismus des ganzen Erdbodens zu entwerfen, so ist doch seit der Zeit, wo der treffliche Forscher Saussure zum ersten Male in ein cretinisches Dorf des Aostathales trat und der Welt eine Darstellung von seinen dortigen Reiseeindrücken und den Resultaten seiner späteren Forschungen gab, unsere Kenntniß erstaunlich vermehrt, unser Gesichtskreis bedeutend erweitert und eine Menge wichtiger Vorarbeiten ausgeführt worden.

Von einigen Ländern haben wir in dieser Beziehung in der That schon eine sehr genaue statistische Kenntniß. So besitzen wir vom Kanton Aargau eine höchst werthvolle Specialkarte der Verbreitung des Cretinismus in den Thälern und Ortschaften dieses Landes. So haben wir eine bewunderungswürdige, höchst fleißige Arbeit von dem Dr. Rösch über die Verbreitung dieses Uebels in dem Königreiche Würtemberg. In diesem Werke ist fast jedes Dorf in Bezug auf Cretinismus und in Bezug auf die damit zusammenhängenden Krankheiten und Schwächen statistisch untersucht. Und es stellt sich als Resultat dieser Untersuchungen heraus, daß unter den 1,530,000 Einwohnern jenes Landes nicht weniger als 4947 Individuen an solchen Uebeln leiden. Es waren darunter an 300 zwergartige, an 1500 stumpfsinnige, an 2000 blödsinnige, an 1000 taubstumme Individuen und 140 Cretinen des höchsten Grades.

Uebersieht man das Gebiet der Verbreitung des Cretinis-

Digitized by Google

mus, soweit es bekannt geworden ist, so scheint es im Ganzen, daß eine gewisse Wärme des Klimas seiner Entwickelung Vorschub thut. In ganz nördlichen Gegenden scheint er aufzuhören. In England verschwinden die Cretinen z. B. um so mehr, je weiter man nach Schottland vorschreitet. Im nördlichen Schweden und Rußland hat man noch weniger Spuren von ihnen gefunden. In den nördlichen Gebirgen Deutschlands sind sie seltener als in den südlich gelegenen Alpen. Wo die Sonne in engen, tiefen, dumpfigen Thälern eine stickende Hitze erzeugt, da scheint das Uebel am tiefsten zu wurzeln. In tiefen sumpfigen Niederungen, in versteckten Bergschluchten kommt es am häufigsten vor, und seit Saussure, der dieß zuerst bewies, hat es sich vielfach bestätigt und wird es von allen Kennern als ausgemacht angenommen, daß der Cretinismus auf freien Bergen von einer gewissen Höhe gar nicht mehr existirt.

In den verschiedenen Gebirgen der Erde mag die Höhe, wo der Cretinismus aufhört, je nach Gestaltung und Lage der Thäler sehr verschieden sein. Für die Alpen nimmt man allgemein an, daß er in einer Höhe von mehr als 3000 Fuß über dem Meere nicht nur nicht mehr als endemisch erscheine, sondern auch, daß die Krankheit, wenn sie sich anderswo entwickelt habe, bei Versetzung auf eine solche Höhe leichter gehoben werden könne.

Wenn schon die vorläufige Frage über die Verbreitung des Cretinismus noch keineswegs vollständig erörtert ist, so sind wir mit der viel schwierigeren Untersuchung über die Ursachen und Umstände, welche ihn erzeugen, zu noch weit weniger genügenden Resultaten gekommen.

Seit uralten Zeiten schob man fast in allen Ländern die Schuld auf die Beschaffenheit des Wassers, das die Menschen in den mit Cretinismus behafteten Gegenden genießen. Besonders hatte man das mit Gyps- oder Kalktheilen geschwängerte oder das aus dem Schnee und Eise gewonnene Wasser in Verdacht. Und selbst jetzt noch, nachdem Saussure allen Einfluß des Wassers auf Erzeugung des Uebels geläugnet hat, giebt es viele Forscher, die bald dieser, bald jener Beschaffenheit des Wassers wenigstens eine große Mitwirkung zugestehen.

Man hat in dieser Beziehung mehrfach — doch bei Weitem noch nicht genau genug — die geognostische Beschaffenheit

Digitized by Google

der Cretinenlandschaften untersucht. Manche sind dabei auf das Resultat gekommen, daß ein kalkhaltiger Boden den Cretinismus mehr befördere als kieselartige Formationen; Andere dagegen haben sich genöthigt gesehen, ihren Forschungen zufolge gerade das Umgekehrte anzunehmen. Andere haben die Schieferformation angeklagt, wieder Andere den Granit.

Viele haben allen diesen tellurischen Einflüssen wenig Wichtigkeit beilegen und den Grund des Uebels mehr in der Lebensweise der Menschen, in Armuth, Schmuz, Elend, schlechter Nahrung und vernachläßigter Erziehung finden wollen.

Allein es zeigt sich in den Cretinenlandschaften das Uebel auch bei Menschen, die nicht in Schmuz und Elend leben und bei denen eine gute Erziehung zu Hause ist. Einige Zweige der angesehensten und wohlhabendsten Familien Graubündens und des Wallis sind, so zu sagen, völlig in Cretinismus verkommen.

Wahrscheinlich ist es, daß eine Menge sehr mannichfaltiger Ursachen vereint auf die Erzeugung des Uebels hinwirkt.

Faßt man zuerst jenes am wenigsten bestrittene Factum in die Augen, daß der Cretinismus in einer gewissen Höhe gar nicht mehr erscheint, dagegen fast überall, wo er auftritt, eine dumpfe, schwere oder verdorbene Luft vorkommt, so ist es wohl kein Zweifel, daß die Beschaffenheit der Luft, ihre hygrometrischen und eudiometrischen Verhältnisse, ihre Temperatur, ihre Expansion, ihre Zusammensetzung und alle die in ihr vorkommenden Fluida hier eine Hauptrolle spielen. Vor Allem ist dieß wohl mit dem elektrischen Fluidum der Fall, das erst in neuerer Zeit richtiger gewürdigt worden ist und dessen überaus mächtigen Einfluß auf die Gesundheit der lebenden Wesen wir erst jetzt mehr und mehr erkannt haben. Bei ihrer Circulation in der Atmosphäre entströmt die Elektricität einem allgemeinen Gesetze zufolge am meisten den Spitzen der Erde und fließt auch bei ihrer Rückkehr, der Anziehung der Spitzen folgend, am meisten in die Höhen wieder herab. Sie ist demnach auf den Bergen am thätigsten.

Wahrscheinlich ist es vornehmlich diesem Umstande zuzuschreiben, daß allen Beobachtungen, schon denen des alten Hippokrates, zufolge alle Organismen, die Pflanzen, die Thiere, die Menschen, auf den Bergen vollkommener, edler und entwickelter sind als in den Thälern, und daß namentlich der Cretinismus auf den Bergen völlig aufhört und da auch geheilt wird.

Digitized by Google

Eine trockene Luft ist ebenfalls den meisten lebenden Wesen zuträglicher als eine mit feuchten Dünsten geschwängerte, und da die eudiometrischen Verhältnisse in den oberen Regionen, wo keine Cretinen sich finden, vortheilhafter als in den niederen, wo die Cretinen erscheinen, gestaltet sind, so läßt sich mit Grund annehmen, daß sie eine Hauptrolle bei der Erzeugung jenes Uebels spielen.

Auch allzugroße Wärme scheint der Entwickelung des Menschen, besonders des geistigen Elementes, nicht günstig, da bei allen in den wärmsten Gegenden des Erdballs wohnenden Nationen eine gewisse Schläfrigkeit des Geistes, ein gewisser Mangel an Lebhaftigkeit und Energie desselben beobachtet wird, während bei allen in der mittelwarmen Zone wohnenden das Umgekehrte sich zeigt. Wenn daher eine so große stechende und drückende Hitze, wie sie in den tiefen versteckten Cretinenthälern herrscht, zu dem Mangel an Elektricität und zu dem Ueberfluß an Feuchtigkeit hinzukommt, so mag man sich denken, daß dieß eine Prädisposition zu derjenigen Erschlaffung und Ermattung des Lebensfeuers, welche die Grundlage alles Cretinismus bildet, noch mehr befördert.

Man hat gefunden, daß selbst die Thiere in jenen Gegenden einen kleinen Anflug von Cretinismus zeigen. Sie sind minder edel gebildet als auf den Bergen. Man hat sogar Kröpfe bei ihnen entdeckt. Ein deutlicher Beweis, daß jene atmosphärischen Einflüsse ein Hauptelement der den Cretinismus veranlassenden Umstände ausmachen.

Dieselben Umstände, welche in den Cretinenthälern die Luft sticken machen, die hohen Gebirge nämlich, halten auch von der moralischen Atmosphäre die wohlthätig belebenden Einflüsse ab und bringen auch hier eine Stockung hervor. Die in den engen Thälern angesiedelten Menschen, ihre Väter und Vorväter, nisteten hier gewöhnlich seit undenklichen Zeiten zwischen ihren unzugänglichen Felsen und hatten mit der übrigen Welt nur einen höchst geringfügigen Verkehr. Verkehr und Umgang sind aber in der Geisterwelt dasselbe, was Wind und elektrische Strömung in der Körperwelt sind.

Zu ihnen, den Thalleuten, dringen die Impulse, welche Aufklärung, verbesserte Erziehung und der Umschwung der Ideeen geben, nur in den alleräußersten und schwächsten Wellenschlägen.

Digitized by Google

Nur wenige, das Blut anfrischende und die Race verjüngende Colonieen werden von Thal zu Thal gesandt. Die Leute eines zwischen Felsen vermauerten Dorfes verheirathen seit Jahrtausenden untereinander ihre Töchter und Söhne, ihre Enkel und Enkelinnen.

Die Mischung der Racen untereinander zeigt sich überall in dem Menschenvolke als ein wichtiger Hebel zur Veredelung des Stammes, und umgekehrt ist die ausschließliche Fortpflanzung und das Wachsthum eines Geschlechtes in und durch sich selbst überall eine Hauptursache des Verfalls. Es giebt einzelne Thäler in den Alpen, die im Winter Monate lang durch Schnee und Eis dermaßen aus dem Zusammenhange mit der übrigen Welt herausgerissen sind, daß ein Verkehr mit ihr eine vollständige physische Unmöglichkeit ist. Bei vielen anderen Thälern ist durch Abgründe und Felsen der Verkehr so erschwert, daß er beinahe als null anzusehen ist, und in der Bevölkerung der meisten haben sich in Bezug auf Verheirathungen eben solche engherzige Principien wie bei den vornehmen Familien mancher Städte und Staaten festgesetzt, denen zufolge Heirathen der Töchter des Thales mit Außerthalischen deßwegen nicht begünstigt werden, damit das Vermögen im „Thale" und in der „Sippschaft" bleibe.

Die Leute leben nach einem uralten Herkommen oder Schlendrian in Häusern, wie sie ihre Urväter zur Zeit der Römer bauten, und bestellen den Acker, wie er in den ersten Zeiten der Ackerbaukenntniß bestellt wurde, — ohne Industrie und ohne alle die wohlthätigen Impulse, welche sie giebt, — unbekümmert um die Austrocknung benachbarter Sümpfe, um Verhütung von Ueberschwemmungen, um Vermannichfachung ihrer gewöhnlich fetten und schweren Speisen, ohne Hülfsmittel zu rühriger Beschäftigung ihres Geistes und zur Anregung, Bildung und Belehrung ihrer Kinder.

Die zahllosen Verbesserungen in der Oekonomie und Lebensweise der Menschen, welche der reformirende Geist der Neuzeit eingeführt und überall bis zu den ärmsten, von dem Mittelpunkte der Gesellschaft entferntesten Klassen mehr oder weniger hat gelangen lassen, sind zu vielen jener Thäler noch durchaus nicht vorgedrungen.

Alle Uebel und Krankheiten, an denen wir leiden, werden erst durch natürliche Einflüsse erzeugt, dann aber, wenn einmal

Digitized by Google

hervorgebracht, gewinnen sie eine gewisse Freiheit und Selbstständigkeit und erscheinen auch da, wo keineswegs alle die Umstände zusammenwirkten, die zu ihrer ursprünglichen Erzeugung nöthig waren.

In Folge dieser Freiheit, so zu sagen, die der Cretinismus erlangt, erscheint er daher in den Cretinenlandschaften zwar auch bei den höher und besser lebenden Klassen der Gesellschaft, wo weder Schmuz, noch Unbildung, noch Mangel an guter Nahrung, noch Unordnung gefunden wird. Doch kann dieß die Wahrheit nicht aufheben, daß alle diese Dinge nicht der Erzeugung des Uebels förderlich und in Vereinigung mit allen übrigen zusammentreffenden Ursachen sehr wesentlich seien.

Wallis, das an Cretinen reichste Land der Schweiz, ist auch derjenige Canton, in welchem die Bewohnerschaft in einer so großen Unordnung und Schmuzigkeit lebt, daß, so wie man, über seine Berge steigend, den Fuß in das reinlichere und an Cretinen ärmere Berner Oberland setzt, man in eine neue Welt zu treten glaubt. Mehre cretinenreiche Gegenden Graubündens sind auch die schmuzigsten dieses Landes. Dasselbe läßt sich in Steiermark beobachten. Nur die vernachlässigten Armenquartiere der Städte in den Alpen haben Cretinen erzeugt.

Ich sage, der Cretinismus werde, wenn einmal durch Localumstände erzeugt, dann dort auch ein gewissermaßen freies und in gewissem Grade ansteckendes Uebel. Es scheint z. B. sogar, daß sich in den Organismus einzelner Menschen der Same zum Cretinismus gewissermaßen wie ein Gift niederlegen könne, so daß diese Menschen dann, wenn sie Kinder zeugen, nur cretinenartige Geschöpfe zur Welt bringen, mögen sie sich nun unter dem Einflusse jener localen Umstände befinden oder nicht.

Die Uebertragung der Anlage zum Cretinismus von den Aeltern auf ihre Kinder ist einer der wichtigsten Momente bei der Untersuchung des Uebels, und die Gelehrten haben viele Betrachtungen darüber angestellt, die aber noch nicht zu sicheren Resultaten über die Gesetze dieser Uebertragung geführt haben. Der Einfluß der Stimmung der Aeltern, der Einfluß der bei der Mutter während der Schwangerschaft erregten Sensationen, dieß und viele andere Verhältnisse sind dabei zur Sprache gekommen. Und auch dieß sind Momente, die bei derjenigen Frage, zu deren

Digitized by Google

Betrachtung wir nun übergehen, zu der Frage von den Veranstaltungen, die man gegen den Cretinismus treffen konnte, von Wichtigkeit sind.

Die Maßregeln gegen den Cretinismus sind der Hauptsache nach von zweierlei Art, erstlich solche, welche die Ursache der Erzeugung des Cretinismus zu beseitigen suchen, man könnte sie prophylaktische Maßregeln nennen, und zweitens solche, welche den Cretinismus, der existirt, in denjenigen Individuen, in welchen er sich zeigt, angreift.

Wenn wir zuerst von jenen handeln, so stellt sich im Allgemeinen heraus, daß Alles, was die angeführten Ursachen, welche den Cretinismus erzeugen, beseitigt, zu diesen Maßregeln gehöre.

Der Mensch kann zwar die Berge nicht ebenen, die Atmosphäre und das Klima nicht völlig umwälzen; doch kann er dieß Alles bis zu einem gewissen Grade. Er kann Sümpfe austrocknen, Wildnisse bebauen, Flüsse canalisiren, und dadurch der Luft die stagnirende Feuchtigkeit und eben dadurch auch den Sonnenstrahlen das Schädliche und Stechende nehmen. Auch kann er wenigstens Theile der Berge ebenen und auf gebahnten Straßen, wo nicht den erfrischenden Nordwind in das Thal, doch wenigstens den belebenden Athem des Verkehrs in die geistige Atmosphäre der Thalbewohner hinableiten und ihre dumpfe Geistesträgheit dadurch zur Regsamkeit und Industrie erwecken.

Wäre irgendwo das Wasser schädlich, so lassen sich bessere Quellen aufsuchen, artesische Brunnen graben. Man kann die Benutzung der als solche verschrieenen Cretinen- oder „Kropfquellen" von Seiten der Polizei verbieten. Zeigen sich irgendwo Stellen, auf denen der Cretinismus in Folge ganz unabänderlicher und geheimer Ursachen wie eine Giftpflanze am Boden haftet und fast nothwendig trotz aller Maßregeln immer wieder und wieder erscheint, so kann die Staatsgewalt auf diese oder jene Weise die Bewohner solcher Stellen in andere Localitäten versetzen, wie denn so etwas in der Stadt Freiburg geschehen ist, wo man die Bewohner einer elenden und verkümmernden Vorstadt auf einen benachbarten Berg versetzt und sie dadurch vom Cretinismus, an dem sie litten, befreit hat. Jene Bauernhöfe in Steiermark, von denen ich oben sprach, sollte man von Staatswegen ankaufen und mit einem Interdicte belegen.

Und so wie auf das Physische der Umgebung, so können

Digitized by Google

wir auch auf das Psychische der cretinisirenden Bevölkerungen hinwirken und ihre vielen das Uebel fördernden Sitten und Gewohnheiten zu reformiren uns bestreben.

Wenn es auch nicht wohl ausführbar wäre, was einige zu eifrige Reformatoren des Cretinismus vorgeschlagen haben, von Staatswegen die Heirathen der Cretinen unter sich oder der Leute desselben Thales unter einander zu verbieten, so könnte man doch durch populäre Schriften und auf andere Weise Belehrung über diesen Punkt unter die Menschen bringen. Man könnte ihre Aufmerksamkeit in jeder Beziehung schärfen und sie lehren, selbst Alles zu meiden, was den Cretinismus zu erzeugen oder zu fördern im Stande ist.

Auf ähnliche Weise könnte man für einen zweckmäßigeren Häuserbau, für heilsamere Nahrung und vor allen Dingen für allgemeinere Aufklärung durch besseren Schulunterricht sorgen.

Die allgemeine Aufklärung und die fortschreitende Verkehrsvegsamkeit sind aber große Hebel, die unmerklich von selbst und im Großen wirken und in der Regel wirksamer sind als alle diuteren, absichtlicheren und künstlicheren Veranstaltungen. Dieß hat die neuere Geschichte des Cretinismus bewiesen.

Wir übersehen die Geschichte des Cretinismus ungefähr erst seit so langer Zeit, als sich die Aufmerksamkeit der Welt ihm in höherem Grade zugewandt hat. Existirt hat er schon seit den Römerzeiten in den Alpen. Denn bereits die römischen Schriftsteller erwähnen hier und da halbthierischer Alpenthalleute. Wie interessant wäre es, wenn wir seit dieser Zeit seine Geschichte, sein Ab- und Zunehmen und dessen Ursachen verfolgen könnten.

Sollten wohl diese kriegerischen und rührigen Bewohner des alten Wallis, welche den Römern Furcht einflößten, Cretinen schon eben so häufig unter sich gehabt haben, wie ihre späteren Nachfolger? Haben die Schweizer zur Zeit der Blüthe ihrer Macht und in der Periode ihrer Freiheitskämpfe schon so viele Cretinen gehabt, wie in späterer Neuzeit? Wie haben hier überhaupt alle politischen und religiösen Entwickelungen auf den Cretinismus influencirt, ihn gedämpft oder gehoben? Wann und wodurch erreichte das Uebel seinen höchsten Grad?

Auf alle diese Fragen bleibt die Geschichte uns die Antwort schuldig, weil es bis zu unserem Jahrhunderte noch keinem ein-

Digitized by Google

[illegible]

Digitized by Google

Das ganze Wallis wurde damals von den Franzosen verwüstet und die Hälfte der Dorfschaften und Orte niedergebrannt. Ja die Franzosen sollen sogar in ihrer blinden Wuth überall viele Hunderte von Cretinen, die sich am wenigsten vor ihnen zu retten wußten und denen gegenüber sie kein anderes Gefühl als Abscheu hegten, niedergesäbelt haben. In dem Wallis und seinen dreißig Nebenthälern wurde durch diese Fluth von Blut und Flammen ein gut Theil Cretinismus beseitigt. Mit den gemordeten Cretinen wurde auch zugleich ihre ganze etwaige cretinische Nachkommenschaft begraben, und die verbrannten schmuzigen Wohnungen der Dörfer wurden reinlicher und zweckmäßiger wieder hergestellt.

Später Nachher widmete selbst Napoleon, der Alles beachtete, dem Cretinismus seine Aufmerksamkeit, traf mehre Anordnungen, die auf seine Beseitigung hinwirken sollten, und indirect that er auch durch seine Simplonstraße, die fast in dem ganzen Wallis der Länge nach hinaufgeht, Vieles dagegen. Diese Straße führte, obgleich sie keine große Handelsstraße geworden ist, mancherlei Verkehr, Industrie und wohlthätige Reformen in das Land; auch hätte sie schon insofern wohlthätig ein, als viele europäische Reisende sich jährlich ihrer bedienten und auf ihrem Wege nach Italien nicht umhin konnten, Blicke auf die Cretinen des Landes zu werfen und das Interesse für sie in Europa rege zu erhalten.

Jetzt ist nicht nur die Zahl der Cretinen in den Thälern des Wallis vermindert, sondern, was eben so bemerkenswerth erscheint, auch die Intensität des Uebels hat abgenommen. So gänzlich verkommene und entmenschte Individuen, wie man sie im vorigen Jahrhunderte zahlreich sah, findet man jetzt nach den Versicherungen aller Alpenkenner weit seltener.

Dasselbe hat man auch in anderen Gegenden der Alpen gefunden. In Graubünden gab es sonst einige wegen ihrer Cretinenbevölkerung berüchtigte Thäler. Der Ruf solcher Thäler hat sich in neuerer Zeit entschieden gebessert. Es giebt in Graubünden Dörfer, in denen der Cretinismus völlig verschwunden ist. In einigen Städten hat man ihm durch mancherlei Reformen und Verbesserungen der städtischen Einrichtungen und der Lage der inficirten Bevölkerungsklassen mit Erfolg entgegengewirkt.

Im bairischen Oberlande, im Salzburgischen und in den

Digitized by Google

benachbarten Gegenden erscholl mir so zu sagen aus jedem Dorfe und Thale die freudige Kunde, daß der alte finstere, sonst so unbewegliche Nebel sich lüfte und daß der Geist der Neuzeit mit seinem reformirenden Zauberstabe hier in jedem Thale Licht schaffe.

Man hat zwar aus einigen engen Districten, aus einzelnen Dörfern und Thälern der Alpen Berichte, welche zeigen, daß ausnahmsweise dort der Cretinismus im Zunehmen sei. Es sind dieß Ausnahmen, die sich aus dem zufälligen Zusammentreffen mancher ungünstigen Umstände erklären lassen. Aber im Ganzen genommen bleibt die tröstliche Wahrheit von der Abnahme des Cretinismus unleugbar. Auch für Würtemberg beweist dieß jener von mir citirte, so unsäglich fleißige und genaue Dr. Rösch.

Auch dort finden sich zwar einzelne Orte, wo der Cretinismus in neuerer Zeit zugenommen hat, allein die Summe dieser Unglücklichen für das ganze Land ist in neuerer Zeit immer kleiner geworden. Dr. Rösch hat mehre interessante Documente über die Blödsinnigen, Taubstummen, Krüppelhaften und Cretinen im Würtembergischen drucken lassen — Bruchstücke von fleißig geführten Bevölkerungstabellen, aus denen man die constante Abnahme für die betreffenden Bezirke, die mit dem Fortschritte der Aufklärung und Reform in den häuslichen Zuständen parallel geht, deutlich ersehen kann.

In einem dieser würtembergischen Districte z. B. sank die Zahl jener Unglücklichen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts innerhalb 42 Jahren, regelmäßig von Jahr zu Jahr abnehmend, von 115 auf 25 herab.

Wie schmerzlich müssen die Beobachter des Menschen, die Politiker und Nationalökonomen es bedauern, daß wir dergleichen kostbare Tabellen nicht mehr haben. Welches Lob könnten wir, auf solche Tabellen gestützt, dem Geiste der Neuzeit bringen. Allein dunkle Wolken, wie sie den uranfänglichen Ursprung der politischen Geschichte fast aller Völker decken, verhüllen uns beim Cretinismus wie bei der Geschichte vieler anderen moralischen Uebel schon die nächste und kaum erst entschwundene Vergangenheit.

Nicht nur der Cretinen wegen, sondern auch für uns Uebrige alle ist die Gewißheit, daß wir den Cretinismus zum Weichen bringen, tröstlich und bedeutungsvoll.

Können Bildung, Fortschritt, erwecktes Leben der Neuzeit

Digitized by Google

sogar den Cretinismus mildern und mindern, können sie mit den tellurischen Einflüssen, mit den bösen Kräften der Quellen, der Luft und des Bodens in Kampf treten, wie mächtig können sie dann nicht uns, die wir in nicht cretinischen Ländern leben, die wir minder tyrannischen Gewalten unterworfen sind, auf der Bahn des Fortschritts weiter helfen. Setzen sich in dieser Zeit sogar die Cretinen, die Blödsinnigen, die Taubstummen und Krüppel wachsend und gedeihend, die Augen und Ohren öffnend, in Bewegung, wie weit wird diese selbe Zeit dann erst uns Begabtere zu fördern wissen. In dem Umstande, daß selbst die ärgsten der Sclaven an ihren Ketten rütteln, liegt ein mächtiger Antrieb für uns Freie, auch unsererseits uns noch weiterhin von unseren Fesseln zu befreien.

Ich komme nun auf diejenigen Mittel und Veranstaltungen zu sprechen, die den Cretinismus in den bereits damit behafteten Individuen angreifen und durch körperliche und geistige Erziehung die schon wirklich erklärten Cretinen für eine höhere Existenz zu gewinnen suchen.

„Die irrigen Ansichten von dem geistigen Zustande der Cretinen", so sagt ein Mann, der ein treffliches Büchelchen „über das Seelenleben der Cretinen" geschrieben hat, Herr Helferich, ein ehemaliger Lehrer bei der Cretinenbildungsanstalt auf dem Abendberge, „jene irrigen Auffassungen bildeten den Hauptgrund, warum bis in die neueste Zeit herab nichts Erhebliches für die Verbesserung ihrer traurigen Lage gethan wurde. Man behauptete allgemein, es mangele den Cretinen das menschliche Denkvermögen, sie seien des Vernunftgebrauches nicht fähig, man betrachtete sie als Bastarde der Natur, in welchen die Regionen des inneren Sinnes ganz unfruchtbar, öde und aller Entwickelung entfremdet seien. Man brach, an dem Axiom: „„wer keine Sprache hat, der hat auch kein Gedankenbild,"" festhaltend, über alle stumme und taubstumme Cretinen den Stab. Da das Wort der verkörperten Gedanken bei ihnen nicht lebendig tönt, so ist auch die Zeugstätte des Gedankens ausgestorben und dessen materiell vorhandenes Organ in geistiger Bedeutung nur ein Leichnam."

In der That, von der Zeit, wo die alten römischen Schriftsteller ihr Entsetzen vor den mißgestalteten Menschen, die sie in den Italien benachbarten Alpenthälern vorfanden, aussprachen, bis auf die neueste Zeit herab scheint man kein anderes Gefühl als

Digitized by Google

das des Grauens vor den Cretinen gehegt zu haben. Tausende von Fremden reisten durch die Alpen, wurden dieser mitleidenswürdigen Geschöpfe ansichtig und empfanden nichts dabei als ein thatloses Erstaunen und unchristlichen Abscheu. Und während diese Fremden den Cretinismus so zu sagen als den Zenith aller psychischen und physischen Verthiertheit des Menschengeschlechts bewunderten, blickten die nächsten Angehörigen und Landsleute dieser hülflosen Geschöpfe mit einer auf entgegengesetzte Weise eben so verkehrten Verehrung auf sie als auf Wesen hin, die unmittelbar unter dem Schutze der Gottheit ständen. Und diese Wesen sahen sich daher von der einen Hälfte des Menschengeschlechts den Heiligen, von der anderen den Dämonen beigezählt, von keiner Partei als Menschen betrachtet, denen man helfen müsse und helfen könne.

Bis zu unseren Tagen herab beschränkte man sich darauf, für die ganz hülflosen und alten Cretinen, wie für andere Arten von Hülflosen hier und da eine fromme Stiftung zu machen. So besteht z. B. in Chur in Graubünden ein altes Hospital für Verpflegung von Cretinen, so wurden dann und wann in den Krankenhäusern von Gratz in Steiermark Cretinen aufgenommen. So giebt es in dem Kloster Admont in Steiermark eine alte fromme Stiftung für die Verpflegung von 12 Cretinen, und Aehnliches findet sich noch in anderen Orten und Klöstern der Alpengegenden.

Man dachte also höchstens an die Linderung der äußeren Leiden dieser armseligen Menschengattung. Niemandem aber kam der Gedanke an einen Versuch, die Cretinen zu erziehen, sie zu heilen und sie geistig und körperlich zu erwecken. Nur hier und da mochte vielleicht ein wohlwollender Menschenlehrer, ein einzelner Geistlicher sich einzelner Cretinen annehmen, sie belehren, bilden und für ein besseres Leben retten*), indem er so für sich selbst die Ueberzeugung der Möglichkeit dieser Erziehung gewann, eine Ueberzeugung, die aber nicht die seiner Zeit wurde.

Erst unsere neueste Zeit hat nicht blos für das Leben der

*) Ich habe hier und da in abgelegenen Gebirgsdörfern wohl einzelne Cretinen gefunden, die ihren Unterricht, ihre Fertigkeit im Schreiben und Rechnen, ihre Begriffe von der Welt und von Gott solchen guten Geistlichen verdankten.

Digitized by Google

Infusorien und für das zarte Zucken im verächtlichen Schlamm das Mikroskop sorgfältig zu gebrauchen gelernt. Sie hat auch in die Seele der Cretinen mit bewaffnetem Auge hineingeblickt, und sie hat dort, wo dem Blicke Alles chaotisch schien, alle Anlagen, welche der Seele des Menschen eigen sind, wenn auch nur als verkümmerte Keime, als Rudimente, doch deutlich und sicher entdeckt und bewiesen, daß nicht, wie es sonst oft ausgesprochen wurde, die Cretinen eine Gattung von Wesen sind, die einer anderen Ordnung der Dinge angehören, daß sie vielmehr, so zu sagen, unseres Fleisches und Blutes und mit uns Begabteren durch eine unmerkliche Stufenfolge von Graden der Fähigkeit verbunden sind.

„Die verschiedenen Provinzen des geistigen Haushalts", sagt der von mir citirte Schriftsteller, „sind von Natur in der Seele der Cretinen vorhanden." Die Vernunft, die das Licht und Auge des Geistes zugleich ist, sie ist nicht gänzlich erloschen. Der Verstand, der sich im Vergleichen und Sondern der Dinge zu erkennen giebt, er fehlt nicht völlig. Das Gedächtniß, die Bewahrerin der empfangenen Eindrücke, wird fast bei allen Cretinen angetroffen, wenn auch nur in schwachen, nur dem scharfen Auge bemerkbaren Regungen sich zeigend. Und auch das Gefühl taucht ahnend und liebend, in einem Uebersinnlichen wurzelnd, zu dem der Seele Sehnen wallt, bei diesen Unglücklichen als ein freundlicher, einladender und leitender Genius in dem chaotischen Dunkel ihrer Geistesnacht auf.

Giebt es also Anhaltspuncte in der finstersten Seele des schlimmsten Cretins, sind Spuren, wenn auch nur sehr geringe, Rudimente und Keime eines geistigen Lebens vorhanden, so ist es kein Zweifel, daß wir diese Anhaltspuncte ergreifen, daß wir diese Rudimente und Keime pflegen und bis zu einem gewissen Grade, freilich wohl mit unsäglicher Mühe, entwickeln können.

Nur jenen Vorurtheilen von der völligen Unverbesserlichkeit der Cretinen hat man es zuzuschreiben, daß so viele dieser Menschen unbeachtet und am Ende unrettbar in unheilbare Seelenverfinsterung versanken.

Wie das Gefühl überhaupt, so scheint ganz insbesondere das religiöse Gefühl bei den Cretinen, die noch nicht völlig verkümmert sind, leicht erregbar und einer erfreulichen Entwickelung

Digitized by Google

fähig. In ihrer Einfalt und Schwäche wenden sie sich oft mit kindlichem Glauben an ein höheres, mächtiges, schützendes Wesen. Dieß ist ein rührender Zug, und es ist für den, welcher nicht nur weiß, wie die Cretinen bei dem ersten Anblick abschrecken, sondern auch in wie hohem Grade sie bei näherer Betrachtung unsere theilnehmende Liebe erwecken können, daher sehr wohl begreiflich, wie ein wohlwollender, lebhaft fühlender Mann bei dem Anblick eines zu Gott betenden Cretins so von Rührung, Mitleiden und Liebe ergriffen werden konnte, daß auf einmal, als erginge ein Ruf vom Himmel an ihn, der Entschluß in ihm reifte, den Cretinen, ihrer Erziehung und Heilung sein ganzes Leben und alle seine Kräfte zu widmen und zu diesem Zwecke sofort Hand anzulegen.

Dieser Mann, der schon Vielen bekannt ist und noch vielen Anderen wegen der Trefflichkeit seines Strebens und wegen der Wichtigkeit der Aufgabe, die er sich gestellt hat und die er nur mit Beihülfe zahlreicher Mitmenschen zu lösen im Stande ist, bekannt zu werden verdient, ist der Dr. Guggenbühl aus Zürich, dessen Name und Thun, wenn er, wie wir und alle Guten es wünschen, in seinem Versuche besteht, wenn er seine Kämpfe siegend durchficht und wenn ihm sein schwieriges Werk gelingt, sich an die Namen eines Abbé de l'Epée, eines Hauy, eines Franke anreihen wird.

Es ist in der That wunderbar, wie fast alle Reformen der zahlreichen Uebel, an denen die Menschheit litt, von jeher nicht sowohl durch die starke vereinigte Kraft ganzer Gesellschaften, ganzer Massen von Menschen, sondern durch die Kraft einzelner begeisterter und befähigter Individuen bewirkt wurden. Zu allen Zeiten gab es Leiden und Uebelstände, die Alle längst kannten, welche fast Jeder längst bejammerte. Man sollte denken, die großen Gemeinden der Bürger würden ihre kräftigen Arme, die Staaten ihre gewaltige Hand zur Reformirung und zur Ausrottung des Uebels ans Werk legen. Allein so geschieht es fast nie. Eine gewisse, zuweilen unbegreifliche Blindheit oder Selbstsucht scheint die Energie dieser großen Kräfte zu fesseln und zu hemmen. Schon lange vor dem Anfange des 16. Jahrhunderts klagten Alle über die Mißbräuche in der Kirche. Aber Niemand half, kein Kaiser, kein König, kein Papst, kein Staat, kein Kirchenconcilium, keine Versammlung des Volks. In einem einzigen Herzen mußten erst die Ideen sich festsetzen, begeisterte Ent-

Digitized by Google

schlüsse reifen. Wie ein Blitz aus den angesammelten Gewitterwolken mußte erst Luther mit seinen Thesen hervorkommen, da brach das Eis. Und was er allein begonnen, das thaten ihm nachher Tausende nach, und seine Arbeit wurde dann ein Geschäft, für das eine Menge Fürsten, Staaten, Stadtgemeinden und ganze Volksmassen sich in Bewegung setzten.

Im Kleinen ähnlich wie bei dieser Reform ging es auch später bei fast allen Reformen aller Art. Blinden- und Taubstummenanstalten hält jetzt jeder Staat für ein nothwendiges Element seiner Wohlthätigkeitsinstitute. Man wundert sich, wenn man in einem civilisirten Hauptorte deren nicht findet. Und doch, bis es dahin kam, wie viel mußten noch am Ende des vorigen Jahrhunderts die Erfinder dieser trefflichen Anstalten, die Stifter und Gründer derjenigen Branche der Erziehung, welche sich mit den Blinden und Taubstummen beschäftigt, leiden und ringen.

Man mag es indeß erklärlich finden, daß in einer verhältnißmäßig so wenig regsamen Zeit, wie es bis zur französischen Revolution das vorige Jahrhundert war, jede gesellige Reform schwer zum Durchbruch kam, daß jedes Uebel seine besonderen Reformatoren, seine besonderen Märtyrer haben mußte. Aber es wäre doch wunderbar und fast unbegreiflich, wenn selbst in unserem so vielfach bewegten Säculum, in welchem Alles angeregt wird, in welchem materielle und sittliche Reform, so zu sagen, das Feldgeschrei geworden ist, in welchem es zahlreiche Hülfsmittel giebt, die Geburten, mit denen die Zeit schwanger geht, zu erleichtern, in welchem wir in tausend Journalen, Broschüren und Büchern über alle möglichen Uebelstände schreiben und lesen, in welchem nichts verborgen bleibt und Alles vor das Ohr des Publicums sowohl als der Staatslenker gebracht wird, — es wäre, sage ich, merkwürdig und höchst traurig, wenn sogar in dieser scheinbar so gutwilligen, so reformlustigen Zeit, die selbst, ohne es absichtlich zu wollen und ohne planmäßige Schritte zu thun, schon durch ihren Geist, blos, so zu sagen, durch ihren wohlthätigen Odem das beklagenswerthe Uebel des Cretinismus zum Wanken und Rückzuge gebracht hat, der Reformator, der ein solches offenbares Uebel planmäßig und unverzagt, wie der Ritter den ihm Thale schlummernden Drachen, angreift, auch noch zum Märtyrer werden sollte.

Digitized by Google

Ich sage nicht, daß der Freund und Erzieher der Cretinen es schon geworden ist, aber es ist doch wenig erfreulich und fast erschreckend, daß, seitdem der Dr. Guggenbühl auf dem Abendberge seine Fahne aufpflanzte, obwohl sie von Vielen gesehen wurde, doch sein Beispiel noch so wenig Nachahmung und außer der Unterstützung mehrer großmüthiger Privaten so wenig kräftige Beihülfe fand.

Längst schon, seit Saussure, ist es erwiesen, daß auf den Höhen in der reinen elektrischen Bergluft der Cretinismus nicht nur sich nicht erzeugt, sondern auch, wenn er da ist, geheilt werden kann; schon seit lange hatten die Wohlhabenden unter den Bewohnern des Wallis die Gewohnheit, ihre Kinder, wenn sie Anlage zur Erblödung zeigten, auf den benachbarten Höhen leben zu lassen, eine Gewohnheit, an welcher indeß die zahlreichen Armen des Landes keinen Theil nehmen konnten; längst schon sind viele Schriften über den Cretinismus geschrieben, und seine weit greifende Ausbreitung ist ein Factum, über welches jetzt die Gelehrten, die Staatsmänner, wie das größere Publicum hinlänglich unterrichtet sind; schon seit zehn Jahren hat der Dr. Guggenbühl für die Sache gestrebt, und schon seit neun Jahren hat er nun wirklich mit eigenen Mitteln ein Asyl für Cretinen acquirirt und die erste Cretinencolonie auf einer angemessenen Höhe gestiftet; man sollte daher glauben, daß sich sofort nach solchen gegebenen Aufklärungen und nach solchem voranschreitenden Beispiele die Berge überall mit ähnlichen Asylen und Colonieen bedeckt haben müßten, oder, wenn dieß nicht, daß wenigstens in jedem Cretinenlande einzelne Versuche zur Gründung solcher Colonieen gemacht worden seien, oder wenn dieß nicht, daß man doch von Seiten aller beim Cretinismus betheiligten Staaten die eine von jenem Privatmanne gestiftete Anstalt mit kräftigen Mitteln unterstützt haben müßte.

Leider ist aber von diesem Allen noch nichts erfolgt. Das Institut auf dem Abendberge steht einstweilen noch so ziemlich als das einzige seiner Art da, und es ist ein bedauerliches Factum, daß weder eine der schweizer Republiken, noch auch Oesterreich, noch Savoyen oder sonst ein Cretinen beherrschender Staat einen ähnlichen Versuch gemacht hat.

Blos in Würtemberg ist der Plan zu einer ähnlichen Anstalt angeregt und, wie ich glaube, beinahe zur Reife gediehen.

Digitized by Google

Dann hat man in Sachsen die Idee gefaßt, ein Erziehungsinstitut für Blödsinnige zu stiften, und sich deshalb mit dem Vorsteher des Abendberges in Verbindung gesetzt, und endlich ist in Paris sowohl eine kleine Privatanstalt, als auch bei dem Bicêtre eine besondere Abtheilung für die Belehrung von Idioten begründet.

Dieß sind bis jetzt die einzigen wenigen Unternehmungen, zu denen das ganze civilisirte Europa zur Beseitigung eines so weit verzweigten, tief wurzelnden Uebels hat vermocht werden können. Die Anstalt auf dem Abendberge selbst ist einstweilen noch auf die freiwillige Hülfe großmüthiger Privaten angewiesen, ohne alle officielle und kräftige Unterstützung von Seiten eines Staates.

Die mehrgenannte Höhe, der „Abendberg", erhebt sich mitten in dem Kranze der Hochalpen, in der Nachbarschaft der Jungfrau, des Mönchs und des Eigers, und von seiner freien, grasreichen Höhe sieht das Auge mit Wonne zum Schöpfer, dem ewigen Vater der Liebe, empor, und die Brust athmet dort freier in der reinen, stärkenden Bergluft.

Das Werk der Cretinenerziehung fing auf diesem Berge damit an, daß der Dr. Guggenbühl hier ein Grundstück kaufte und ein Häuschen baute, welches im Stande war, sechs unglücklichen Cretinenkindern und dem für sie nöthigen Personal als Herberge zu dienen. Dem Stifter associirte sich ein praktisch geübter Lehrer, eben jener oben von mir genannte Herr Helferich, der durch das mehrfach citirte Büchelchen, welches er publicirte, auch seine theoretische Tüchtigkeit bewies. Außerdem wurden später zwei der waadtländischen soeurs grises als Cretinenpflegerinnen in die Anstalt aufgenommen.

Da im Laufe der Zeit sich die Mittel der Anstalt durch die Unterstützung einiger großmüthigen Individuen und Gesellschaften vermehrten, so dehnten sich ihre Räumlichkeiten so aus, daß sie nun im Stande ist, zwanzig Kindern ein Unterkommen zu gewähren. Und selbst auch jetzt noch, obgleich immer nur durch das Hülfsmittel von Privatunterstützungen, die Tröpfchen nach Tröpfchen zusammenfließen, weiter schreitend, ist sie im Begriff, ihre Anlagen und Baulichkeiten zu vergrößern, so daß sie sich, wenn auch langsam und unter steter Bekämpfung vielfacher Hindernisse, doch dem ihr vorschwebenden Ziele, eine Musterecolonie für alle später noch zu errichtenden Cretinenanstalten zu werden, nähert.

Digitized by Google

Es ist seit der Existenz der Anstalt eine Reihe von Broschüren über ihre Wirksamkeit erschienen:

Zuerst eine Broschüre von dem Stifter selbst: „L'Abendberg, établissement pour la guérison et l'éducation des enfants crétins, premier rapport", welche die Geschichte der Stiftung, die ersten Versuche, eine Schilderung der Anstalt selbst und etwas über die Behandlungsweise der Cretinen und die erlangten Resultate enthält.

Dann als zweiter Bericht eine fernere Broschüre des Stifters unter dem Titel: „Briefe über den Abendberg und die Heilanstalt für Cretinismus", welche die verschiedenen Formen der auf dem Abendberge behandelten Krankheit und die weiterhin erlangten Resultate darlegt.

Drittens ein kleines Schriftchen der Gräfin Hahn-Hahn, welches einen Besuch auf dem Abendberge lebhaft schildert und die Sache des Cretinismus den Herzen aller guten Menschen warm empfiehlt.

Viertens ein ähnliches Schriftchen von einem englischen Arzte Namens Twining, das auch einen Besuch auf dem Abendberge beschreibt und den Zweck hat, der Anstalt in England Freunde zu gewinnen.

Fünftens ein Tractat von einem holländischen Mediciner, Dr. Herrenroth zu Amsterdam, der seinen Landsleuten von der auf dem Abendberge für die Cretinen aufgehenden Morgenröthe Kunde giebt.

Sechstens ein Memoire von dem französischen Naturforscher Fauconneau-Dufresne, das den Cretinismus im Allgemeinen behandelt und von den Etablissements auf dem Abendberge in der Schweiz und dem Bicêtre in Paris den Franzosen einen vergleichenden Bericht abstattet unter dem Titel: „Du Crétinisme, de ses causes, du traitement et de l'éducation des crétins des établissements de l'Abendberg et du Bicêtre."

Siebentens die schon oben citirte Schrift von Herrn Helferich über die pädagogische Seite des Cretinismus und die auf dem Abendberge bei der Erziehung befolgten Grundsätze.

Auch Dr. Rösch, der treffliche Forscher auf dem Felde des Cretinismus, hat „einen Bericht über den Abendberg" drucken lassen. Endlich haben noch viele andere Förderer des Guten und Nützlichen in Reden und Berichten, welche sie in verschiedenen Versammlungen von Aerzten und Naturforschern vortrugen, des

Digitized by Google

Abendberges Erwähnung gethan, so der thätige Dr. Buck in Hamburg, so der edle und für die Sache begeisterte Graf Sanseverino in Italien, so der berühmte Chirurg und Anatom Dr. Piragoff in Dorpat.

Da mir der größte Theil aller dieser Schriften bekannt geworden ist, da ich sie fleißig und mit dem größten Interesse gelesen habe, da ich außerdem den Vortheil genoß, nicht nur die oft genannte Anstalt häufig zu besuchen, sondern auch mit ihrem Stifter lange einen freundschaftlichen Umgang zu pflegen, so bin ich einigermaßen im Stande, auch meinen Lesern einen kurzen Bericht abzustatten, diejenigen von ihnen, welche von allen jenen Bestrebungen noch nicht Notiz genommen haben sollten, von Neuem auf die Sache aufmerksam zu machen und die neueren Resultate eines so wichtigen Unternehmens ihnen vorzulegen.

Wie es bei jeder Krankheit leichter ist, ihr, wenn sie noch in den ersten Stadien ihrer Entwickelung steht, vorzubeugen, als ihr, wenn sie schon ihren höchsten Grad erreicht hat, abzuhelfen, so ist es auch mit dem Cretinismus.

Wo der Cretinismus bei älteren Individuen schon den ganzen Organismus zu gänzlicher körperlicher und geistiger Apathie abgestumpft, wo aller Bildungstrieb, alle Empfänglichkeit aufgehört hat, und die Sinnesthätigkeit völlig gelähmt ist, da ist daher auch alle Bemühung des Arztes und Erziehers vergebens oder doch wenigstens so außerordentlich schwierig, daß sie fast unmöglich wird.

Der Abendberg, der eine Besserung und Erziehung sich zum Zweck gesetzt hat, schließt daher solche Cretinen höchsten Grades von seiner Anstalt aus. Für solche Cretinen müßten wieder andere Institute existiren, die nur Ueberwachungs- und Verpflegungsanstalten sein könnten, in denen eine gewisse Dressur, eine gewisse Abrichtung und Disciplinirung der Cretinen das Höchste wäre, was man erreichen könnte.

Solche Anstalten würden weniger für die Cretinen selbst als für ihre Angehörigen und ihre Communen eine Wohlthat sein, indem diesen dadurch eine große Last abgenommen und zugleich auch noch auf vielfache Weise die Fortpflanzung und Uebertragung des Cretinismus gehindert würde.

Wie die älteren Individuen, bei denen der physische und

Digitized by Google

psychische Verfall vollendet ist, vom Abendberge ausgeschlossen sind, so sind es aus anderen Gründen auch die kleinen hülflosen Geschöpfe an der Mutterbrust. Man begreift leicht, daß ein Institut für Säuglinge wieder ganz andere Veranstaltungen nöthig macht und sich nicht leicht mit einer Schule vereinigen läßt. Außerdem ist auch, wie ich oben bemerkte, der Cretinismus bei den Säuglingen noch schwer zu erkennen, und es läßt sich meistens erst im zweiten oder dritten Lebensjahre mit Gewißheit bestimmen, ob Anlage zum Cretinismus da sei oder nicht.

Für solche kleine Wesen, bei denen man den Ausbruch des Cretinismus befürchtete, müßten auf den Höhen wieder besondere Anstalten begründet werden. Wenn man nun noch bedenkt, daß die physische und geistige Erziehung des Menschen schon im Mutterleibe beginnt, und daß namentlich auf die Erzeugung des Cretinismus schon in dieser Periode des Lebens vielfach hingewirkt wird, so könnte man auch selbst noch Entbindungshäuser für Mütter, die für ihre Frucht den Cretinismus fürchteten oder Alles, was dieser ihrer Frucht schädlich sein könnte, beseitigen wollten, auf den Bergen stiften. Demnach würde eine vollständige und in allen Beziehungen genügende Cretinencolonie auf den Bergen folgende Hauptabtheilungen umfassen:

1) ein Verpflegungs- und Entbindungshaus für schwangere Frauen aus den mit Cretinismus inficirten Gegenden;

2) eine Kleinkinderbewahranstalt für solche Säuglinge, bei denen der Cretinismus in der Entstehung begriffen scheint;

3) eine Erziehungs-, Heil- und Bildungsanstalt für solche etwas herangewachsene Kinder, bei denen sich der Cretinismus schon deutlich gezeigt hat und wo er noch gehemmt werden kann;

4) eine Verpflegungsanstalt für alte Cretinen höchsten Grades, bei denen keine Rettung mehr möglich ist und bei denen Ueberwachung und Dressur an die Stelle der Erziehung tritt.

Es ist möglich, daß eine solche vollständige Cretinencolonie schon dem Geiste des genannten Begründers des Abendberges vorschwebte. Es ist auch möglich, daß wir vielleicht später einmal, wenn die Staatsgewalten sich der Sache energischer annehmen, eine solche umfassende Colonie ins Leben treten sehen werden.

Einstweilen beschränkt sich das Institut des Dr. Guggenbühl, der mit seinen geringen Mitteln nur das Wesentlichste und das

Digitized by Google

am leichtesten Ausführbare angreifen konnte, nur auf Heilung und Bildung der noch einer Verbesserung fähigen Individuen, und seine Anstalt nimmt daher gewöhnlich keine Cretinen auf, die das dritte Lebensjahr noch nicht erreicht, und ebenfalls keine, die das siebente Lebensjahr schon überschritten haben.

Da bei den eigentlichen Cretinen das Leiden sowohl im Körper, als in der Seele wurzelt und da der sinkende Körper die Seele nach sich zieht und zugleich die sich verdunkelnde Seele den Körper mit sich reißt, so ist es natürlich, daß auf dem Abendberge Arzt und Erzieher, Heilung und Bildung Hand in Hand gehen. Der Körper als das Gefäß, in das die Seele hinabsteigt, als der Boden, in dem sie Wurzel fassen soll, ist natürlich immer das Erste, was man angreift.

Viele der auf den Abendberg kommenden Kinder sind körperlich so unentwickelt, daß sie nicht einmal die Beine zum Gehen und die Hände zum Ergreifen der Nahrungsmittel und anderer Dinge, die sie zu haben wünschen, zu gebrauchen wissen. Man muß sie daher anfangs hin- und hertragen, hier- und dahin setzen und stellen, sie füttern und tränken wie Neugeborene, bis man so weit gekommen ist, ihr Auge in der Beurtheilung der Entfernungen und der Größe der sie umgebenden Gegenstände, ihr Ohr in der richtigen Auffassung der Töne ein wenig zu üben und ihre Muskeln durch mühselige, stets wiederholte Anstrengung so weit zu stärken, daß sie einige Herrschaft über dieselben erlangen.

Ist man hiermit über das Gröbste hinaus, so dienen verschiedenerlei Vorrichtungen zur ferneren Entwickelung der Körperkraft. Es sind horizontal liegende Leitern vorhanden, auf denen die kleinen Wesen, Arme und Beine reckend, von Stufe zu Stufe sich weiter bewegen lernen. Auch hat man noch andere Vorrichtungen zur Anstellung gymnastischer Uebungen getroffen. In der Nähe des Wohnhauses befindet sich ein Gärtchen und eine Strecke Wiesenlandes, dessen Bebauung theils zur Versorgung des Instituts mit Lebensmitteln dienen, theils den kleinen Geschöpfen die so heilsame und nöthige Bewegung in freier Luft gewähren soll.

Das Nervensystem, welches die Muskeln und den Knochenbau des Körpers mit dem Willen und dem ganzen Geiste in Verbindung setzt, ist bei den Cretinen in ebenso hohem Grade schwach, und auf seine Belebung und Erregung gehen daher die

Digitized by Google

ferneren Operationen des Arztes vorzugsweise aus. Die Hauptmittel dazu sind sowohl elektrische, als atmosphärische und endlich täglich angewandte Wasserbäder. Zu Luftbädern bietet sich natürlich in dieser reinen Bergatmosphäre die schönste Gelegenheit, und da das elektrische Fluidum hier oben mächtiger ist als in den Thälern, so sind sie zugleich elektrische Bäder. Doch ist die Anstalt auch im Besitze eines elektromagnetischen Apparates, der den Nerven der Cretinen die ihnen so sehr mangelnde Elektricität in noch höherem Maße zuführt. Man wendet ihn bei den täglichen Wasserbädern an, denen er eine stimulirende Kraft giebt. Ja man hat ihn auch zuweilen an den Betten der Pfleglinge angebracht, um ihnen im Schlafe die heilsame Flüssigkeit zuströmen zu lassen.

Hat man auf diese Weise der großen körperlichen Schwäche der jungen Cretinen einigermaßen aufgeholfen, so sucht man nun nach und nach auch auf ihr geistiges Leben hinzuwirken und läßt diese Einwirkungen dann mit den stets fortgesetzten körperlichen Uebungen, die von ihnen unterstützt werden, parallel gehen.

Vor allen Dingen sucht man in dieser Beziehung auf die Schärfe der Sinne und dann auch auf das Gemüthsleben, das bei den Cretinen wie bei allen Kranken von so überwiegender Wichtigkeit ist, wohlthätigen Einfluß zu üben.

Man lehrt ihr Auge den Theil vom Ganzen, das Besondere vom Allgemeinen zu unterscheiden, das Gleiche zu verbinden, das Nichtzusammengehörige zu trennen, Bewegliches und Unbewegliches, Wesentliches und Zufälliges, Thätiges und Leidendes, Stoffe, Farben und Formen zu unterscheiden. Ebenso sucht man ihr Gehör, dessen Thätigkeit vorerst nur ein dunkeles Scheiden des Schallreizes ist, anzuregen.

Ein natürliches Hauptmittel zu dieser Anregung liegt in der Menschenstimme selbst; daher muß man diese vor allen Dingen in ihnen ausbilden und sie articulirte Töne sowohl hören, als auch nachahmen lassen. „Da die Cretinen," sagt Herr Helferich in seiner mehrerwähnten vortrefflichen Schrift, „in der Regel zwar hören, aber zuweilen gar nicht, oder nur lallend sprechen und die meisten sich selbst überlassen bleiben, weil Niemand mit ihnen in Verbindung tritt, so kommt es, daß die Welt der Töne, die an ihnen als ein einförmiges unbestimmtes Schallen vorüberziehen, ihnen erst aufgeschlossen werden muß. Daher muß das Cretinenkind

Digitized by Google

angeleitet werden, die verschiedenen Arten der Töne, ob sie nahe oder ferne, von Menschen, Thieren oder anderen Gegenständen herrühren, zu unterscheiden. Der Klang der musikalischen Instrumente, das Tönen der Glocken, das Rollen des Donners, das Murmeln des Baches, die Laute der Sprachelemente der Sylben und Worte gehören in den Kreis dieser Uebung."

Da das Leben der Haut der Cretinen einen hohen Grad von Unthätigkeit zeigt, da sie kalt, trocken und schroff ist, so ist die Wahrnehmung auch durch den Sinn des Gefühls im Durchschnitte sehr unvollkommen, weßhalb auch er, wie Gesicht und Gehör, besonders geübt werden muß, im Erkennen und Unterscheiden vom Groben und Feinen, von Rauchheit, Glätte, Schärfe, Härte, Weichheit, Trockenheit, Nässe, Wärme, Kälte, Gewicht, Stoß, Druck ꝛc. Der Gefühlssinn der Cretinen kann bei beharrlichem Fleiße in seinen Functionen sehr vervollkommnet werden. Bei dem Geschmackssinne ist eine solche Vervollkommnung weniger nöthig, weil dieser niedrigste der Sinne bei den Cretinen gewöhnlich von Haus aus schon sehr gut entwickelt angetroffen wird, und bei dem Geruchsinn ist sie weniger möglich, weil er bei den Cretinen auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung steht und hier und da ganz fehlt.

In allen genannten Beziehungen stellt man mit den Cretinen auf dem Abendberge mühselige Uebungen an, und hat man durch sie die Sinne, diese Pforten der Erkenntniß, einigermaßen geöffnet, hat man die Sprache erst etwas entwickelt, so hat dann die fernere Methode der Verstandesbildung des Cretins nichts Besonders; er lernt die verschiedenen Gegenstände nach ihren Theilen und Beziehungen zergliedern und zusammensetzen, er lernt die einzelnen Begriffe unter einen Hauptbegriff ordnen, die besonderen Wirkungen aus ihren allgemeinen Quellen, ihren Ursachen ableiten, er lernt aus der Sphäre des Concreten übergehen in das Gebiet des Abstracten, er lernt lesen, schreiben, zählen, rechnen, Alles wie die anderen Kinder, nur unsäglich viel langsamer und unter weit mühseligeren Anstrengungen des Lehrers. Ich sah Cretinen auf dem Abendberge, die einigermaßen deutlich sprechen, lesen, schreiben und rechnen konnten, die auch in der Geographie einiger Länder Bescheid wußten, und deren Gedächtniß so weit geübt war, daß sie ganze Gedichte auswendig hersagen konnten. Nach der Angabe des Dr. Guggenbühl waren

Digitized by Google

diese Kinder vollkommen verwahrlost und in einem beinahe halbthierischen Zustande in die Anstalt gekommen, so daß man die Herausbildung des Menschen in ihnen gleichsam ab ovo anfangen mußte, eine Herausbildung, die bei nicht cretinischen Kindern auch ohne Lehrer durch das, was das Leben von selber, so zu sagen, zubringt und lehrt, schon ziemlich weit gefördert wird.

„Auch die Vernunft, der Mensch im Menschen," sagt Herr Helferich, „die ihn als den Erstgeborenen der Erdenschöpfung adelt, weil durch sie die Gottesidee an ihn gelangt und in ihm aufgeht, ist beim Cretin unverkennbar in der Anlage vorhanden. Natürlich muß ganz besonders diese innere Leuchte, welche Licht und Auge des Geistes zugleich ist, unter die treue Obhut einer entsprechenden Pflege gestellt werden. Weiß der Lehrer und Erzieher die Vernunft der Cretinen auf die angemessene Weise anzuregen und zu beleben, so wird seine Bemühung gerade auf diesem Felde den schönsten Triumph feiern, wenn durch sie aus dem Munde der Unmündigsten ein Lob zubereitet wird Dem, dessen Namen Millionen Wesen verherrlichen."

Ich selbst fühlte mehrfach bei meinen Besuchen auf dem Abendberge diese Wahrheit und sah und hörte mit Entzücken die Andachtsübungen und frommen Gesänge, welche den lallenden Lippen dieser Schuldlosen entflossen.

Frömmigkeit, Vertrauen auf eine höhere Waltung, überhaupt Religiosität bilden die lichtvollste Seite der Cretinen, und es mag sich dieß zum Theil daraus erklären, daß das Herz, Gefühl und Gemüth bei ihnen in der Regel gesund und der eigentliche Mittelpunkt ihres ganzen geistigen Seins ist.

Unten im Thale, im Kreise ihrer oft sehr rohen Mitbürger, wo sie nur zu leicht ein Gespött ihrer Altersgenossen werden, schrumpft denn auch ihr Herz gewöhnlich zusammen, und in der Vereinsamung, in welcher sie ihr dämmerndes, kümmerliches Dasein hinfristen, entwickelt sich bei ihnen häufig eine gewisse hämische Bösartigkeit des Herzens, welche man viel zu geneigt ist als eine allgemeine und gewöhnliche Eigenschaft der Cretinen überhaupt zu betrachten.

Auf dem Abendberge, wo man ihnen nur mit Liebe und Wohlwollen zu begegnen sucht, wo Niemand ist, der sie verspottet und rauh behandelt, wo ihre Spielkameraden keine mu-

Digitized by Google

teren, ausgelassenen, trotzigen Kinder sind, die den schüchternen, gewöhnlich an sich verzweifelnden Cretin nur allzuleicht noch tiefer hinabdrücken, wo sie nur mit Kindern ihrer Art umgehen, die ihnen an Kräften nicht zu sehr überlegen sind, mit denen zu wetteifern sie selber es wagen können, da bewegen sich diese kleinen Geschöpfe viel freier. In der That hat mich jedesmal der Geist der Friedfertigkeit, der Fröhlichkeit und Liebe, der unter dem kleinen Völkchen dieser Colonie zu walten schien, bei jedem meiner Besuche frappirt und erfreut, und ich habe hieraus ein besonderes Merkzeichen der wohlthuenden Wirksamkeit dieser Anstalt hergenommen, welche die Kinder aus dem Schmuze und Elende, die sie in ihren Hütten umgeben, aus den Händen ihrer oft sehr armen und sehr unwissenden Aeltern, aus der Mitte ihrer spöttischen Altersgenossen, aus der drückenden Luft ihrer Thäler, so zu sagen aus ihren Verstecken hinter den Oefen und in den Zimmerwinkeln heraus rettet in eine freiere und reinere Atmosphäre.

Das Gefühl für das Schöne, der Sinn für das Wahre, der Trieb zur Geselligkeit, Triebe, die bei den Cretinen alle in den Anlagen vorhanden sind, die aber in ihrer Heimath, in ihren Geburtsorten bei ihnen erstickt werden, sie erwachen hier auf dem Abendberge, wenn auch nicht in dem Maße, wie bei anderen völlig normalen Kindern, doch merklich und sichtbar.

Der unter dem Einfluß der Erziehung stehende Cretin erhebt sich zum Bewußtsein seiner Gefühle; die Scham über eine unrechte That röthet oder bleicht seine Wange; die Angst erregt ihm, der im Thale nichts als ein unempfindlicher Leib schien, Herzpochen; der Schmerz erpreßt ihm Thränen; die Einsicht, etwas gelernt zu haben, erfreut ihn; die zauberische Macht der Töne, die Farbenspiele und die anderen schönen Erscheinungen der Natur, welche unbeachtet und ohne Wirkung an dem versteinerten geistigen Mumienbilde des unentwickelten Cretins vorüberziehen, fangen an, seine Seele zu bewegen.

Die Anstalt auf dem Abendberge hat, wie gesagt, nicht die Absicht, eine Erziehungs- und Heilanstalt überhaupt zu sein, sondern nur eine solche Anstalt für die Cretinen. Es folgt daraus, daß sie nicht die ganze Bildung und Unterrichtung der ihr anvertrauten Kinder zu Ende führen will. Vielmehr betrachtet sie ihr Werk als gethan und vollendet, wenn sie den Keim der

Digitized by Google

Krankheit und des Verfalles in den Cretinen gehemmt und e
stickt hat, wenn sie die Seele zu neuem Leben erweckt und, s
zu sagen, das Räderwerk dieser stillstehenden Uhr wieder in Ga
gebracht hat, wenn sie geistige und körperliche Gesundheit
ihren Zöglingen so weit befestigt hat, daß bei ihrer Entlassu
in ihre Heimath keine Rückkehr in das alte Gleis zu fürch
ten ist, und daß es den Kindern wenigstens einigermaßen m
lich sein wird, in den Schulen, denen sie dann übergeben werd
dem weiteren Unterrichte zu folgen oder irgend ein Handwerk zu l
nen und sich so die Aussicht auf eine nützliche bürgerliche Wirk
samkeit zu eröffnen.

Dr. Guggenbühl glaubt in dieser Beziehung die E
fahrung gemacht zu haben, daß man vor dem siebenten Jah
keinen Cretin als einigermaßen zuverlässig geheilt betrachten könn
nimmt aber auch an, daß im zehnten oder zwölften Jahre g
wöhnlich die Entlassung erfolgen müsse. Interessant wäre e
wenn man jetzt schon einen genauen Bericht über die Wirksa
keit der Anstalt, über die Anzahl der Aufgenommenen, über d
der als geheilt oder als unheilbar Entlassenen, über die m
oder weniger brillanten Resultate der Erziehung bei einzelnen I
dividuen geben könnte. Herr Fauconneau-Dufresne sagt
seiner Abhandlung, daß bis zum Jahre 1847 30 Cretinenkinder d
Anstalt übergeben worden wären, und daß davon ein Drittel so w
geheilt und entwickelt dem Leben zurückgegeben sei, daß sie be
Unterrichte in den öffentlichen Schulen hätten folgen ö
sich einem Handwerke oder dem Ackerbaue widmen können.

Wenn man erwägt, wie nach unseren eben voran
schickten Bemerkungen der Begriff Cretin ein außerordentlich r
lativer ist, so wird dem Leser mit solchen allgemeinen statistis
Angaben wenig geboten, wenn ihm nicht zugleich genau ge
wird, mit welchem Grade von Cretinismus jeder von jenen g
heilten behaftet war, und in welchem Grade er zu einem brau
baren und nützlichen Mitgliede der Gesellschaft umgebildet wur
Allein es liegt in der Natur der schwierigen Verhältnisse,
liegt in dem Wesen einer noch so jungen Anstalt begründet, d
wir solche Angaben noch nicht geben können und nicht erwart
dürfen.

Ich beschränke mich daher auf die Herausstellung des u
leugbaren und nicht genug zu preisenden jetzt erlangten Resulta

Digitized by Google

daß es wenigstens möglich ist, auf die Cretinen, wenn auch nicht die des höchsten Grades, doch gewiß die des niedrigsten Grades, mehr oder weniger auch die des zweiten Grades, einen reformirenden Einfluß zu üben, daß es möglich ist, diese armen Seelen aus dem Pfuhle, in dem sie unfehlbar zu versinken im Begriffe sind, zu heben, ihre Verfinsterung zu hemmen und sie auf den Weg zum Lichte zurückzuführen, sie jedenfalls bis zu einem gewissen Grade, vielleicht aber auch ganz und gar zu heilen und der menschlichen Gesellschaft zurückzugeben.

Die Erzieher der Kinder, die christlichen Lehrer und Prediger, alle begeisterten Anhänger unserer Religion und alle warmen Menschenfreunde, die da wissen, was es für ein köstliches Ding ist um die Verbreitung des Lichtes und um die Rettung auch nur einer Menschenseele, werden dieses Resultat mit Freude gewahren und gehörig zu schätzen wissen.

Die Sache des Cretinismus ist nicht etwa blos eine Angelegenheit einiger entlegenen Thäler der Alpen, sie ist vielmehr eine Angelegenheit der Menschheit, eine Angelegenheit, die uns Alle mehr oder weniger berührt, und wir sollten daher für sie alle, soviel in unseren Kräften steht, die Hand rühren. Wir sollten das Licht, das auf dem Abendberge für die Finstersten unter den Menschenkindern angezündet ist, das Licht, das noch bis auf diesen Augenblick fast das einzige seiner Art ist, nähren und fördern, damit es nicht erlösche, sondern immer heller und immer thätiger leuchte und damit auch bald andere Lichter derselben Gattung, deren die Menschheit noch so viele bedarf, auf anderen Bergen sich entzünden.

„Möchten doch Alle, die ein fühlendes Herz im Busen tragen, sich vereinen zur Theilnahme, zur Unterstützung und Förderung des Gott und der Menschheit geweihten großen Werkes, damit so viele Tausende zu einem höheren Dasein bestimmter Wesen nicht länger elendiglich untergehen im Dunkel des Todes, sondern erweckt werden zu einem neuen geistigen Leben. Die Präliminarien zur Bekämpfung des Leib und Seele verwüstenden Uebels sind erfolgt; edle Männer haben mit dem Lichte der Wissenschaft den finsteren Schacht zu erhellen begonnen; die Philanthropie hat ihre spendende Hand zur Erzielung solider Resultate geöffnet. Wenn sie sich nicht fernerhin dem Werke entzieht, so kann mit Zuversicht bald ein allgemeinerer erfolgreicher Sieg über

Digitized by Google

jenem Feind verhaßt werden. Möge die sich über alle ihre Geschöpfe erbarmende Vaterliebe Gottes ihren allmächtigen Hauch, möge der unserer Zeit innewohnende Geist der Wohlthätigkeit seinen belebenden Odem ausgehen lassen in das Todtengefilde der Cretinen, damit die verdorrten Gebeine sich zu bewegen beginnen, die Quellen des Lebens munter rauschen und fließen, die Ketten des Geistes brechen und damit das Menschheitliche aufgehe in und über denen, für welche lange Zeit hindurch kein Mensch gefunden wurde, der sich ihrer erbarmt hätte *)."

*) Worte des Lehrers vom Abendberge, Herrn Hefferich's, in seiner oben citirten kleinen Schrift.

Digitized by Google

XIII.

Eigenthümlichkeiten des Deutschen im Berner Oberlande.

Geschrieben zu Interlaken im December 1846.

Digitized by Google

Digitized by Google

Daß die Granit- und Porphyrfelsen der Schweiz noch heutiges Tages ganz dieselben Physiognomieen zeigen, die sie zu der Zeit hatten, als Hannibal, die Cimbern und die römischen Imperatoren die Alpenthäler durchkreuzten, das kommt mir ziemlich begreiflich und natürlich vor, weil mein Hammer mich täglich davon überzeugen kann, wie hart und fest diese Massen sind.

Daß aber auch ein so flüchtiger, ein so luftiger Stoff, wie es die Worte und Phrasen der Sprache sind, im Stande ist, Formen und Bildungen anzunehmen, welche Jahrtausende hindurch dauern und von denen man es nachweisen kann, daß sie ganz ebenso schon existirt haben müssen in einer Zeit, in welcher weder die Schweizer in der Schweiz, noch die Deutschen in Deutschland, noch die Niedersachsen in Niedersachsen wohnten, das mag uns allerdings in höherem Grade Wunder nehmen und will mir zuweilen fast unbegreiflich erscheinen. Und doch ist dieß eine Wahrheit, von der ich mich hier im Umgange mit meinen Thalbewohnern täglich zu überzeugen Gelegenheit bekomme. Horaz sagt von seiner eigenen Dichtung, sie sei „aere perennius". Wenn man, so wie ich hier, täglich Worte aussprechen und Phrasen bilden hört, die deutlich genug zeigen, daß sie schon ebenso in jener dunkelen Vorzeit gebildet wurden, in welcher alle verschiedenen Zweige und Sprößlinge des deutschen Volksstammes noch in einer einzigen, in irgend einem Thale des Kaukasus oder des Himalaja steckenden Wurzel wie in einem gemeinsamen Embryo versammelt waren, so muß ich glauben, daß jenes aere perennius auch für die Volkssprache gültig ist und daß es auch ohne Vermittelung von Schrift und Druck unter den Menschen eine wunderbar treue und äußerst unverwüstliche Tradition von Munde zu Munde giebt.

Digitized by Google

Das große Publicum Deutschlands hat vermuthlich mehr von der Häßlichkeit und übeltönenden Härte des Schweizerdialekts als von seinem hohen, der Aufmerksamkeit noch viel würdigeren Alterthume und von einigen anderen ihm eigenthümlichen Vorzügen gehört. Ich mag daher nichts Ueberflüssiges unternehmen, wenn ich hierüber einige meiner eigenen Beobachtungen mittheile.

Es ist zwar bereits Vieles über diesen Punkt geschrieben namentlich von einem Schweizer Namens Stalder, und ich bin nicht unbekannt mit diesen Schriften. Allein die Natur der Sprachlaute und Worte ist eine ebenso große und mannichfaltige wie die Natur der Pflanzen, der Thiere und der anderen Schöpfungen um uns her.

Ich kenne eine Pflanze noch nicht, wenn ich sie in einem Werke von Linné oder De Candolle abgebildet und beschrieben oder in einem botanischen Garten gepflanzt und gepflegt sah. Ich muß, um sie recht zu kennen, selber in die Natur hinaus, muß die Kräuter an ihren Geburtsplätzen aufsuchen, muß sie an zahlreichen Standorten sehen und betrachten, in der Höhe; in der Tiefe, auf der Schatten-, auf der Lichtseite der Berge, auf fettem, auf magerem Boden, in ihrer Vergesellungsweise mit anderen Kräutern, kurz in ihrem ganzen Zusammenhange mit der Welt.

Ebenso weiß ich noch wenig von dem Gewichte und der Bedeutung eines Sprachlautes oder Wortes und von der eigenthümlichen Brauchbarkeit der Redewendungen, wenn ich nicht vielfach im Leben nachgesehen habe, wie sie da bei den Schriftstellern, bei den Dichtern, wie sie in der alltäglichen Conversation und im Munde des gemeinen Volkes bald so, bald so benutzt und angewandt werden. Mit einem Worte, wie der Pflanzenkundige auf Blumen, so muß der Sprachfreund auf Worte und Phrasen botanisiren. Ich thue dieß in jedem Lande, in welchem ich weile, und ich will hier einige hübsche und zugleich nützliche Raritäten, die ich auf meinen botanisirenden Sprachstreifzügen in den schweizer Alpenthälern gesammelt, mittheilen, wobei ich natürlich nicht sowohl die Absicht haben kann, etwas Vollständiges in die Hand zu geben, als vielmehr die Aufmerksamkeit zu schärfen, zu ähnlichen Beobachtungen zu reizen, den Leser noch größere Schätze ahnen zu lassen, ihm den

Digitized by Google

wunderſamen Zuſammenhang, in dem ſehr entfernte Dinge ſtehen, zu zeigen und ihn zugleich, wenn er einmal in die Schweiz kommen ſollte, zu veranlaſſen, das Schweizerdeutſch nicht ſowohl ſeiner rauhen Uebeltönigkeit wegen zu verachten, als es wegen anderer Eigenſchaften hochzuſchätzen.

Jene vielgetadelte Härte des Schweizerdialekts will ich indeß durchaus nicht abläugnen und beſchönigen, ich muß vielmehr geſtehen, daß ich anfangs darüber erſtaunt, ja empört war, und daß ich mich oft der Idee überließ, die Schweizer hätten ſtatt einer menſchlichen Zunge, die Gott ſo geſchmeidig und elaſtiſch geſchaffen, irgend ein ſteifes Werkzeug zwiſchen den Lippen. Ihre Gaumentöne ſind ſo entſetzlich rauh, daß man kaum begreift, wie ſie ſo etwas ohne beſonders künſtliche Anſtrengung und vorſätzliche Verkehrtheit zu Stande bringen.

Selbſt die jungen ſanften Mädchen dieſer Thäler, die äußerlich den Tauben gleichen, ſchienen mir, wenn ſie ihre Zunge in Bewegung ſetzten, ein rauhes Innere zu verrathen. Wenn ich eine Frage an ſie richtete, ſo kam es mir vor, als hätte ich ein Inſtrument berührt, aus dem ich Flötentöne zu locken gedachte, und welches ſtatt deſſen plötzlich anfing zu hämmern, zu trommeln, zu knarren und zu trompeten. Die kleinen Kinder ſogar erſchreckten mich anfangs nicht ſelten, wenn ſie mich anredeten, ich möchte ſagen, ankrachten und anknarrten.

Die Schweizer ſind ſich auch ſelber bewußt, daß unſere deutſche Sprache nirgends unlieblicher geſprochen wird als in ihren Gebirgen. Sie entſchuldigen ſich oft gegen den Ausländer ihres Dialekts wegen, und mancher Badener, Rheinländer oder Sachſe ſieht ſich in der Schweiz ſeines „angenehmen" und „weichen Organs" und ſeiner „artigen Sprachweiſe" wegen bewundert, der in anderen Weltgegenden dieſe Bewunderung nirgends erringen konnte.

Es iſt hauptſächlich ein Laut, welcher dem ſchweizeriſchen Dialekte eine ſo rauhe Oberfläche giebt, und zwar ihr gurgelndes, hinten in der Kehle würgendes „ch". Könnte man dieſen einzigen Laut aus allen ihren Worten herausſcheiden und ihn mit dem weichen „ch" der Sachſen vertauſchen, ſo hätte ihre Sprache ſchon dadurch um 500 Procent an Annehmlichkeit gewonnen.

Wie unglaublich kratzig die Schweizer jenen Gaumenlaut ausſprechen, mag der Leſer aus dem abnehmen, was einer ihrer

Digitized by Google

Schriftsteller von dem „ch" der Sachsen sagt. Es scheine ihm, meint er, als sprächen die Sachsen gar kein „ch" aus. Das Wort „Charakter" in einem sächsischen Munde klinge ihm, dem Schweizer, wie „Harakter" oder „Arakter". Ebenso wird auch ein Neger, dessen Auge beständig an rabenschwarze Wangen gewöhnt ist, von dem kaffeebraunen Angesicht eines Arabers sagen, es käme ihm weiß wie Schnee oder Milch vor.

Die Schweizer haben für ihr rauhes „Ch", wie es scheint, eine wahre Passion. Denn sie begnügen sich nicht damit, es überall da auszusprechen, wo es wirklich steht, sondern sie verwandeln auch noch andere Buchstaben in ein „ch", so z. B. unser deutsches „K". Sie sagen „chumm" (komm), „Chirse" (Kirschen), „chrumm" (krumm), „Chindschinde" (Kindeskinder).

Dieß ist um so merkwürdiger, da sie doch sonst ein reines „K" recht gut aussprechen können. Bei allen fremden Wörtern mit „K" nehmen sie keine solche Veränderung vor. Sie sprechen: „Kanone", „Kapitel", „Kapelle".

Auch unser hauchendes, lustiges „h" lassen sie zuweilen zu „ch" erstarren, und sagen z. B. „höcher" statt „höher", „sechen" statt „sehen", „ruch" statt rauh".

Der bekannte französische Komiker Levassor aus Paris pflegt bei seinen dramatischen Vorstellungen seinem Auditorium auf Kosten der deutschen Sprache eine burleske Geschichte vorzutragen. Auf seinen Reisen in Deutschland, so erzählt er, habe er sich lange vergebens bemüht, die Landessprache richtig auszusprechen. Eines Tages habe er, darüber nachsinnend, wie er es anfangen sollte, die Schwierigkeiten der deutschen Pronunciation zu überwinden, dagesessen und in seiner Verlegenheit mit den Zähnen an einem kleinen Stück Bindfaden gekaut. Da dieses ihm zufällig in den Schlund gekommen, so habe er natürlich am hinteren Theile des Gaumens und der Zunge Versuche und Anstrengungen gemacht, dasselbe von seinem Irrwege zurückzubringen, und hierbei hätten sich dann in seinem Kehlkopfe auf einmal ganz von selbst die gewünschten deutschen Kehllaute gebildet, und er habe nun, nachdem er den eigentlichen Grundton der deutschen Sprache gefunden, gewußt, wie man deutsch reden müsse. Auf das Schweizerdeutsch angewandt scheint mir diese Levassor'sche Satire ganz einfache Wahrheit zu enthalten.

Man hat gesagt, daß beinahe jeder Dialekt, so häßlich er

Digitized by Google

auch im Munde der Männer oder alten Weiber klingen möge, im Munde hübscher, junger Mädchen sehr angenehm tönе. Soll dieß wahr sein, so muß man alle Worte mit dem schweizerischen „ch" dabei ausnehmen. Meinem Ohr wenigstens hat kein noch so lieblicher Mund diesen Laut angenehm machen können.

Die Klagen des alten Stalder über die Härten des schweizerischen Dialekts sind laut genug und so eifrig, daß sie fast komisch erscheinen, und ein anderer Schweizer, Herr von Bonstetten, geht bei einer ähnlichen Klage so weit, daß er die harte Sprache seiner Landsleute aus einer Härte und Störrigkeit ihres Charakters herleitet und andeutet, daß wir weicher redenden Deutschen auch überhaupt weichmüthiger und füg- und bildsamer seien.

Man hat gemeint, daß die Rauhigkeit des Sprachorgans der Schweizer mit der ihres gebirgigen Vaterlandes zusammenhänge. Allein es giebt in eben diesen Gebirgen Italiener und Franzosen, die vermuthlich ebenso lange hier wohnen als die Deutschen und doch jene rauhen Töne von den Bergen nicht angenommen haben. Auch sprechen die Nachbarn der Schweizer, die Tyroler und weiterhin die Steiermärker, ein bei Weitem weicheres Deutsch, und es wäre doch sonderbar, wenn die Berge blos auf die Schweizerzunge einen solchen rauhmachenden Effect geübt haben sollten.

Es sei dem, wie ihm wolle, ich meinerseits habe mich jetzt schon ziemlich an die Gutturalen, Zungenbrechungen und Gaumenbürstungen des Schweizermundes, an denen ich anfangs so großen Anstoß nahm, gewöhnt und bin daher auch für die Auffassung der eigenthümlichen Vorzüge des Schweizerdialekts empfänglicher geworden.

Es giebt deren sogar einige in Bezug auf Aussprache und Wohlklang, und wäre es leicht, den eigenthümlichen Accent, Schwung und Ton der Rede auf dem Papiere so richtig darzustellen, wie man ihn mit dem Ohre im Leben auffassen kann, so könnte ich wohl eine Menge Laute und Worte anführen, die im Munde der Schweizer viel angenehmer klingen als in dem anderer Deutschen.

Allein viel interessanter und wichtiger sind die Vorzüge, welche der Schweizerdialekt in der Ableitung, Bildung und Flexion der Worte bewahrt hat. Diese Vorzüge sind in der That zum

Digitized by Google

Theil so groß, daß man wünschen möchte, die deutsche Schriftsprache könnte sich noch einige davon aneignen.

Nichts frappirte mich in dieser Beziehung z. B. mehr als die Leichtigkeit, mit welcher die Schweizer von Substantiven und Adjectiven Verba bilden können, und nichts thut mir mehr leid, als daß wir im übrigen Deutschland diese Leichtigkeit nicht in demselben Grade besitzen.

Die ganze deutsche Sprache, nicht blos der Schweizerdialekt, vermag es zwar allerdings, gleich vielen anderen Sprachen sowohl von Substantiven als Adjectiven Verba abzuleiten, welche den im Substantivum und Adjectivum als Selbstständiges oder als Eigenschaft gedachten Gegenstand im Werden, im Leiden oder Handeln begriffen zeigen. So haben wir vom Substantiv „Hammer" das Verbum „hämmern" (mit dem Hammer schlagen), so bilden wir von dem Adjectiv „blau" das Verbum „blauen", d. h. blau werden (z. B. es blauet), und das Verbum „bläuen", d. h. blau machen.

Es gilt dabei die Regel, daß, wenn eine Eigenschaft als von selbst entstehend gedacht wird, der Vocal des Verbums unverändert bleibt, während, wenn die Eigenschaft von einem Anderen hervorgebracht und einem Gegenstande mitgetheilt wird, entweder der Grundvocal des Adjectivums in den entsprechenden Diphthong verändert oder eine Vorsilbe (ver, zer ꝛc.) hinzugesetzt wird. So z. B. leiten wir von dem Adjectivum „laut" die beiden Verba „lauten" und „läuten" her, von denen jenes so viel als „laut *werden*", dieses aber so viel als etwas „laut" oder „lautend *machen*" bedeutet. So bilden wir von „dunkel" die Verba „dunkeln" (es dunkelt) und „verdunkeln", von denen jenes so viel bedeutet als „dunkel werden", dieses so viel als „dunkel machen".

Da unsere Sprache diese schöne und bequeme Regel nun einmal adoptirt hatte, so bleibt es fast unbegreiflich, daß sie dieselbe nicht überall in Anwendung gebracht, sondern nach diesem Princip nur eine sehr geringe Anzahl von Verben ausgeprägt und in Cours gesetzt hat.

Von vielen Adjectiven haben wir gar keine Art von Verben ausgeprägt, so z. B. keines von „böse", obgleich nach jenem Princip „bösen" sehr gut so viel bedeuten könnte als „böse werden" und „verbösen" sehr gut so viel als „böse machen".

Digitized by Google

In manchen Fällen haben wir kein Verbum vom Positiv, dagegen aber vom Comparativ des Adjectivums gebildet. So haben wir z. B. von „groß" weder „großen" (groß werden) noch „größen" oder „vergrößen" (groß machen), wohl aber haben wir vom Comparativ „größer" das Verbum „vergrößern" (größer machen). So haben wir von „schlecht" nicht „schlechten", wohl aber vom Comparativ „schlechter" „verschlechtern", so von „schlimm" nicht „schlimmen", aber von „schlimmer" „verschlimmern".

Namentlich haben wir diejenigen Verba, welche das Werden einer Eigenschaft ausdrücken, oft ganz vernachlässigt, während sich das Machen derselben viel häufiger in einem abgeleiteten Verbum ausgeprägt findet. So haben wir von „falsch" nicht „falschen" (falsch werden), wohl aber „fälschen" (falsch machen), von „schwarz" nicht „schwarzen" (schwarz werden), wohl aber „schwärzen" (schwarz machen), von „lose" nicht „losen" (lose werden), wohl aber „lösen" (lose machen).

In allen solchen Fällen nun, in welchen wir kein angemessenes Wort ausgeprägt haben, in welchen wir aber doch den Begriff ausdrücken wollen, müssen wir uns auf andere Weise helfen. Wir thun dieß entweder durch die Hülfsverba „werden" und „machen" und andere Umschreibungen, oder durch Verwandlung des Transitivums in ein Reciprocum vermittelst des reciproken Pronomens. So z. B. sagen wir statt „losen" „lose werden" oder „sich lösen", statt „schlimmen" „schlimm werden", statt „guten" „gut werden" und statt „güten" „gut machen".

Da alle Umschreibungen und Aushülfswörter der Körnigkeit einer Sprache Abbruch thun, so ist es, sage ich, sehr bedauerlich, daß unser Sprachgenius den guten Weg, den er schon zu betreten angefangen, nicht bis ans Ende fortgegangen ist. Es kommt mir dieß so vor, als habe man in einer Münzanstalt einige sehr gute Maschinen erfunden, habe aber diese Maschinen nur zur Ausprägung einiger weniger Medaillen verwendet und sie dann verrosten lassen, ohne das übrige rohe Material auch zu gestalten.

Die schweizerischen Deutschen haben nun zwar auf dem bezeichneten Felde auch noch nicht Alles gethan, was sich möglicherweise hätte thun lassen; allein sie können sich doch rühmen, weiter gegangen zu sein als irgend ein anderer deutscher Dialekt.

Digitized by Google

Sie haben noch keineswegs alle Verba von allen Adjectiven gebildet, die sich bilden ließen, allein sie haben doch weit mehr ausgebildet und in ihre tägliche Rede aufgenommen als unsere Schriftsprache. Ich will einige solcher Worte, wie ich sie hier in aller Leute Munde finde, vorführen.

Ein sehr gewöhnliches ist das Verbum „guten" (gut werden) von „gut". So sprechen sie z. B. von einem Wege, der gut wird: „der Weg gutet". Auch haben sie das Wort „bessern" von „besser" neben unserem „verbessern", was dasselbe bedeutet. Ein drittes ist „schönen" (schön werden) von „schön", z. B. „das Wetter schönt", d. h. es hellt sich auf. Ein viertes: „langen" (lang werden) und „längen" (lang machen) von „lang", z. B. „die Zeit langt" (wird lang) und: „man muß das Eisen längen" (lang machen). Ferner „schwachen" (schwach werden) von „schwach", z. B. „das Sonnenlicht schwacht schon", wo wir umschreibend sagen müssen: „wird schon schwächer".

Es giebt im schweizerischen Dialekt noch viele solcher trefflicher und kurzer Bildungen, z. B. noch diese: „armen" (arm werden) und „ärmen" (arm machen), ebenso „blanken" und „blänken" — „falschen" und „fälschen" — „flachen" und „flächen" — „lautern" und „läutern" — „losen" und „lösen" — „jungen" und „jüngen" — „sanften" und „sänften" u. s. w.

Ich werde jedesmal davon auf eine sehr angenehme Weise frappirt, wenn ein rauher simpler Bergbewohner mir mit einem solchen körnigen und passenden Verbum kommt, um das unsere Autoren und Poeten ihn beneiden möchten.

Wie gut wäre es, wenn wir eine große und kräftige deutsche Akademie hätten, welche auf solche versteckte Vorzüge der deutschen Sprache aufmerksam machen, dieselben wieder zu Ehren bringen, solche dem Sprachgenius so gemäße Worte in Schwung und die besagten alten verrosteten Münzapparate wieder in Gang setzen könnte!

Auch in der Ableitung der Zeitwörter von Substantiven haben die Schweizer eine große und schöne Freiheit, und sie bilden eine Menge Verba, die wir nicht kennen. So haben sie z. B. das Verbum „farben" (Farbe bekommen) von „Farbe", während wir uns sonderbarerweise mit dem Transitivum „färben" (Farbe geben) begnügen.

Wir haben zwar von den Substantiven „Flöte", „Trompete",

Digitized by Google

„Geige", „Posaune" die Verba „flöten", „trompeten", „geigen", „posaunen" gebildet. Von „Horn" aber gestatten wir caprieiöser Weise kein „hornen", sondern müssen da sagen: „das Horn blasen". Die Schweizer haben viel konsequenter auch das „hornen" adoptirt.

Von „Heu" haben wir das Verbum „heuen" (Heu ernten) gebildet. Ganz nach der Analogie dieses Wortes hätten wir auch von „Obst" das Verbum „obsten" (Obst sammeln), von „Beere" das Verbum „beeren" (Beeren sammeln) bilden können. Die Schweizer haben nicht nur dieß wirklich gethan, sondern auch noch die Worte „wimmen" von „Wein" (Wein lesen), „kriesen" von „Kirschen" (Kirschen pflücken) und viele ähnliche Verba in die Welt gesetzt.

Es stoßen mir in meinen Unterhaltungen mit den Leuten täglich neue Worte auf, die ich noch irgend verzeichnet finde. So sprechen sie hier in meiner Umgebung allgemein ganz kurz: „barten" für „den Bart abnehmen", z. B. „er hat sich gebartet", — ganz analog unserem „häuten" von „Haut", die Haut abziehen. Neulich sagte mir ein Mann, den ich auf einer Bergfahrt fragte, ob es auf meinem Wege sicher sei: „nein, es reint dort zuweilen", und dieß Wort „reinen" von Stein ist ganz analog unserem „hageln" von „Hagel" oder „regnen" von „Regen" gebildet. Einen Anderen hörte ich seinen Nachbar, der mit Besenbinden beschäftigt war, im Vorbeigehen fragen: „Nun, Hanns, bist am Besenen?" „Amten" für ein Amt bekleiden und „trübsalen" für in Trübsal leben sind ähnliche Schweizerworte.

Wie es kommt, daß solche gute Triebe in einer Sprache ursprünglich liegen und doch nachher verkümmern und ersterben können, wie es kommt, daß wir nicht immer und täglich von neu gebildeten und neu in Cours gesetzten schönen und passenden Worten hören, während wir doch täglich neue Formen in Gold und Silber und anderen Stoffen ausarbeiten, wie es kommt, daß Tausende von Federn täglich mit und in dem Sprachstoffe arbeiten und fast immer auf den alten Bahnen traben, blos der dargebotenen Gepräge sich bedienen und so selten zu neuen Erfindungen gelangen, dieses Räthsel wird man sich nur erklären können, wenn man bedenkt, daß unter all den Tausenden, die schreiben, nur Wenige die Sprache, in der

Digitized by Google

sie schreiben, studiren und ihre geheimen Hülfsmittel und Schätze erkennen.

Man denke sich einmal, daß Alle oder doch die größere Masse unserer Autoren die deutsche Sprache in ihrem ganzen Baue und Geiste, in allen ihren Regeln, Principien und Tendenzen, in ihren verborgenen und nicht verborgenen Quellen kännten und daß Jeder von uns auch die gesammten Dialekte dieser Sprache studirt hätte und wüßte, welche eigenthümlichen, dem Geiste des Ganzen conformen Vorzüge jeder dieser Dialekte bewahrt hat und welche dieser Vorzüge man der Mutterspra wieder zueignen könnte; — man denke sich, daß auch die meiste unserer Schriftsteller sich untereinander über alle diese Dinge verständigen könnten, und man frage sich, welches Leben, welche Trieb, welche Blüthe dann in unsere Sprache dringen müßte.

Geht man in die Schlupfwinkel und Tiefen der Dialekte ein und sieht man, wie wenig unsere von Luther und seiner Zeit begründete deutsche Schriftsprache aus diesen Tiefen geschöpft, wie viel sie im Gegentheil da verkleistert und verschüttet hat, so begreift man wohl die Erbitterung, welche die Dialektkenner gegen jene sächsischen Sprachreformatoren beseelt, und warum Luther als solcher ebenso bei ihnen verketzert wird, wie bei den katholischen Priestern als kirchlicher Reformator. Der alte Schweizer-Dialektolog Stalder z. B. versäumt selten eine Gelgenheit, gegen Luther zu eifern, und schleudert Bannbullen gegen ihn und seine „flache sächsische Rede", die an Heftigkeit denen des Kirchenoberhauptes wenig nachgeben.

Nichts interessirt mich, als einen Norddeutschen, hier mehr als die höchst intime Verwandtschaft des schweizerischen Deutsch mit dem Niederdeutschen, dem Friesischen, dem Englischen und Skandinavischen.

Diese Intimität ist so groß, daß ich hier fast täglich nicht nur von Worten und Formen frappirt werde, welche außer im Schweizerischen und in der einen oder anderen der besagten nordgermanischen Sprachen in dem übrigen Deutsch untergegangen sind, sondern auch täglich Phrasen vernehme, die auf dieselbe Weise wie hier nur noch im Englischen oder Skandinavischen gebildet und gebraucht werden. Und zugleich ist diese Intimität um so wunderbarer, da sie zwischen zwei deutschen Sprachzweigen besteht, welche erstlich an den entgegengesetzten

Digitized by Google

Enden unseres Sprachgebietes liegen, der eine im Süden an den Grenzen Italiens und der andere im Norden, dem mitternächtlichen Meere zugewandt, und die zweitens in Bezug auf Ton und Aussprache ebenfalls Extreme bilden, indem der eine (der der niedersächsischen Dialekte) das weichste und der andere (der der Schweizerdialekte) das härteste und rauheste Deutsch darbietet.

Besonders auffallend ist es, wie die Vocale und namentlich die Diphthonge an jenen beiden Extremen Deutschlands so sehr übereinstimmen. Der Diphthong „ei" wird im Niedersächsischen wie im Schweizerischen sehr häufig in ein bloßes „i" verwandelt; z. B. mitteldeutsch oder obersächsisch: „seit", — niedersächsisch: „sitt", — schweizerisch: „sit". Ebenso „Zeit", „Tit" und „Zit"; „seit der Zit" ist schweizerisch und heißt auf Plattdeutsch „sit der Tit".

Der Diphthong „eu" wird an beiden bezeichneten Enden unseres Sprachgebietes in „ü" und der Diphthong „au" in „u" verwandelt, z. B. „deutsch" heißt auf Niedersächsisch sowohl als auf Schweizerisch „dütsch". „Feuer" heißt in beiden Dialekten „Füer". „Haus" wird in beiden zu „Huus", „aus" zu „us", „traurig" zu „trurig"; z. B. schweizerisch: „Herz, min Herz, warum so trurig?" plattdeutsch: „Hart, min Hart, warum so trurig?"

Zuweilen wird aber aus dem „au" auch ein „o" oder „oo" gemacht, und zwar, was höchst merkwürdig, in beiden Dialekten ganz in denselben Worten. So haben sie z. B. aus „Baum" im Niedersächsischen wie im Schweizerischen nicht „Bum", sondern in beiden Orten „Boom" gemacht, aus „Auge" — „Oge", — aus „Rauch" — „Rook", — aus „kaufen" — „kofen".

Das lange „ieh" wird hier wie dort zuweilen zu „eh"; z. B. heißt das „Vieh" im Schweizerischen wie im Plattdeutschen „Feh".

Der Diphthong „ö" wird in manchen schweizerischen wie in den niedersächsischen Dialekten ein gedehntes „ee", z. B. „teenen" statt „tönen", „scheen" statt „schön", „Weerter" statt „Wörter". Ebenso wird das „ü" oft ein „i", „hithen" statt „hüthen".

Auch selbst manche Consonanten werden in beiden Dialekten auf gleiche Weise geändert. So geht im Niedersächsischen wie im Schweizerischen das „r" oft in ein „l" über; so z. B. heißt der „Barbier" in beiden Dialekten „Balbier".

Digitized by Google

Manche Consonanten werden beider Orten auf gleiche Weise ganz ausgelassen; so z. B. heißt im Schweizerischen ein „Mann" mit Weglassung des „nn": „Ma". Dasselbe findet sich im Friesischen. In einem Alpenthale fand ich den Familiennamen „Guferma" (Gufermann), der ganz so gebildet ist wie die vielen bei uns bekannten friesischen Familiennamen auf „ma" (mann).

Zahllos sind die Wörter und Ausdrücke, welche diesen südlichen Schweizer- und jenen norddeutschen Dialekten gemeinsam sind und sich dagegen in keinem der zwischenliegenden mitteldeutschen Dialekte finden. So z. B. nennen sie hier einen „Brunnen" „Soht", ebenso wie in Niedersachsen. Diejenigen Beeren, welche in anderen Theilen Mitteldeutschlands „Blaubeeren" heißen, werden hier in meinen Alpenthälern wie in den Haiden Lüneburgs „Heidelbeeren" genannt.

Das niedersächsische Wort „gucken" (sehen, blicken) ist in Mitteldeutschland nicht zu finden, dagegen aber in der Schweiz, wo es „guggen" heißt.

Auch viele Adjectivendigungen sind dem Norden und Süden gemeinsam, so z. B. die Endung „achtig", die im Hochdeutschen mit „lich" vertauscht wird, in Adjectiven wie diese: „bitterachtig", „süßachtig" für „bitterlich", „süßlich". Dieses „achtig" ist im Dänischen und Schwedischen ebenso geblieben und wird dort in hundert Adjectivzusammensetzungen angewendet. Ebenso ist es mit manchen Substantivendigungen, z. B. „ing" statt „ung", wie in den Worten „Achting", „Prüfing", „Stelling", statt „Achtung", „Prüfung", „Stellung" u. s. w.

Höchst merkwürdig sind in dieser Beziehung die Namen der Zahlen, von denen manche im Schweizerischen ganz die Form beibehalten haben, welche sie noch im Niedersächsischen oder im Englischen und Skandinavischen besitzen. Durch die Verwandlung des „ei" in „i" wird das schweizerische „dri" dem englischen „three", durch die Verwandlung des „au" in „u" das schweizerische „tusend" (oder tusig) dem niedersächsischen „tusend", durch die Auslassung des „n" das schweizerische „fif" (fünf) dem niedersächsischen „fif" und dem englischen „five", durch die Verwandlung des „a" in „e" das schweizerische „zwenzig" dem englischen „twenty" ganz ähnlich. „Eilf" heißt im Schweizerischen „entleve" und kommt in dieser Form dem englischen „eleven" sehr nahe.

Digitized by Google

Manche Ausdrücke theilen die Schweizer blos mit den Skandinaviern. So heißt z. B. in der Schweiz „Heimath" ein bäuerliches Grundstück mit seinen Baulichkeiten, Gütten und Aedern, z. B. „da habt ihr a schönes Heimath". Das schwedische „Hemmat" hat ganz dieselbe Bedeutung. Eine Insel nennen die Schweizer zuweilen „ein Ow", die Dänen „Oe".

Manche Redensarten und Ausdrucksweisen sind den Schweizern blos mit den Engländern gemeinsam. So z. B. gebrauchen sie hier das Wort „rite" (reiten) nicht in dem eingeschränkten Sinn, den es in Deutschland hat, und wonach es nur die Fortbewegung auf dem Rücken eines Reitthieres bedeutet, sondern in einem weiteren Sinne, wonach es so viel als Fortbewegung überhaupt vermittelst irgend eines Vehikels, Pferdes, Wagens, Schlittens ꝛc. heißen soll. Sie sagen hier z. B., „ü' Schlitte rite", „ü' Wage rite" (zu Schlitten reiten, zu Wagen reiten ꝛc.) ganz ähnlich wie die Engländer ihr „ride" gebrauchen: „ride on horseback", „ride on carriage".

Noch frappanter ist der Gebrauch des Wortes „mangeln", der ganz dem des englischen „want" entspricht. Sie sagen hier z. B. allgemein: „Ich mangelte mit Ihnen zu sprechen", d. h. „ich habe nöthig mit Ihnen zu sprechen", d. h. „ich möchte gern mit Ihnen reden", wie die Engländer: „I want to speak to you".

Auch das Wort „zellen" (zählen) mag ich hier noch hersetzen. Dieses alte deutsche Wort wird in dem Sinne von „vortragen" oder „Geschichten mittheilen" in Deutschland selbst nur noch in Kompositionen, z. B. in der Form „erzählen" gebraucht. Selbst im Niedersächsischen bekommt es die Vorsilbe „ver", z. B., „he vertellte mi" (er erzählte mir). Blos im Schweizerischen und im Englischen erscheint es noch in der Urform ohne alle Vorsilbe, z. B. schweizerisch: „Zell mi ne Ständleni" (erzähle mir eine Geschichte), englisch: „tell me" etc.

Man findet im Schweizerischen eine Menge Wortbildungen, in dem, welcher an das sogenannte gebildete Schriftdeutsch gewöhnt ist, anfangs als barbarische, fast beleidigende Wortverkrüppelungen und Sprachverdrehungen erscheinen, vor denen er aber, wenn er näher nachforscht, als vor uralten und bestimmten Gesetzen unterworfenen Wortformen, bald mehr Respect bekommt.

Digitized by Google

So haben die Schweizer eine Menge einsilbiger Infinitive. Sie sagen z. B. statt „kommen", indem sie nicht nur die ganze letzte Silbe „men", sondern auch noch den Laut „m", der ein Theil der Wurzel des Wortes zu sein scheint, über Bord werfen, blos „ko" oder „cho", — „übercho" heißt „überkommen". Statt „nehmen" sagen sie „nä", statt „geben" „gä", statt „haben" „hä".

Da ich anfangs diese Umbildung blos einer abscheulichen Trägheit und Nachlässigkeit der schweizerischen Sprachorgane zuschrieb, so konnte ich sie fast nicht ohne Aerger vernehmen. Als ich aber bedachte, daß auch im Englischen, sowie im alten Angelsächsischen, und so auch in einigen ältesten skandinavischen Dialekten dieselben einsilbigen Infinitive gerade auf dieselbe Weise erscheinen, so versöhnte ich mich mit ihnen und sah in ihnen das, was sie wirklich sind, uralte Wortformen.

Die Aehnlichkeit des schweizerischen Deutsch mit dem Englischen ist so groß und auffallend, daß sie selbst den gewöhnlichen englischen Reisenden in diesem Lande nicht entgeht, und manche von ihnen versichern mir hier sogar, daß es ihnen deswegen viel leichter werde, das schweizerische Deutsch zu verstehen und zu erlernen als unser Hochdeutsch.

Es liegt etwas höchst Wunderbares in diesem Zusammenhange zwischen Völkern, die sich jetzt so fern stehen. Es ist ein Zusammenhang, der täglich durch die klarsten Beweise erwiesen wird, über dessen Wie und Wann aber das tiefste Dunkel herrscht. Vergebens wendet sich der Sprachforscher mit jenen klaren Beweisen in der Hand an den Historiker, der nichts darüber zu sagen hat und der hier der Schüler des Beobachters der gemeinen alltäglichen Rede der Menschen werden muß. Die urältesten und festesten Zeugnisse der Geschichte der Menschheit bewahren wir in den flüchtigen Worten, die beständig unserem Munde entfliegen.

Der französischen Worte und Phrasen, mit denen die Deutschen in Wien, in Berlin, am Rhein, an der Elbe und in den Alpen ihre Rede gespickt haben, giebt es unsäglich viele. Man findet in jeder Gegend, fast in jeder Stadt, verschiedene, sowie man in jedem Districte verschiedene Krankheiten epidemisch findet. In Wien grassiren andere französische Prasen als in Berlin, in Hamburg andere als in Frankfurt. Es wäre interessant, sie einmal alle zusammenzustellen. Eine solche Arbeit

Digitized by Google

würde zeigen, daß es auch noch im Osten des Rheins eine Menge französischer Dialekte giebt, und daß die französischen Worte und Phrasen überall vielfach in einem Sinne gebraucht werden, der in Frankreich selbst gänzlich unbekannt ist.

Wir haben es mit den französischen Worten nicht selten gerade so gemacht, wie die Wilden der Südsee mit den Uniformen, blanken Knöpfen, goldgelben Tressen, Wehrgehenken ꝛc., welche die Europäer ihnen ließen. Was in Frankreich blos falsches Gold ist, das halten wir oft für ächtes und stolziren damit umher. Was in Frankreich blos ein Knopf ist, das nehmen wir für einen Brillanten und hängen ihn uns in die Ohren, und diesen oder jenen französischen Hut oder Rock legen wir verkehrt an und drehen das Aeußere nach innen, weil sein Unterfutter uns am meisten gefiel.

Alle Tage finde ich auch in diesen Gegenden neue Gelegenheit, mich über diese, Allem, was deutsch heißt, anklebende Schwäche und Nachgiebigkeit zu ärgern, und selbst in den einsamen Thälern und Wäldern, in welche ich mich flüchte, bereitet mir ein Holzhacker zuweilen den Aerger, auf meine Frage, ob ich den rechten Weg gehe: „Oui, Monsieur", zu antworten. Sogar der uncultivirteste Bewohner meiner Nachbarschaft weiß, daß man einen „Regenschirm" viel richtiger „Paraplue" nennt. In manchen Strichen der Schweiz aber nennen sie dieses Utensil durchweg „Parasol", und obwohl dieß falsch ist, so bedienen sie sich doch lieber dieses falschen Ausdrucks, der doch ein fremder ist, als des richtigen deutschen.

Eines der hier zu Lande angesehensten und vornehmsten französischen Worte, das mir täglich einige Male wie eine Ohrfeige aufs Gehör fällt, ist das Wort „obligé". Es ist dieß hier das gewöhnliche Lieblingswort des höflichen Dankes und des Ausdruckes der Verbindlichkeit, die man Jemandem für kleine Dienste schuldig ist. Machst du einer Schweizerin ein Compliment, so sagt sie „obligé"; hebst du ihr den Handschuh auf, so fällt dir ein „Obligé" wie ein Bonbon zu. Kurz, so viele kleine Gefälligkeiten oder Artigkeiten du in einer Gesellschaft von dir ausgehen läßt, so viele „Obligés" mußt du dafür einkassiren. Sowie das „ch" den Grundton ihrer Sprache ausmacht, so zieht sich das „Obligé" als vornehmste Höflichkeitsphrase durch ihre geselligen Conversationen.

Digitized by Google

Ich ärgerte mich hier anfangs immer so darüber, daß ich beschloß, ich wollte keiner Tochter dieser Thäler mehr eine Gefälligkeit erweisen. Einige, die ich gern hatte, bat ich sogar inständigst und vertrauensvoll, sie möchten mir doch statt „obligé" lieber „ich danke" sagen. — Jedoch die Gewohnheit macht uns am Ende alle Pillen verschlucken.

Es ist nicht immer das fremde Wort allein, was Einem bei solchen Gelegenheiten so anstößig wird, sondern insbesondere auch die Manier, wie es gebraucht wird, die selbstgefällige Miene, welche man dabei annimmt. Ich hörte einmal einen Schweizer über eine östreichische Prügelexecution, der er beigewohnt, reden. Er war zwar schon über diese unwürdige Behandlung eines Menschen höchlich empört, weit mehr aber über die Miene und Ceremonie des östreichischen Prügelmeisters als über die Prügel selbst. Wenn nämlich die so beliebten 25 Stockprügel einem östreichischen Soldaten gegeben werden sollen, so hebt der damit beauftragte Corporal, der sich in eine Art Parade neben den Delinquenten stellt, zuerst seinen Stock nach einem gewissen Tempo in die Höhe, präsentirt ihn dann wie ein Gewehr, hebt ihn noch einmal, läßt ihn auf den Rücken des Delinquenten fallen und zieht ihn in einem gewissen Tempo wieder zurück. Diese ceremoniöse Pedanterie war es, die meinen Schweizer noch viel mehr ärgerte als die Prügel selbst. Wenn der Corporal statt mit jenem kalten und affectirten Ceremoniel lieber mit Leidenschaft darauf losgeschlagen hätte, so wäre die Sache viel verzeihlicher gewesen. Die Schweizerinnen machen ebenso bei ihrem „Obligé" gewisse ceremoniöse Mienen, die mir ärgerlicher sind als das Obligé selbst. Gewöhnlich sprechen sie es mit einer gewissen Affectation aus, ihr Gesicht nimmt dabei einen ganz ernsthaften Ausdruck an, wie es immer der Fall ist, wenn mir etwas ausgeführt zu haben glauben, was unserer Eitelkeit schmeichelt und uns Ehre macht. Jedesmal verbinden sie das Wort „obligé" auch mit einem Knixe.

Ich hatte lange meine gute Stubenmagd beobachtet, um zu erfahren, ob auch sie „obligé" sage. Allein ich hatte immer bemerkt, daß sie mir auf Deutsch dankte. Kürzlich aber fand ich sie in ihrem Feiertagscostüm. Sie hatte einem Tauffeste beigewohnt. Und als ich ihr nun in diesem Costüm wieder eine kleine Gelegenheit gab, mir zu danken, hörte ich sie zu meiner Verwun-

Digitized by Google

rung auf einmal statt „ich danke" „obligé, mein Herr", sagen. Sie gestand mir nachher, daß sie auch bei dem Taufffeste selbst sehr oft „obligé" gesagt habe.

Auch sagte sie mir, daß, wenn auch nicht alle, doch sehr viele Leute in ihrem Dorfe — das NB. ganz abseits in einer einsamen Berggegend liegt — wohl wüßten, was obligé bedeute, und sich zu Zeiten dieses Wortes allerdings gern bedienten.

Ich habe wohl hie und da einen vornehmen Mann gekannt, der, wenn er seine Kammerherrnuniform, seine Orden und Sterne anlegte, ein ganz anderer Mensch zu sein schien, ganz anders sich bewegte, ganz anders lächelte, ganz anderer Phrasen sich bediente, als wenn er in seinem Schlafrock und seinen Pantoffeln war. Meine gute Magd, die in ihren Sonntags-Taufffestkleidern „obligé" statt „ich danke" sagte, lehrte mich, daß auch Berg- und Thalbewohner mit den Kleidern ihre Rollen und sogar ihre Sprache wechseln.

Es giebt eine große Menge französischer Lieblingsworte der deutschen Schweizer, die sie ihrem germanischen Grobbrote wie Rosinen einbacken.

Jeder Canton hat seine eigenen. Diejenigen deutschen Cantone, welche an Italien grenzen, haben auch viele italienische Worte aufgenommen. So heißt z. B. am Vierwaldstädtersee ein Schnupftuch: „Fazionetli", was die Corrumpirung eines ähnlich klingenden italienischen Wortes ist. Und in Uri sprechen die Leute statt: „ich komme gleich", — „ich komme im Continente", was gleichfalls durch Umdrehung eines italienischen Wortes herausgekommen ist.

Italienische Beimischungen zum Deutschen kann man durch die ganze Alpenkette hin bis nach Wien und weit nach Ungarn hinein verfolgen.

Auch lateinische Brocken haben die Schweizer (oder doch die Berner) ihrer alltäglichen Sprache beizumischen für gut gefunden. Wenigstens scheint mir ihr so beliebtes „per se" weder italienisch noch französisch zu sein. Es ist freilich wohl auch schwerlich classisch lateinisch.

Nach der Interpretation der Berner heißen jene beiden Worte so viel als: „natürlich" oder „es versteht sich von selbst", und sind überhaupt eine bejahende Betheuerung der Beistimmung zur Meinung eines Anderen; und wer nun weiß, wie oft wir

Digitized by Google

unseren Mitmenschen aus Artigkeit beipflichten, der kann sich denken, wie oft das „per se“ zum Vorschein kommen muß.

„Sie kommen doch auch heute Abend?“ — „Ja per se! ich komme.“ — „Sie befinden sich doch wohl?“ — „O per se, toujours!“ — „Ei, Sie haben sich einen neuen Rock machen lassen?“ — „Ja per se! das war wohl nöthig.“ — „Sie könnten mir wohl nicht einen Regenschirm leihen?“ — „Ei, mein Freund, per se! avec plaisir!“

Wer diese Fragen und Antworten betrachtet, wird sich etwa einen Begriff von den Fällen machen können, in welchen das „per se“ anzubringen erlaubt ist. Allein einem recht geschickten Berner „Per-se-isten“ kannst du kaum eine Frage vorlegen, ohne daß er auf die eine oder andere Weise in seiner Antwort das „per se“ anzubringen wüßte.

Auf Bernerisch-Deutsch heißt per se: „Ei Behüt's“, und Manche ziehen dieses „Ei B'hüt's“ oder blos „Behüt's“ vor. Dieses „Behüt's“ ist eine der am energischsten zusammengedrängten, am meisten, so zu sagen, lakonisirten Phrasen, die ich kenne. Denn damit dieses einzige Wörtchen die Kraft einer Bejahung, die Bedeutung von „natürlich“, „gewiß“, „versteht sich“, „per se!“ erhalte, muß man es sich als aus einer Redensart, etwa wie diese, contrahirt denken: „Behüte uns Gott, daß wir Ihnen die Bitte abschlagen sollten. Gewiß sollen Sie gleich haben, was Sie verlangen.“ — „Darf ich Sie wohl um das Wasser bitten?“ — „Behüt's, behüt's! sehr gern!“ — „Wollen Sie mir auch wohl ein wenig Wein dazu geben?“ — „Ei behüt's! ja per se! voici, Monsieur!“ So sprechen die Berner.

Ich glaube, es giebt keinen deutschen Dialekt, der noch jetzt von der deutschen Schriftsprache oder dem sogenannten Hochdeutsch oder Obersächsisch, das aus der Mitte von Deutschland hervorwuchs, so wenig aus seiner Position verdrängt ist, wie das Schweizerische.

Das Niedersächsische versteht in Norddeutschland zwar fast Jeder, allein es wird nirgends in den gebildeten Zirkeln mehr gesprochen, und selbst die Bauern, mit denen in der Schule hochdeutsch geredet wird, verstehen dieses wenigstens und können es auch meistens sprechen.

Derjenige allemannische Dialekt, in welchem Hebel seine Lieder dichtete, ist zwar die Volkssprache in den Gegenden des

Digitized by Google

Schwarzwaldes, allein die gebildeten Stände der Länder Baden und Würtemberg bedienen sich nicht mehr dieses Dialekts in ihren Gesellschaften, in ihren Zusammenkünften, in ihren Deputirtenkammern ꝛc. — Und ebenso verhält es sich mit den anderen deutschen Dialekten.

Es giebt zwar bekanntlich kein deutsches Land, in welchem ein ganz reines Musterdeutsch gesprochen würde, wie es geschrieben wird. Vielmehr giebt es in jedem Lande einen eigenthümlichen Accent, eine besondere Aussprache des schriftgemäßen Deutsch. Auch sind in jedem deutschen Lande nicht blos Accent und Aussprache, sondern auch manche eigenthümliche Ausdrücke und Wortformen des Volksdialekts in die Sprache der Gebildeten als Provinzialismen übergegangen und bei ihnen als gute Ausdrücke angenommen, obwohl sie in dem allgemeinen klassischen Schriftdeutsch keine Anerkennung gefunden haben. Die Schwaben, die Oestreicher, die Sachsen, die Preußen, selbst die Gebildetsten unter ihnen erkennt man an ihrer Aussprache sogleich als solche, auch wenn sie nicht ihren Provinzialdialekt reden.

Allein sie prätendiren doch alle, hochdeutsch zu reden, und geben sich auch die beste Mühe, dieß möglichst gut zu thun, halten grobe Dialekteigenthümlichkeiten und Abweichungen fern und suchen die Regeln über Wortbildung und Flexion, welche die allgemeine deutsche Grammatik giebt, zu beobachten.

So, um ein Beispiel aus Tausenden aufzuführen, werden alle Gebildete in allen Ländern Deutschlands das Participium von „sein" so bilden, wie es nach der deutschen Grammatik gebildet werden muß, und werden sprechen: „ich bin da gewesen." Dieses „gewesen" wird zwar von dem Einen richtig „gewesen" ausgesprochen werden, bei dem Andern mehr wie „jewesen", oder „gewäsen", oder „g'wese", oder auf andere Weise nüancirt lauten, aber der gebildete Niedersachse wird sich nicht erlauben, dieses Participium nach den Regeln seines plattdeutschen Dialekts in „wesen" zu verwandeln, und der gebildete Würtemberger wird es nicht, wie es in seinem schwäbischen Dialekte geschieht, „g'si" bilden.

Unter den gebildeten Deutschen in Deutschland giebt es daher mit einem Worte keine Verschiedenheit des Dialekts, sondern nur des Accents und der Aussprache.

Anders nun ist dieß in der Schweiz. Hier, kann man sa-

Digitized by Google

gen, herrscht der reine Volksdialekt selbst noch in den Kreisen der Gebildeten, und die hochdeutsche Sprache ist in der Regel nur Sprache der Schrift und der Literatur.

In Zürich, in Bern und den anderen schweizerischen Städten ist in den Familienkreisen selbst der gebildeten Stände der Volksdialekt mit fast allen seinen Eigenthümlichkeiten herrschend.

Ich wohnte in Bern mehren Versammlungen gebildeter Männer bei, z. B. einer Versammlung von Schulmännern, und ich hörte dort kein anderes Participium von „sein" als „g'st", keine andere Infinitivform als „gah", „cho" und „ha" (gehen, kommen, haben), keinen anderen Pluralis vom Präsens von „wollen" als „weimer" (wollen wir), „weit'r" (wollt ihr) ꝛc.

Sogar in den Versammlungen des Regierungsrathes, der obersten Behörde des Staates, herrschte in allen gehaltenen Reden der reine Berner Dialekt mit allen seinen Eigenheiten.

Die meisten Schweizer kennen den hochdeutschen Dialekt nur aus der Schule und aus den Büchern, und sie sind nur gewohnt, ihn mit außer-schweizerischen Deutschen, welche den Schweizerdialekt nicht verstehen, zu reden. Viele haben zwar auf Reisen im Auslande und in der Schule eine große Geläufigkeit im Hochdeutschen erlangt, allein es giebt manche, die sich fast gar nicht darauf einlassen, hochdeutsch zu reden, und mit jedem fremden Deutschen lieber von vornherein französisch sprechen. Fast allen aber hört man es an, daß ihr Hochdeutsch etwas Erlerntes ist. Es macht ihnen Mühe und kommt etwas gezwungen heraus, und sie gehen überall, wo es nur irgend möglich ist, gleich wieder in ihren Volksdialekt über.

Einem, welcher die Nibelungen und die süddeutschen Minnesänger in der Ursprache kennt, macht dieß einen ganz eigenen Eindruck, denn diese Worte und Phrasen, welche noch heutiges Tages in dem Munde der Schweizer tönen, sind ganz dieselben, deren sich jene alten Dichter bedienten, und man meint daher, wenn ein paar alte Frauen sich auf dem Markte unterhalten, immer die Königinnen Brunhilde und Chriemilde conversiren zu hören. Die Schweizer können daher auch jene alten deutschen Dichtungen viel besser verstehen und genießen als wir.

Ich habe hier wohl zuweilen von einem „*eigentlichen reinen Hochdeutsch*" und dann von einem „*schweizerischen Hochdeutsch*" reden hören. Doch dieses letztere ist

Digitized by Google

kein eigentlicher Dialekt, sondern nur eine Modificirung des Schriftdeutschen auf schweizerische Weise, und es giebt solcher Modificirungen eine Menge von sehr verschiedener Schattirung.

So reden z. B. die schweizer Landprediger auf der Kanzel immer in der hochdeutschen Schriftsprache. Aber sie müssen dieselbe ein wenig umbilden und modificiren nach dem Dialekte ihres Thales, und zwar müssen sie dieß in um so höherem Grade thun, je mehr ihr Thal außer Verbindung mit der übrigen Welt steht.

Sie vermeiden dabei z. B. die groben und platten Provinzialismen und Idiotismen, welche der Würde ihrer Rede schaden würden. Sie conjugiren z. B. nicht nach der schweizerischen Grammatik „g'si si" oder „g'hât hât", sondern nach der deutschen: „gewesen sein" und „gehabt hat"; — sie declíniren nicht auf Schweizerisch: Singularis „die Gemse", Pluralis „die Gemscheni", sondern auf Deutsch „die Gemsen"; sie bedienen sich nicht der vielen schweizerischen Diminutiva, wie sie beständig in der Conversationssprache vorkommen, z. B. des beliebten „chliseli" von „chli" (klein oder wenig), sondern sagen statt dessen „ein klein wenig".

Dagegen aber vermeiden sie solche, dem Ohre der Schweizer ungewohnte hochdeutsche Diphthonge, wie „ei", eu", und sagen „Zit" statt „Zeit", „Früde" statt „Freude" u. dgl., während sie, wenn sie mit einem Fremden völlig hochdeutsch reden, dann auch diese Diphthonge annehmen. Prediger, die in verschiedenen Theilen der Schweiz angestellt gewesen waren, haben mir gesagt, sie müßten ihrer hochdeutschen Rede bald mehr, bald weniger Schweizerdialekt-Färbung geben, je nach dem Bildungszustande ihrer Parochialen, denen das Gewand der Predigt nicht allzu fremdartig erscheinen dürfe.

Die Schullehrer auf dem Lande bedienen sich bei ihrem Unterricht immer des schweizerischen Dialekts, obwohl ihre Bücher natürlich in der hochdeutschen Sprache abgefaßt sind. Auch die Katechisationen der Prediger werden in dem Volksdialekte vorgenommen, ebenso wie in Flamland die Katechisationen in dem flamländischen Volksdialekte abgehalten werden, obwohl die Predigt in Flamland in der Sprache der Gebildeten (französisch) gehalten wird.

Manche Schweizer haben nicht nur vorgeschlagen, den hoch-

Digitized by Google

deutschen Dialekt durchweg unter den Gebildeten einzuführen, sondern einzelne haben auch aus Princip daran festhalten wollen, sowohl in ihrer Familie, als überhaupt in allen Berührungen mit Gebildeten hochdeutsch zu reden, um die Einführung desselben zu begünstigen. Allein sie haben bisher noch immer nicht damit durchdringen können, und meistens hat man ihre Bemühungen bespöttelt.

Drei Verhältnisse scheinen mir hauptsächlich dazu beigetragen zu haben, daß die Schweizer in so hohem Grade in ihren alterthümlichen Dialekten stecken geblieben sind, erstens ihre politische Sonderung von Deutschland, zweitens ihre eigenthümliche demokratische Verfassung und drittens die Geltung der französischen Sprache bei ihnen.

Die politische Sonderung von Deutschland mußte natürlich auch überhaupt eine gesellige Sonderung werden und dazu beitragen, den alten Schweizerdialekt ebenso zu conserviren, wie in Holland die alte niedersächsische Sprache.

Dazu kam, daß ein Theil der deutschen Schweiz katholisch blieb und in ihm daher, wie überhaupt in allen katholischen Theilen Deutschlands, schon deßwegen die Volksdialekte mehr conservirt wurden. Der andere Theil des Landes machte seine eigene Kirchenreform durch, folgte nicht der Fahne Luther's und mochte auch deßwegen — aus Kalvinismus — der alten Volkssprache treuer bleiben als das lutherische Deutschland, welches der Hauptheerd der Entwickelung der deutschen Schriftsprache geworden ist.

In Deutschland bildeten sich allmälig eine Menge glänzende Fürstenresidenzen hervor, welche die Schulen und Mittelpunkte für Entwickelung feiner Sitten und einer eleganten Sprache wurden. Nachdem die Gelehrten die Gewohnheit lateinisch zu sprechen gänzlich abgelegt hatten und die Vorliebe des Adels für das Französische wenigstens einigermaßen verschwunden war, mußten die Volksdialekte sich hier immer mehr zu einer allgemeinen und höheren Sprache der gebildeten Stände abschleifen. Man hat bemerkt, daß auch bei uns in den alten Reichsstädten sich alte Sitten und alte Dialekte am längsten erhalten haben, weil hier kein Hof, kein Adel, keine Akademie, kein blühender Autoren- und Gelehrtenkreis sich an die Spitze stellte. Die Schweizercantone können jenen Reichsstädten sehr gut an die Seite gestellt wer-

Digitized by Google

den. Es blieb in ihnen Alles, auch die Sprache, provinziell und local.

Gab es auch schroffe aristokratische Unterschiede in ihnen, so waren doch diese aristokratischen Kreise äußerst eng und hatten keine Berührung mit größeren Kreisen der gebildeten Klassen Deutschlands. Das Deutsche der Schweiz wurde so zu sagen nur von Bürgern kleiner Städte und von Bewohnern einsamer Thäler geredet. Wir haben einige deutsche Dialekte, welche fast nur von Personen höheren Standes gesprochen werden und deren Ausbildung so zu sagen von jeher nur in den Händen der Gebildeten war. Solche deutsche Dialekte sind z. B. das Deutsche in Esthland, Livland, Kurland, in welchen Ländern das Volk eine ganz fremdartige Sprache hat. Diese Dialekte besitzen daher bei einem eigenthümlichen Mangel an Kraft und Originalität eine außerordentlich feine Politur. Das Schweizerische, als blos in kleinen Städten und auf Bauerhöfen cultivirt, steht mit den angeführten Dialekten im stärksten Gegensatze und trägt das rauhe Gepräge seiner Entstehung.

Endlich hat gewiß auch noch der Umstand, daß die deutschen Schweizer mit romanischen Nachbarn, namentlich mit französisch redenden, zu einem politischen Ganzen vereinigt wurden, zur Conservirung der deutschen Schweizerdialekte beigetragen. Die früher gebildete französische Sprache, welche überall der Entwickelung der deutschen Conversations- und Literatursprache hemmend entgegengetreten ist, mag in der Schweiz besonders nachtheilig eingewirkt haben. Am deutlichsten tritt dieß wohl in denjenigen Cantonen hervor, welche lange sowohl französische als deutsche Unterthanen hatten, wie z. B. Freiburg, Bern, Wallis, Solothurn.

Die regierenden Patricier dieser Cantone, welche sich ohnedieß schon, wie die höheren Klassen aller deutschen Staaten, zum Französischen hinneigten, hatten einen doppelten Grund, dasselbe zu cultiviren, da es ihnen in ihren Regierungsgeschäften so nöthig war. Die französische Sprache hat sich daher bei ihnen, namentlich bei den Berner Geschlechtern, so festgesetzt, daß sie sich auch jetzt noch, wo sie nichts mehr mit dem Staatsregimente zu thun haben, in ihren Familien und unter sich derselben häufig und mit Vorliebe bedienen.

In dem Canton Freiburg, der der französischen Schweiz

Digitized by Google

zunächst liegt und dessen Territorium selbst zur Hälfte von Französischredenden bewohnt ist, bedient man sich fast allgemein als höherer Umgangssprache des Französischen.

Und von diesem Westen der Schweiz, von Freiburg und Bern aus mag der Geschmack für das Französische durch die ganze Schweiz Nahrung erhalten und die Lust an der Cultivirung des Deutschen zuweilen gehemmt haben.

Die französische Schweiz wurde in mehrfacher Beziehung die Erzieherin und Sittenlehrerin der deutschen, und die zahlreichen Erziehungsinstitute fast aller kleinen und großen Orte des Waadtlands, Genfs, Neufchatels werden beständig von den Söhnen und Töchtern der deutschen Schweizer häufig besucht.

Auch hat in früheren Zeiten der Militairdienst in Frankreich, Italien und den Niederlanden gewiß Vieles zur Ausbreitung der französischen Sprache in der Schweiz mitgewirkt. Und so ist es denn dahin gekommen, daß viele deutsche Schweizer sich neben ihrem deutschen Patois für das alltägliche Leben nicht nur mit größerer Vorliebe, sondern auch mit größerer Gewandtheit des Französischen als Umgangssprache bedienen. — Jedoch gilt dieß von der nordöstlichen Schweiz von Zürich an gegen den Bodensee zu in viel geringerem Grade als von der westlichen.

Ich sagte oben, daß Einige vergebens den Versuch gemacht haben, das Hochdeutsche in die Conversation einzuführen. Man muß indeß hinzusetzen, daß solche Versuche vielleicht erst in neueren Zeiten gemacht wurden, und daß sie daher eben doch ein Zeichen des Fortschrittes des Hochdeutschen in der Schweiz sind. Es sind mir auch noch einige andere Facta zu Ohren gekommen, welche beweisen, daß die hochdeutsche Sprache in der Schweiz ebenso wie in allen anderen deutschen Ländern an Terrain beständig gewinnt. Die jüngeren Prediger reden auf der Kanzel, wie man mir von verschiedenen Seiten versichert hat, jetzt in einem viel gereinigteren Dialekte als ihre älteren Vorgänger. Auch wird es seit einigen Jahren den Knaben in den Unterrichtsanstalten einiger Städte, so z. B. Berns, häufiger als sonst untersagt, sich unter einander des Volksdialekts als Umgangssprache zu bedienen.

Wenn ich im Obigen zuweilen von einem „Schweizerdialekte" sprach, so geschah dieß, weil das Deutsch aller Theile der Schweiz allerdings manches Gemeinsame und Gleiche hat.

Digitized by Google

Allein erstlich ist dabei zu bemerken, daß das schweizerische Deutsch nur einen Theil des großen allemannischen Dialekts bildet, und daß daher Manches, was von ihm gesagt wurde, eigentlich als eine Eigenthümlichkeit des ganzen allemannischen Dialekts dargestellt werden müßte. Und dann zweitens darf man nicht vergessen, daß, was ich Schweizerdialekt nannte, wieder eine ganze Anzahl sehr verschiedenartiger Dialekte umfaßt. Nicht nur jeder Canton, sondern fast jedes Thal, ja jede Cantonshauptstadt hat ihren eigenen Dialekt.

Die schweizerischen Sprachforscher haben es versucht, einige der vornehmsten dieser Dialekte zu charakterisiren und Proben davon zu liefern. Wie weit indeß das Studium der Sprachdialekte in der Schweiz (sowie freilich auch in anderen Theilen Deutschlands) noch davon entfernt ist, die Natur bis in ihre feinsten und kleinsten Bildungen und Nuancen verfolgt und dargestellt zu haben, nehme ich daraus ab, daß ich hier täglich von verschiedenen Sprachdialekten höre, die nach der Versicherung der Leute so himmelweit von einander verschieden sind, daß man sie so wenig wie Roth und Gelb, oder wie einen Trompeten- und einen Flötenton mit einander verwechseln kann, und die dennoch weder Stalder noch sonst ein Sprachforscher auch nur einmal erwähnt, geschweige denn charakterisirt hat.

Die Leute des Landes, welche von Jugend auf ihr Ohr darauf eingeübt haben, wissen die Sprache der Dorfbewohner des südlichen Ufers der mir benachbarten Seen genau von der des nördlichen Ufers zu unterscheiden.

Sie nehmen für jedes Hauptthal einen Hauptdialekt und für jedes Seitenthal einen Nebendialekt an. In jeder Bergschlucht, wo ein Dorf liegt, auf jedem Berghange, wo Menschen wohnen, giebt es wieder einen ganz anderen Dialekt, der nicht blos einen anderen Accent, eine andere Aussprache, sondern auch viele ganz andere Ausdrücke und Worte, die seit der Urväter Zeiten blos auf dieses Thal oder auf jenes Dorf beschränkt waren, mit sich führt. Von den zwischen Bergen eingekeilten versteckten Dörfern möchte dieß noch hingehen. Aber selbst auf dem kleinen flachen Erdfleck, den ich bewohne, auf diesem „Bödeli" von Interlaken *), giebt es nicht nur erstlich einen allgemeinen

*) So nennt man das Isthmusland zwischen dem Thuner und Brienzer See.

Digitized by Google

eigenthümlichen Accent, den Accent des ganzen Bödeli, an welchem man sowohl in Thun als in Brienz sogleich einen Einwohner dieser kleinen Ebene erkennt, sondern auch in jedem der sechs Ortschaften meines Bödeli ist die Sprache so verschieden, daß die Leute hier durchweg an dem Accente und der Ausdrucksweise sich erkennen und unterscheiden können *).

Ich weiß wohl, daß Aehnliches auch in anderen Ländern stattfindet, in einigen in höherem, in anderen in geringerem Grade. Allein ich weiß auch, daß es sehr häufig übersehen wird und nichts geeigneter ist, zu zeigen, wie viel wir noch im Studium der Sprache und bei dem bloßen Zusammenbringen unseres Sprachschatzes zu thun haben, und wie in jedem Dorfe noch etwas für diesen Schatz zu gewinnen ist.

Die Dialekte und Sprachunterschiede spalten sich so vielfach in Aeste und Aestchen, wie die Nerven des menschlichen Körpers, für die man zuletzt das Mikroskop gebrauchen muß.

Die Anatomen haben sich des Mikroskops längst bedient, und die Botaniker haben die Flora jedes Thales und Winkels längst untersucht. Aber die Sprachforscher sind, glaube ich, noch vielfach hinter beiden zurückgeblieben.

---

*) Als Beispiele von verschiedenen Ausdrücken in verschiedenen Dörfern wurden mir viele Worte angeführt. Ich gebe zur Probe nur einige: ein Besen heißt in dem einen Orte „Besem", in dem anderen aber „Tillifumler" (von „Tille", d. i. Diele, und „fummeln", d. i. fegen, also „Dielenfeger"). Ein Taschentuch heißt in dem einen Orte „Naselumpen", in dem anderen „Lauter."

Druck der Teubner'schen Officin in Dresden.

Digitized by Google

Im Verlage von **Rudolf Kuntze** in Dresden sind ferner erschienen:

DIE GRÆBER DER LIVEN.

Ein Beitrag zur

nordischen Alterthumskunde und Geschichte

von

Johann Karl Bähr,

Professor an der Kunst-Academie zu Dresden etc.

Nebst 21 lithographirten Tafeln und 2 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Imper. 4°. cart. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wanderungen

durch

einige südamerikanische Republiken.

Von

Georg Byam.

Aus dem Englischen von M. B. Lindau.

8°. 17 Bogen.

Wildes Leben

im Innern von Central-Amerika.

Von

Georg Byam.

Aus dem Englischen von M. B. Lindau.

8°. 14 Bogen. geh. 1 Thlr.

Digitized by Google

Die Volksarzneimittel

in ihrer Anwendung auf's Leben.

Ein medicinisches Hand- und Hausbuch für alle Stände

von

Dr. Curt Michaelis,

praktischem Arzte.

gr. 8°. 18 Bogen. geh. 22½ Ngr.

Die Schroth'sche

Natur-Heilmethode

in Sachsen eingeführt durch

Ferdinand Stolte

und von ihm und dem Dr. Kadner nach rationellen und wissenschaftlichen Principien weiter entwickelt.

gr. 8°. geh. 4 Ngr.

Glück auf!

Ein Kunstblatt nach einem Gemälde von **E. Papf**, lithographirt von **W. Bäßler**, Tondruck von **J. Braunsdorf**,

einen betenden Bergmann darstellend.

17" hoch, 14" breit. 18 Ngr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

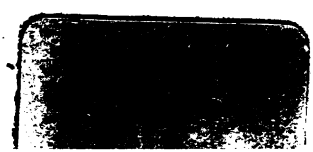
Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google